Paed Th 4053
(1)

Münch

E, A

Bayerische Staatsbibliothek
<36652132750010

Vermischte Aufsätze

über

Unterrichtsziele

und

Unterrichtskunst

an höheren Schulen.

Von

Dr. W. Münch,

Direktor des Realgymnasiums in Barmen.

Berlin 1888.

R. Gaertners Verlagsbuchhandlung

Hermann Heyfelder.

SW. Schönebergerstrafse 26.

Vermischte Aufsätze

über

Unterrichtsziele

und

Unterrichtskunst

an höheren Schulen.

von

Dr. W. Münch.

Berlin 1888.

R. Gaertners Verlagsbuchhandlung

Hermann Heyfelder.

VORREDE.

Die hier zu einem Bande vereinigten Aufsätze sind — mit einer einzigen Ausnahme — einzeln bereits früher veröffentlicht worden. Der Wiederabdruck derselben, womit allerdings Anspruch auf eine gewisse Bedeutung erhoben zu sein scheint, erfolgt auf mehrfache Anregung geschätzter Fachgenossen, zum Teil auch deshalb, weil die Verbreitung von Programmabhandlungen eine unzulängliche zu bleiben pflegt und die Nachfrage nach denselben nicht immer befriedigt werden kann.

Wenn aus der Vereinigung der verschiedenen Aufsätze freilich nicht grade ein organisches Ganze werden konnte, so stehen sie doch nicht ganz lose nebeneinander. Auf das Fach des Deutschen, dem mehrere ausdrücklich gewidmet sind, weisen auch die den fremden Sprachen geltenden Abhandlungen mehr oder weniger deutlich zurück; die sorgfältige Verbindung beider Gebiete im Unterricht ist einer der bestimmenden Grundgedanken. Mit demselben Fache steht naturgemäfs in nahem Zusammenhang der Gegenstand des ersten Aufsatzes, und derjenige des letzten steht ihm sicherlich nicht fern.

Dafs gelegentlich Stellen der einen Arbeit auf solche einer andern nicht blofs hinweisen, sondern dieselben fast wiederholen, mufs wohl mehr entschuldigend erwähnt werden.

Vor allem aber wird einem gleichartigen Ziele überall zugestrebt, nämlich über den unmittelbaren Aufgaben der Unterrichtsthätigkeit der höheren und höchsten sich bewufst zu bleiben,

unter diesem Gesichtspunkte auch das Kleine und Geringe zu gestalten und das Überkommene und Gewohnte mit selbständigem Blick zu prüfen.

Welches uns aber die höheren Aufgaben sind, die so im Auge behalten oder neu ins Auge gefaſst werden sollen, wird die Lektüre selbst im einzelnen zu ergeben haben. Daſs es unter anderem gilt Belebung des Stoffes, Verbindung der Bildungsstoffe, Beobachtung und Berücksichtigung der gesetzlichen Seelenvorgänge, Anregung zur Bethätigung, daſs in bewuſster Weise über die Verstandesschulung hinübergestrebt wird auch zur Pflege der Empfindung (als Vorstufe der Gesinnung), daſs also nach einer gewissen Umwandlung oder Verschiebung des unsere höheren Schulen jetzt beherrschenden Bildungsideals getrachtet wird, und zwar im Zusammenhang mit wissenschaftlichen Anschauungen der Zeit und mit wichtigen Bedürfnissen derselben, dies wenigstens sei auch hier zusammenfassend gesagt.

Wenn etliche der Abhandlungen ausdrücklich oder doch naturgemäſs der besonderen Sphäre des Realgymnasiums angehören, innerhalb deren sie nun einmal erwachsen sind, so ist die Behandlung doch nicht in einem so engen Sinne erfolgt, daſs nicht die allgemein pädagogischen Rücksichten stets im Vordergrunde der Erwägung blieben. Haben doch auch des Verfassers anderswo veröffentlichte Aufsätze „Zur Förderung des französischen Unterrichts, insbesondere auf Realgymnasien“ (Heilbronn, Henninger, 1883) eine ebenso bereitwillige Würdigung in den weiteren pädagogischen Kreisen gefunden.

Vielfach wird man den Anschluſs an die Arbeiten anderer oder den Hinweis darauf vermissen können; doch sind unsere Ausführungen aus selbständiger Beobachtung der Wirklichkeit erwachsen. Auch ist seit der Abfassung einiger der Aufsätze der Stand der Dinge auf den berührten Gebieten teils durch neue Litteratur, teils durch Weiterentwicklung der Praxis etwas verändert: gleichwohl habe ich von einer Umformung abgesehen, und nur in Geringem gebessert oder geändert. Können die entwickelten Gedanken doch wohl auch jetzt noch dem Zwecke

dienen, für den sie von Anfang an bestimmt waren, nämlich Anregung zu geben zu weiterem Denken und Bemühen.

Dazu wird auch auf demjenigen Gebiete Veranlassung genug bleiben, auf welchem die unmittelbare Gegenwart in der That ein erfreulicheres Angesicht zeigt als eine nahe Vergangenheit, nämlich auf dem — im ersten der Aufsätze berührten — Gebiet der vaterländischen Gesinnung.

Den Herren Verlegern der Zeitschriften, welche den Abdruck der dort veröffentlichten Beiträge vor Ablauf der gesetzlichen Frist freundlich und bereitwillig gestattet haben, sei dafür an dieser Stelle bestens gedankt.

W. M.

dienen, die denselben von Anfang an bestimmt waren, nämlich Anregung zu geben zu weiterem Denken und Handeln.

Dann wird auch [illegible] Gebiete Veranschaulichung genug bieten, mit welchen die unmittelbare Gegenwart [illegible] ein [illegible] Augenmerk [illegible] nahe Vergangenheit, nämlich [illegible] — im [illegible] der Aufsätze berührten — Gebiete der [illegible] Geschichte.

Den Herren Verlegern der Zeitschriften, welche den Abdruck der [illegible] Beiträge und Abdruck der [illegible] freundlich und bereitwillig gestattet haben, sei dafür an dieser Stelle bestens gedankt.

W. M.

INHALT.

		Seite
1.	Vaterlandsliebe als Ziel des erziehenden Unterrichts	1
2.	Ein Blick in das Leben der Muttersprache als Bedürfnis des deutschen Unterrichts	43
3.	Die Pflege der deutschen Aussprache als Pflicht der Schule	78
4.	Zur Würdigung der Deklamation	97
5.	Eigenart und Aufgaben des deutschen Unterrichts am Realgymnasium	122
6.	Zur Kunst des Übersetzens aus dem Französischen	165
7.	Englische Synonymik als Unterrichtsgegenstand	202
8.	Shakespeares Macbeth im Unterricht der Prima	222
9.	Über einige Fragen des evangelischen Religionsunterrichts an höheren Schulen	262

INHALT

Seite
1. Volkstümlichkeit als Ziel des erziehenden Unterrichts 1
2. Ein Blick in das Leben der Muttersprache zur Belebung des deutschen Unterrichts 15
3. Die Pflege der deutschen Aussprache als Pflicht der Schule [illegible]
4. Zur Würdigung der Reformation 97
5. Eigenart und Aufgaben des deutschen Unterrichts an Realgymnasien 122
6. Der Kampf des Übersetzens aus dem Französischen [illegible]
7. Lateinische Grammatik als Unterrichtsgegenstand 208
8. Shakespeares Macbeth im Unterricht der Prima [illegible]
9. Über [illegible] des evangelischen Religionsunterrichts an höheren Schulen [illegible]

Vaterlandsliebe als Ziel des erziehenden Unterrichts.*)

Wenn man sagt, das Erstehen des neuen Deutschen Reiches habe den Traum des deutschen Volkes erfüllt, so redet man freilich in einem verbrauchten und fast nichtssagend erscheinenden Bilde. Aber im Grunde kann ein Bild sich nicht verbrauchen, das mit der Empfindung selbst sich stets neu erzeugt. Das Gefühl, mit welchem das Ergebnis jenes grofsen Ruhmesjahres uns durchdrang, war in der That nur der Empfindung desjenigen zu vergleichen, dem Wirklichkeit wird, was er oft in täuschendem köstlichem Traume gesehen und was mit dem kalten Tageslichte sich stets in unendliche Ferne entrückte. So natürlich es bleibt, dafs unser Glück doch in ganz anderem Mafse von der Gestaltung des persönlichen Geschickes abhängt als von der des öffentlichen, so warf jene Zeit doch einen so hellen Schein in die Herzen, dafs es manchen däuchte, er könne nun im Leben nicht wieder ganz unglücklich werden, und ganz unmöglich schien es, dafs dem lebenden Geschlechte die hohe, helle Freude am Vaterlande wieder schwinden könne.

Dazu ist unserm Volke seit jenem Zeitpunkt so viel Weiteres geschenkt worden; zu dem im Sturm Errungenen kam das besonnen Erarbeitete, zur kühnen Errichtung die ruhige Festigung, zum staunenden Bewundern kam das Vertrauen. Und schlossen die grofsen Ereignisse sich ab, so blieben die hohen Gestalten, die denn mit jedem neu hinzukommenden Jahre treuere Anhänglichkeit sich verdienten.

*) Aus Dittes' „Pädagogium" (Leipzig, Jul. Klinkhardt), 9. Jahrg. Heft X.

So wendet sich der Blick bei zahllosen Gelegenheiten, und nicht blofs öffentlicher Art, ehrfurchtsvoll empor zum Oberhaupt des Reiches, immer wieder erschallt der Zuruf der Huldigung, die Unmündigen werden nicht müde, nach ihrem Vermögen die Vaterlandslieder zu lallen, die festlichen Feiern vervielfältigen sich, auf die Abbilder der Lenker und Führer unseres Volkes fällt der Blick wohin er sich wendet: in der That, patriotische Empfindung ist doch wohl reicher verbreitet und in lebendigerer Bewegung als je zuvor, und der Ausländer, welcher in das gegenwärtige Leben unseres Volkes hineinblickt, empfängt mit Deutlichkeit diesen und keinen andern Eindruck, und spricht ihn aus, bald mit Anerkennung, bald mit Mifsbehagen, je nachdem er mehr gönnt oder mehr neidet.

Und doch ist Klage zum öfteren laut geworden. Nicht blofs in Augenblicken gefährdeter nationaler Sicherheit und hochgehender Wogen politischen Kampfes. Oft rang sie schon vorher sich los vom Munde des Mannes, der als ein Atlas das Reich auf seinen Schultern trägt; oft erscholl sie laut und scheltend in den Tagesblättern; und auch leise ward sie geäufsert in ernster Stunde von unabhängigen, warmherzigen, tiefblickenden Vaterlandsfreunden, die Klage nämlich, dass es dem deutschen Volke — trotz allem — noch an rechter Vaterlandsliebe fehle.

Es ist wahr, der Beweise oder doch der unerfreulichen Anzeichen sind nicht wenige. Eigentlich wäre eines schon mehr als genug: das jahrelange Walten einer Volksvertretung mit so viel der verneinenden, der drohenden, der hemmenden Elemente, um nach Belieben alles niederwiegen zu können, was dem Reiche weiter emporzuhelfen bestimmt war. Das konnte doch wohl allen Mut und alle Freudigkeit nehmen, wenn — man nicht dennoch zu glauben und zu hoffen vermochte, wenn nicht in dem Volke, dem bildsamen, bestimmbaren und stets sich verjüngenden, mehr Entwicklungsfähigkeit, edlere Keimkraft wohnte als in denen, die in einer bestimmten Zeit das Volk zwar bedeuten sollen, aber nicht sind. Doch lassen wir das grofse öffentliche Leben.

Es gibt noch andere Wahrnehmungen, die nicht erfreuen können. Noch ist eine falsche Verehrung, eine unwürdige Nachahmung des Auslandes nicht verschwunden, an zahlreichen Punkten streckt die zeitweilig und scheinbar überwundene dreist ihr Haupt

wieder empor, und wissen die Deutschen draußen in der weiten Welt ihren Namen stolzer zu tragen als ehedem, die daheim wissen zu Zeiten noch immer nicht, wie das zu thun. Dann, wieviel Unfertigkeit der inneren Einigung! Denn nicht nur an dem haben wir uns zu messen, was vor Jahrzehnten in Deutschland war, sondern doch auch an dem, was außerhalb Deutschlands gegenwärtig ist: da aber zeigt sich, dass die Sicherheit und Unbedingtheit, mit der die Angehörigen anderer bedeutender Nationen so zu sagen ausnahmslos ihrem Volke angehören, es in jedem Momente bekennen und vertreten, bei uns noch ein fernes, fremdes Ding geblieben ist. Wenn man ohne Scheu die Thatsachen anblickt und mit Namen nennt, so ist das Mißverhältnis noch groß zwischen Empfindung und Gesinnung, zwischen Phrase und Überzeugung, zwischen äußerem Bekenntnis und lebendiger Vertretung, zwischen Schein und Sein.

Soll gearbeitet werden, um das womöglich zu bessern, so ist nichts gewisser, als dass die Erziehung der Jugend zu rechter Vaterlandsliebe das wichtigste Feld bildet. Das freilich wäre thörichte Anmaßung, wenn man auf diesem Gebiete etwa alles seither Geübte verurteilen und eine neue Offenbarung des wahren Weges feilbieten wollte. Nichts liegt den nachfolgenden Betrachtungen ferner. Nur darum handelt sich's, ruhige Umschau zu halten über das, was wir wirklich thun, und dazu dann auch nach dem, was wir etwa noch thun, anders thun, oder lassen könnten. Und selbst wer die oben entwickelte Anschauung nicht teilt, wem das Gesamtbild des deutschen Patriotismus freundlich erscheint und durch die unerfreulicheren Züge nicht eigentlich entstellt wird, selbst der mag es nicht unberechtigt finden, daß man — zu eigner Kontrolle und Klärung wenigstens — sich jene Frage stelle und eine zusammenhängende Antwort darauf versuche. Ist doch der rechte Weg hier wie bei allen Erziehungsaufgaben schmal, und öffnen sich doch selbst dem besten Willen leicht genug Abwege.

Die Vaterlandsliebe ist keine rein sittliche Macht. Empfinden wir mit Recht ihr Fehlen als einen sittlichen Defekt, so ruht sie doch auf natürlicher Grundlage; sie zieht ihre Nahrung aus Trieben von ungleichem Wesen und Werte. Ihre Wurzel steckt gewissermaßen in der wirklichen Erde: die Anhänglichkeit an den heimatlichen Boden, das eigentümliche innere Verwachsenbleiben

des Menschen mit der Gegend, der er entstammt, das allem Verstand zum Trotze eine der unverwüstlichsten Empfindungen in uns ist, bildet den untersten Grund derselben. Hierzu kommt das Gefühl der Blutsidentität, der Gleichartigkeit des Wesens, wie es an der Wahrnehmung des Andersartigen erwacht. Es kommt als noch allgemeinere und sicherere Grundlage in Betracht das Gesellschaftsgefühl, das Bedürfnis sich anzuschliefsen und zusammenzuschliefsen, und das Bewufstsein der Stärke in der Zugehörigkeit zu dem Ganzen. Es spielt auch, dass ich einen schlimmen, aber kurzen Ausdruck gebrauche, das Trotzbedürfnis mit hinein, das Bedürfnis nämlich sich im Gegensatz zu andern zu fühlen und geltend zu machen, wie dasselbe nun einmal zu den natürlichen Trieben des Mannes überhaupt, wenn auch in sehr verschiedener Stärke, gehört, bei dem in der Entwickelung begriffenen männlichen Individuum eine besonders deutliche Rolle spielt, und voller hervortritt beim Zusammenschlufs vieler zu einer Einheit, wo dann sein unschöner Charakter gewissermafsen unmittelbar ausgeglichen wird durch die Treuverpflichtung gegenüber der eigenen Gemeinschaft. Die Genugthuung, sich selbst fühlen, lieben, rühmen zu dürfen in dem Ganzen, dessen Glied man ist, hängt nahe hiermit zusammen. Und andere nicht als sittlich zu bezeichnende Seiten kommen hinzu; man denke nur an die Macht, welche das Gewohnte ausübt und das Bequeme, die Gleichartigkeit der Verhältnisse nicht blofs, sondern auch der Anschauungen; man denke an die Rolle der materiellen Interessen und deren Abhängigkeit von Stärke und Sicherheit des Vaterlandes. Dazu kommt, gewissermafsen zwischen dem Natürlichen und dem Sittlichen die Mitte haltend, die gesamte Vorstellungs- und Empfindungssphäre, welche in uns durch Überlieferung, durch öffentliche Erinnerung geweckt und genährt wird. Auch verstandesmäfsige Überzeugung von der Notwendigkeit, dem praktischen Werte des Zusammenschlusses spielt mit hinein. Doch alledem gegenüber bilden auch Triebe der edelsten Art mit die Grundlage oder vielmehr die beste Lebensquelle für die Vaterlandsliebe. Das ist einmal der Trieb zu liebender Hingebung und Aufopferung; denn durch ihn und nicht durch Reflexion ist bewirkt worden, was von je, sei es auf Schlachtfeldern oder im stillen Hause, patriotisch Schönes und Grofses geleistet wurde. Und dann das Bedürfnis, zu verehren und sich zu begeistern.

Das Edle ist eben nicht das Gewöhnliche, aber es ist darum doch nicht auf die Seelen weniger beschränkt. Auch den gewöhnlichen Seelen sind ja edle Triebe nicht fremd. Und durch die Dauer, die Deutlichkeit, die Dimensionen der Vaterlandsbeziehungen wird, so scheint es, solch edleren Empfindungen ein besonders breiter Strom geöffnet; kaum ist ein Gebiet, für das Begeisterung und Opferwilligkeit allgemeiner anzutreffen wäre — die Religion nicht ausgeschlossen. Denn obwohl ihre Kraft unvergänglich ist, unvergänglicher als alle Vaterländer, so ist das Maſs ihrer Vollherrschaft in den Gemütern doch keineswegs immer gleich, und in der Gegenwart fühlbar geringer als zu gewissen andern Zeiten.

Doch was wir uns klar zu machen haben, ist, daſs bei so verzweigten Wurzeln der Vaterlandsliebe diese selbst in den verschiedenen Herzen ein sehr verschiedenartiges Dasein haben kann. Hier wird die patriotische Empfindung sich kaum über ihre erdgeborene Natur erheben, dort wesentlich an die Triebe des Trotzes, Hasses und Kampfes gebunden sein, hier nur vom groſsen Strome der Mitlebenden gleichsam anempfunden, von der eigenen Seele nur matt reflektiert sein, dort im eigensten Feuer geglüht, anderswo durch Kenntnis, Studium, Erwägung geformt; sie wird nach der Verschiedenheit der Naturen hier ruhig sein, dort ungestüm, hier oberflächlich, dort tief, hier schwächlich, dort felsenstark. Sie wird ein verschiedenes Maſs von Herrschaft innerhalb der Seelen ausüben, denn sie hat da oft mit anderen Empfindungen um den Boden zu ringen, wenn dieses Ringen auch nicht immer — vielmehr nur in bestimmten groſsen, schweren Momenten — zum bewuſsten Seelenkampf sich gestaltet.

Gewisse allgemeine Strömungen zumal vermögen verkümmernd oder auflösend auf sie zu wirken. Jene ihre erste und natürliche Grundlage, das Heimatgefühl, muſs ja nicht mit innerer Notwendigkeit sich zur groſsen, das Vaterland umfassenden Empfindung veredeln. Es wird daraus vielleicht nur Stammesgefühl, vielleicht nur Lokalpatriotismus. So viel leichter die Wahrnehmung von Stammesunterschieden und Ortseigentümlichkeiten sich vollzieht als die des Völkergegensatzes, jene durch mäſsige Ortsveränderung im Lande, diese durch Berührung mit dem Auslande (wenn auch nur im Geiste), so viel leichter erwächst in natürlicher Weise

jene partikulare Empfindung als diese allgemeine. Zu dieser können sich selbständig nur wenige erheben, den andern mufs sie übermittelt, eingeflöfst, anerzogen werden. Es gilt dabei mitunter gradezu ein Sichloslösen von starken natürlichen Sympathieen und Antipathieen, und wenn dies schwer wird, so bedeutet das noch keinen sittlich verwerflichen, stumpfen Trotz.

Aber auch eine ganz andere natürliche Tendenz, gewissermafsen das Gegenteil der genannten, obwohl nicht auf gleiche Linie zu stellen, wird der Vaterlandsliebe nicht selten gefährlich: nämlich das sich bildende Gefühl der Geringschätzung des Gewohnten, Nahen und der Hochschätzung des Fremden, Fernen. Nicht blofs „Propheten“, überhaupt nicht blofs Menschen gelten wenig „in ihrem Vaterlande und in ihrer Heimat“, auch die Verhältnisse, die Eigentümlichkeiten, die Güter in der Nähe werden minder gewürdigt als die der Ferne. Eine täuschende Phantasie einerseits und die thatsächliche Unvollkommenheit alles Wirklichen andrerseits spielen dabei ihre Rolle, wie denn auch im Kleinen, auf konkretem Gebiete, das Nichtbesessene reizt und der Besitz zu enttäuschen pflegt. Hier tritt also der Zustand ein, dafs das vom unmittelbar Umgebenden sich loslösende Gefühl, anstatt das Gröfsere, Allgemeinere zu erfassen, gleichsam ins Weite sich verflattert. Man glaube nicht, dafs diese Neigung nur eine deutsche sei: wenn Angehörige anderer Nationen dieselbe freilich der Fremde gegenüber besser zurückzudrängen wissen, so ist sie bei ihnen doch auch vertreten. Selbst in einem Lande wie England ist Klage und Anklage gegen heimische Einrichtungen zu gunsten ausländischer keineswegs unerhört.

Einzelne Individuen stehen auch unter schlimmerem Banne: die Eitelkeit treibt sie, sich vom Umgebenden abzuheben durch Vertretung des Fremden. Bei einzelnen fehlen gradezu Triebe, welche der Allgemeinheit so natürlich sind, so wie oft ein körperliches Organ von der Geburt an nur ganz verkümmert vorhanden ist. So sind Ephialtes-Naturen am Ende eine Art moralischer Krüppel. Was dann schliefslich ein stark entwickelter persönlicher Egoismus, oder was angeborene Schwunglosigkeit, Mattheit der Empfindung, Öde der Seele auch zu ungunsten des Zuges der Vaterlandsliebe zu bedeuten vermögen, braucht nicht geschildert zu werden.

Dann aber erwächst der Vaterlandsliebe auch noch ganz andere, edle Gegnerschaft in der idealistischen Richtung über das Nationale hinaus, dem Kosmopolitismus, den das Jahrhundert der Humanität entwickelt hat, und der von seiner ideellen Hoheit nichts verlieren kann, wenn die Zeiten und die Schranken der Wirklichkeit uns nötigen, auf ihn zu verzichten, wenn wir sein Bild verschleiert in den Tempel stellen müssen, und den Schleier zu heben einer unabsehbaren Zukunft vorbehalten. In der That, so stark scheint die Strömung des Jahrhunderts über diese Weltanschauung hinausgeführt zu haben, dass ihr eine Widerlegung zu widmen für jetzt kein Bedürfnis ist. Aber darum ist dieselbe ja nicht verschwunden. Nicht dass der Kosmopolitismus in den Werken unserer gröſsten Dichter eine stille, aber fürwahr nicht verächtliche Vertretung hat, deren Wirkung zu Zeiten sich verstärken oder erneuern mag, nicht das ist's, worauf wir Nachdruck legen wollen. Auch nicht, dass derselbe im letzten Grunde auf urchristlicher Anschauung ruht, soll jetzt weiter in Betracht kommen. Aber aus der Höhe der geistig-sittlichen Welt verdrängt, beginnt er in den Tiefen der Gesellschaft sich zu regen, oder vielmehr hat er dort längst sein Haupt erhoben, und blickt mit ganz anderem, nicht mit feierlich heiterem, nicht mit himmlisch verklärtem, sondern mit wild erregtem Angesicht empor und bedroht die bestehenden nationalen Ordnungen. Ob gegen einen solchen Feind und gegen die Kräfte, mit denen er arbeitet, die sanft geistige Einwirkung der Erziehung etwas Nennenswertes vermöchte, muſs sehr fraglich heiſsen. Wie weit sie hineingreifen wird in die innere wie äuſsere Entwickelung unseres und des künftigen Geschlechts, kann man vielleicht ahnen, nicht berechnen. Gedenken aber muſs man dieser Gegnerschaft sicherlich!

Doch nicht bloſs daſs die Vaterlandsliebe mit entgegenstehenden Empfindungen oder Strebungen um den Boden zu ringen hat, sie ist auch ihrerseits Miſsbildungen ausgesetzt, die ihr gesundes Leben nicht minder bedrohen. Und das nicht etwa nur gelegentlich und vereinzelt. Drei Arten davon treten uns insbesondere entgegen, entsprechend den drei Gebieten von Empfindung, Urteil und Handlung.

Die erste Ausartung ist das Wuchern der Phrase. Welch

eine Rolle spielt diese Macht, diese Muhme der Göttin Fama, gleich ihr in jähem Wachstum und mit dreistem Schalle durch die Welt fliegend, überall eindringend, alles umwindend, anmaſslich aufgebläht, und im Innersten nichtig! Sie fliegt herbei, ehe wirkliches Empfinden sich bilden konnte, ihm nimmt sie den Platz, wo es bescheiden gedeihen mochte, sie schwellt die Brust mit ihrer windigen Fülle, sie ist ein Truggold, in dem Tausende prangen, die zu echtem Wertbesitz nicht gelangt sind. Die patriotische Phrase wuchert reichlicher noch als andere. Nicht bloſs in Gestalt gewisser Schlagwörter, die von Mund zu Munde gehen; es ist viel mehr, was patriotische Empfindung ausdrücken soll und nicht aus dem Herde der Empfindung stammt. Viele von den groſsen Worten, die wieder und wieder im Brustton hervorquellend sich selbst kaum je genug zu thun scheinen, viele von den begeistert vorgetragenen und aufgenommenen Reden, welche die reichlichen Feste zu zieren bestimmt sind, sie und anderes in der Öffentlichkeit Verkündete — es ist nicht Lüge, nicht Unwahrheit, nicht Heuchelei, weit entfernt, aber es ist eben so weit davon entfernt, echter Ausdruck echten Gefühles zu sein, es verbürgt höchstens Stimmung, aber noch lange nicht ein so vollwichtiges Maſs von Überzeugung, von Gesinnung. Das könnte unschädlich erscheinen, wenn nicht eben, wie allerwärts das Mittelmässige dem Guten, so auch in der Brust das sich breit machende Hohle dem Kernhaften gleichsam die Lebensluft wegnähme. Daſs freilich auch die berechnete Phrase sich oft genug unter die bloſs oberflächlich überlaute mischt, bald in serviler, bald in geschäftsmännischer Absicht, braucht kaum erwähnt zu werden; mit ihr, die einfach Lüge ist, wollen wir es hier nicht zu thun haben, sondern mit der feineren Gefahr halb empfundener halber Wahrheit.

Und wem ist diese Gefahr gröſser als der Jugend? Dem Jünglingsalter zumal, das zu vollen Empfindungen aufstrebt und mit Worten sich so vielfach zu begnügen hat, rhetorischen Schwall noch schlecht von schwungvoller Empfindung scheiden kann, dem die stärksten Behauptungen als die begründetsten erscheinen. Es ist leicht, dieses Alter mit Phrase zu übergieſsen und in der Phrase schwimmen zu machen, schwer, es davor zu bewahren. Oder thut es am Ende nichts, dass man die jugendlichen Seelen einstweilen mit Hyperbeln errege und mit Dampf fülle? Wer sehr praktisch

ist und gar nicht idealistisch, kann die sittliche Seite, das Unerfreuliche der Halbwahrheit, geringachten. Aber gerade auch praktisch ist es nicht, denn der Tag mag kommen, wo die Phrase zusammenfällt wie ein Luftball, der durchlöchert wird.

Die zweite Mifsbildung erfährt der Patriotismus nach der Seite des Urteils. Hier denn handelt es sich nicht um das subjectiv Unechte, sondern um das objectiv Unrichtige — wobei freilich unzulängliche Kenntnis eine gröfsere Rolle spielt als bewufste Verschiebung der Thatsachen. Aber verschoben wird sehr viel, zu gunsten des Eigenen und zu ungunsten des Fremden. Der Glaube, dass die Menschen anderswo eigentlich nichts taugen, ist eine der elementaren menschlichen Neigungen, die sich zunächst im grofsen Gesamtlande in naiver Weise zwischen Stämmen, Gegenden, Ortschaften fühlbar macht, aber immer auch bereit ist, sich auf gröfsere Verhältnisse übertragen zu lassen. Zahlreiche Urteile haben Kurs, die keine rechten Werte darstellen. Sie gelten dem Geschehenen und dem Seienden, der Geschichte der Völker und ihrem Wesen. Sie pflanzen sich zum Teil fort von Geschlecht zu Geschlecht, und zum Teil auch werden sie neu gebildet auf Grund unzureichender Beobachtung, unvollständiger Induktion, voreiligen Schliefsens, auch aus dem Bedürfnis der Eitelkeit.

Fragt man sich einmal, wie und wie weit lernen die Völker überhaupt sich gegenseitig kennen? so lautet die Antwort: im ganzen in sehr ungenügender Weise. Da ist zunächst die Grenzberührung im Frieden, die ohne weitreichenden Eindruck zu bleiben pflegt, nicht blofs, weil an den Grenzen vielfach Übergangsgebiete sind, sondern auch, weil man, was man ganz in der Nähe sieht, damit noch nicht leicht im ganzen beurteilt. Leicht werden da geringfügige Unterschiede, wie selbst zwischen Nachbardörfern desselben Stammes, viel zu schroff genommen, harmlose Abweichungen belacht und verachtet, gleichwertigen Bewohnerschaften mifstraut, u. s. w. Oft ist der Gegensatz nur Überlieferung und überhaupt nicht greifbar, nicht gegenständlich. Das wirkt wohl auch im grofsen; worauf sonst beruht die Antipathie zwischen Spaniern und Portugiesen, zwischen Norwegern und Schweden, die doch nur Brüder aus einem Hause sind? Zweitens berühren sich die Nationen durch Wanderung, durch Reisen, vorübergehenden oder dauernden Aufenthalt einzelner Personen oder mäfsiger Gruppen. Zuzeiten kommt

dazu die reichlichere persönliche Berührung durch Krieg, wobei freilich ein abnormer Stand der Stimmung und der Verhältnisse die ruhige und zutreffende Beobachtung wehren zu müssen scheint. Ferner ist da der Verkehr aus der Entfernung, der brieflich geschäftliche und der litterarische, die Lektüre der sei es alltäglichen, sei es wertvollsten schriftstellerischen Erzeugnisse; und dieser ist eigentlich der breiteste, bedeutendste, viele nehmen — namentlich wenn man die Vermittlung durch Übersetzung hinzunimmt — daran teil, die Eigenart kommt da in tieferer Weise zum Ausdruck, und wenn er sich freilich zunächst auf die Gebildeten beschränkt, so können eben nur durch sie dem Gesamtvolk Anschauungen zufliefsen.

Und dennoch wird das Urteil durch alle die genannten Berührungen in geringerem Mafse bestimmt, als durch ein Letztes, das eben nicht Anschauung, nicht Beobachtung, nicht Erwägung ist, sondern das unmittelbar bereit liegt und eingeflöfst wird, eben jene fertigen Urteile, allgemeinen Sätze, überlieferten Charakteristiken, übernommenen Lehren. Solches Urteil aber, das der Urteilsbildung vorhergeht, ist nichts anders als Vorurteil, und von Vorurteilen nähren denn in der That die meisten Menschen ihre Überzeugungen, auf diesem wie auf anderen Gebieten. Freilich vermögen es ja nur wenige, eigene Urteile zu bilden. Das Bedauerliche ist auch nicht dies, sondern dafs der Besitz der fertigen allgemeinen Urteile uns gradezu in unserer eigenen Urteilsbildung lähmt. Nicht nur die Kategorieen sind fertig, auch die Subsumtion der Gattungen ist schon vollzogen, und so ist denn z. B., dafs der Russe als solcher brutal sei, der Engländer egoistisch anmafsend, der Franzose windig, der Italiener heimtückisch (dies wahrscheinlich ursprünglich eine Landsknechtsbehauptung), der Türke grobsinnlich, der Spanier gespreizt, der Amerikaner von rücksichtsloser Gewinnsucht beherrscht, bei uns gegebenes, ererbtes, allverbreitetes „Urteil“.

Noch eine dritte Mifsbildung ist da, und mit ihr kommen wir zu dem Gebiete des Handelns. Als Chauvinismus bezeichnet man die Richtung, welche hier die Verirrung bedeutet. Freilich stellt auch sie sich zunächst in der Art zu reden und zu empfinden dar. Aber sie drängt doch auf Handlung hin. In dauerndem Zustande leidenschaftlich patriotischer Erregung, in steter Unruhe um Verfechtung der nationalen Güter, Rechte, Ehren, unter Mifs-

achtung aller Schonung nach innen und nach aufsen, unter Verachtung aller besonnenen Erwägung, unter Verletzung auch der Gerechtigkeit und Billigkeit, bedeutet der Chauvinist auf politischem Gebiete das, was der Fanatiker auf religiösem, bietet Verzerrung der edlen Züge dar, wenn auch persönlich nicht unedel, nicht gemein. Ja, der Typus, welchen Alphonse Daudet gezeichnet hat in „La Mort de Chauvin“, gewinnt am Ende sogar doch unsere Sympathie, denn er stirbt als Opfer seiner allzufeurigen Gesinnung. Nicht alle, die seine Richtung bekennen, möchten auch dafür sterben, weder in Frankreich, noch anderswo; denn die Art und Richtung selbst ist an kein Land gebunden, wenn sie auch der einen Nationalität naturgemäfs näher liegt als der andern. Aber in dem Mafse, wie sie allgemein würde, wäre Nationalität eine unselige Schranke für die Entwickelung des Menschentums und der Zustand der sich gleich Raubtieren bekämpfenden Indianerstämme das Ziel oder Ende. Auch für das eigene Land und Volk wird der Chauvinismus, was er eben seiner Natur nach ist, ein verzehrendes Feuer, statt eines erwärmenden.

Doch genug von den Ausartungen. Ist es nun nicht Zeit, dass wir uns der Beobachtung und Schilderung der echten Vaterlandsliebe zuwenden? Das zu versuchen, wäre doch ziemlich zwecklos. Weder eine Theorie kann uns frommen, noch der Versuch, das Vollkommene in der Wirklichkeit aufzusuchen. In der wirklichen Welt erscheint der Vaterlandssinn verschieden nach Abstammung, Erziehung, Temperament, Alter, Geschlecht und nach allem, was sonst das Fühlen und Thun der Menschen scheidet. Es ist wie mit der Religion, die zwar nicht nach ihrer theologischen Definition, aber nach ihrem wirklichen Leben von allen jenen Unterschieden abhängt, oder wie mit der Liebe, deren Naturgeschichte zu schreiben man nicht so leicht unternehmen wird. Und so ist denn vor allem die grofse Thatsache natürlich, dass der Patriotismus der verschiedenen Völker in seinem Wesen nicht gleichartig ist, es nicht zu sein braucht, weil er es nicht sein kann. So einfach der Satz ist, mag er doch zu wichtigen Folgerungen leiten.

Gemeinsam sind natürlich jene elementaren Grundlagen, von welchen oben die Rede war. Aber schon sie nicht ganz und gar.

Das Heimatgefühl ist eine stärkere Macht in der Brust des Schweizers, als bei den Angehörigen einer beliebigen anderen Nation: die Natur seiner Heimat läfst das unschwer begreifen. Der Trieb zu trotzigem Abschlufs und Gegensatz spielt bei den leidenschaftlicheren unter den halbzivilisierten Völkern naturgemäfs eine starke Rolle. Die Genugthuung des Gewohnten fällt bei dem Engländer mehr ins Gewicht als bei den meisten anderen, in dem Mafse als ihm die eigenartigen und festen Lebensformen und das materielle Behagen in seinem Heimatlande die Fremde stets unbefriedigend erscheinen lassen. Für den Holländer ist die Lage einigermafsen ähnlich. Und diese Beispiele wären leicht fortzuführen. Viel bestimmter aber werden die Unterschiede, wenn der gesamte Volkscharakter in seiner Abhängigkeit von den physisch-geographischen Bedingungen jedes Landes in Erwägung gezogen wird. Und doch bleibt auch das noch fast unwesentlich im Vergleich zu dem, was die gesamte thatsächliche Entwickelung, die Vergangenheit, die innere und äufsere Geschichte, und was ihr Ergebnis, die Beschaffenheit der nationalen Lage eines Volkes in ihm von eigentümlichem Vaterlandssinn entstehen läfst oder nährt.

Es gibt Anekdoten, welche den Nationalstolz der Engländer und Franzosen oder anderer Nationalitäten in seiner Eigenart ins Licht setzen sollen. Es gibt wohl auch Formeln, welche die nationale Grundstimmung definieren wollen. Man wird weder in Anekdoten die tiefste Weisheit suchen, noch in Formeln die geschichtliche Wahrheit. Was man mit Richtigkeit sagen kann, wird immer nur gewisse Seiten, und diese mehr andeutend als feststellend, treffen, wird irgendwie schief oder unzulänglich bleiben. Wer getraute sich z. B. das Selbstgefühl einer Reihe verschiedener Individuen nach seinen Unterschieden formulierend zu beschreiben? Hier Stolz als ruhiges Kraftgefühl, dort reizbar, dann an Eitelkeit streifend, oder voll Überhebung, aber dann auch wieder edler Stolz, der sich selbst hoch einschätzt und Bedeutendes von sich fordert: das sind einige der Spielarten, aber die Individuen zeigen davon durchweg schon Mischungen oder Zwischenstufen. Und Nationaltypen richtig zu zeichnen ist viel schwerer. Aber vereinzeltes Richtige läfst sich wohl aussprechen und halten. So die Unterscheidung, dafs der Patriotismus der Engländer, der Franzosen und der Deutschen sich je auf eigentümlicher sittlicher Grundlage ruhend fühlt:

der erstere glaubt an die besondere Tüchtigkeit, der zweite an den besonderen Adel, der dritte an die besondere Reinheit seines Volkes. Dass der letzte Anspruch der gefährlichste ist und bei anderen am meisten Missstimmung hervorruft, läſst sich nicht verkennen. Doch der deutsche Patriotismus trägt noch in anderer Hinsicht eigentümliche Züge, und die in unserm Eingang berührte Frage, ob wir Deutschen eigentlich hinlänglich Vaterlandssinn haben oder nicht, wird sich in die Frage zu verwandeln haben, welche Züge der deutsche Patriotismus zeigt, welche ihm fehlen, welche Erziehung, oder besser, welche Läuterung ihm zuteil werden muſs.

Wir kommen hier zugleich etwas näher auf die oben nur flüchtig berührten geschichtlichen Grundlagen des Vaterlandsgefühls. Die Wahrheit, daſs man ein Vaterland haben müsse, um es lieben zu können, erscheint allerdings wohl gar zu wohlfeil. Aber es hängt damit doch zusammen die andere Thatsache, daſs der Vaterlandssinn — wir gebrauchen besser diesen Ausdruck, da es sich um Liebe allein nicht handelt und andrerseits man zur Not auch das nur Ersehnte lieben kann, daſs also der Vaterlandssinn in dem Maſse ein allgemeineres und festeres Gefühl sein wird, wie das Vaterland als solches einen langen und starken Bestand hat; er ruht dann eben auf breiterer natürlicher Grundlage. Er wird zu bewegter Empfindung werden da, wo das Vaterland gefährdet, verletzt oder verloren ist. Er wird denn wohl ein unsicheres, ein schwankendes, unklares Gefühl da sein, wo das Dasein eines Vaterlandes selbst, oder wenigstens eines festen, einigen, unabhängigen eine zweifelhafte Sache ist. Und das ist doch der Fall der Deutschen lange genug gewesen. Zwar erscholl auch in den schlechtesten Zeiten wieder und wieder der Zuruf: Wollet Deutsche sein, wollet ein Vaterland haben, damit ihr eins habet. Aber er konnte meist nur Empfindungen wecken, noch nicht Zustände schaffen, und was bedeuten jene ohne diese konkrete Unterlage? Ja, einer natürlichen Anlage folgend, haben wir uns lange Zeit an unseren Empfindungen recht innerlich genügen lassen, und es führte der deutsche Patriotismus eine bloſs sentimentale Existenz. Aber eine unsichere immer, nach den Geschicken und Verhältnissen.

Endloses Ringen zwischen Stammesselbständigkeit und Ein-

heitsgewalt, halbe oder jäh vorübergehende Erfolge der letzteren, abgelöst durch Zeiten von um so kläglicherer Zerklüftung; ein grofser natürlicher Hauptgegensatz, der der Niederdeutschen und der Oberdeutschen (von denen die ersteren in ihrem ganzen Wesen in der That den nördlichen Germanen viel näher stehen als den Oberdeutschen), nie recht überwunden, stets wenigstens weiter empfunden; Spracheinigung lange Zeit nicht einmal recht erstrebt, und schliefslich doch nur für ein beschränktes Gebiet des sprachlichen Lebens begonnen, übrigens aber auf halbem Wege stecken geblieben; ein neuer Gegensatz hineingetragen, noch tiefer als der des Blutes und der Sprache, nämlich der des religiösen Glaubens; eine geographische Lage von stets gefährdender Zugänglichkeit, Feinde von überlegener Sicherheit und unerbittlicher Benutzung der Schwächen und Gebrechen; eine nach dem ganzen Tempo der Wesensanlage sich nur langsam entwickelnde Kultur, die darum in mannigfacher Abhängigkeit von rascher fortschreitenden Nachbarvölkern blieb; selbst die nationalen Vorzüge, der individuelle Unabhängigkeitssinn, die ernste Gewissenhaftigkeit, die allseitige Empfänglichkeit, zum Fluche oder doch zu Gefahr und Schaden ausschlagend: das zeigt der Blick in das Leben unseres Volkes, so wie es verlaufen ist. Wenn uns ein Endschicksal wie den Polen zu teil geworden wäre, das gröfste Wunder wäre es nicht. Dafs ein deutsches Vaterlandsgefühl überhaupt geblieben, dafs es dennoch keimkräftig genug geblieben ist, ist Glück und ist Verdienst. Verdienst nicht des Ganzen, sondern mehr Einzelner, darunter nicht am wenigsten der Beschaulichen, der Männer der Bücher und Gedanken. Aber diese selben sind dann eben nicht praktisch; mit Belehrung und Mahnung, mit Träumen und auch mit Hirngespinsten wollen sie zu ihrem Ziele.

Traumhafte Erinnerungen an deutsches Heroentum, schiefe Lobsprüche auf die „deutsche Haupt- und Heldensprache“ in Zeiten ihrer gröfsten Unbehilflichkeit, kindisches Überschätzen der einheimischen Geistesleistungen (wie das Gleichstellen dürftiger Dichtertypen mit den unsterblichsten Namen aller Zeiten), das und ähnliches blieb lange Zeit die Bethätigung der wohlmeinenden Vaterlandsfreunde. Auch ein Klopstock leistet nicht so wertvollen Dienst, als seine Begeisterung grofs oder sein Preis des Vaterlandes schwungvoll ist. Denn es fehlt seinem Empfinden, damit es

recht dauern und sich mitteilen könne, nicht bloſs die konkrete Unterlage der Verhältnisse, die durch keine Begeisterung hervorgezaubert oder ersetzt wird, sondern doch auch das rechte Maſs und das zutreffende Urteil. Darum sind die mehr gelegentlichen Dienste Lessings und die ganz stillen, mittelbaren unserer gröſsten Dichter wertvoller geworden. Aber was die Vaterlandsliebe mehr noch braucht als Empfindungen und Urteile, das sind Gestalten, Leistungen, Thaten. Sie sind ihr geworden, und reale Umgestaltung ist nicht ausgeblieben, an tausend Punkten des nationalen Lebens — und nicht bloſs seiner idealen Seite — macht sich ihre Wirkung fühlbar, es fehlte nichts mehr dazu, dass das Vaterlandsgefühl bei uns zu schönster Entwickelung käme oder gekommen wäre — nichts, wenn nicht die Wirklichkeit immer viel kompliziertere Bedingungen zeigte als die Theorie.

Das deutsche Vaterland als ein greifbar festes Gut ist offenbar doch noch nicht alt genug. Die Nachwirkung früherer Zustände ist an hundert Punkten fühlbar, ganz vorzugsweise in den Menschen; dass die Verhältnisse gewandelt sind, hat die Menschen noch nicht recht verwandeln können. Sie müssen erst voller in jene Verhältnisse hineinwachsen, oder besser: aus den neuen Verhältnissen herauswachsen. Sie sind alle zum Feste hereingekommen, aber viele haben kein hochzeitlich Kleid an. Oder sie tasten ihren Weg in dem neuen, starken Sonnenschein, weil ihre Augen vom Dunkel her blöde sind. Wir sind ein wenig wie die Parvenus, die sich mit ihrem Reichtum noch nicht recht zu benehmen wissen, in dem einen Augenblick recht groſs thun, aber im nächsten doch wieder spieſsbürgerlich werden, weil es ihnen solange natürlich war. Gern rechnet man sich vor, welche Fortschritte auf allen Gebieten Deutschland gemacht habe, gern und oft wird wiederholt, daſs man an der Spitze der Völker marschiere, von der Glorie Kaiser Wilhelms und von der Kraft Bismarcks fühlt jeder einen Teil in seine Person ergossen, man ermahnt sich wohl auch gegenseitig, den Kopf recht hoch zu tragen, womöglich fremde Anmaſsung durch doppelte Ansprüche zu übertrumpfen, mit einem lauten „civis Romanus sum“ durch die Welt zu ziehen; man möchte, daſs gegen jeden sich irgendwie ungebührlich beweisenden Nachbar sofort das Schwert gezogen würde, und ist dabei der Wiederholung des Sieges-

zugs von 1870 gewifs, und in Schulen — doch was in Schulen geschieht, soll ja nachher ausdrücklich zur Sprache kommen. Und dem gegenüber doch wieder so oft ein kleinmütiges Anstaunen fremder Kultur, französischer Eleganz, englischer Verkehrsentwickelung, amerikanischen Geschäftssinnes, zuweilen auch russischer Rücksichtslosigkeit u. s. w.; nach wie vor auf litterarischem Gebiete eine thatsächliche grofsartige Huldigung für das französische Drama; nach wie vor oft genug das Rühmen des Auslandes durch diejenigen, die dort eine Zeitlang gelebt haben; nach wie vor das Bestreben, sein bifschen Ausländertum im Äufseren erkennbar zu machen, und was des Unfugs mehr ist.

Ist es also wahr, dass unser Vaterlandssinn den Charakter des Unfertigen, Ungewissen, des Unsicheren und Schwankenden an sich trägt, dafs er noch nicht die Personen recht durchdringt und mit bildet, sondern ihnen gleichsam eingeflöfst erscheint, gelegentlich zu Kopfe dringt und öfter noch aus dem Munde, oder gelegentlich auch in die Schuhe sinkt, dass er keine ruhige, sichere Herrschaft in der Brust führt? Doch alles Aufgezählte ist das Schlimmste ja nicht. Die Zeit mag das so Auseinandergehende in einen Strom vereinigen. Das Schlimmere ist von viel konkreterer Art und greifbarerer Wirkung. Es ist dies, dafs, nachdem der Stammeshader gestillt ist, Parteistreit unser Volk zerspaltet, nachdem die Fürsten versöhnt sind, Parteihäupter den Herrscherwillen kreuzen und lähmen, nachdem Feinde ringsum überwunden sind, eine tief innerliche Gegnerschaft sich zusammenrottet und sein bestes Leben bedroht. Hier eben wirkt das alles nach, was von deutscher Zerklüftung und sonstiger moralischer Misère durch grofse That überwunden schien. Von der Oberfläche des vaterländischen Bodens weggefegt, kehren die bösen Mächte zu unterirdischer Wirkung zurück, oder drohen aus der Luft sich verderblich wieder niederzulassen. Da taucht uns wohl manchmal die Frage auf: wird Kraft genug da sein, um auch das alles zu überwinden?

Der Wunsch, dass der deutsche Patriotismus recht erstarke, giebt dann allerdings Mahnungen ein, die nicht immer wertvoll sind. Es ist wunderbar, oder vielleicht auch gar nicht wunderbar: nachdem es als das alte Gebrechen der Deutschen erkannt ist, dafs sie in mangelndem Nationalgefühl zu sehr das Ausland ehrten, schauen sie nun, wo es sich darum handelt, ein echtes National-

gefühl zu bewähren, sich nachahmungsbedürftig um — nach dem Ausland! Wie die Franzosen müssen wir es machen, wie die Engländer, oder wie Ungarn, Czechen u. s. w. Ist das nicht der kurze Sinn zahlreicher Reden und Mahnungen? Und das ist eben falsch. Wie die Franzosen müssen wir es eben nicht machen, und auch nicht just wie die Engländer, und gar nicht wie die Czechen oder wer sonst. Wir müssen nicht kopieren, weder die Franzosen in ihrer Leidenschaftlichkeit, noch die Engländer in ihrer Anspruchsfülle, noch die Russen in ihrer Begehrlichkeit, noch die Holländer und andere Völker von vergangenem Ruhme in der Unverhältnismäſsigkeit ihres Selbstbewuſstseins zu ihrer Bedeutung, noch allerlei werdende Nationalitäten in ihrer Dreistigkeit, noch gewisse fragwürdige oder heruntergekommene in ihrer Reizbarkeit. Lernten wir nur eins von ihnen, die Entschiedenheit und Allgemeinheit ihres Nationalgefühls! Was sich von menschlich Unschönem allerwärts daran heftet, verdient weder Verehrung noch Nachahmung.

Nur derjenige Patriotismus ist überhaupt echt und wertvoll, der aus Volksart, Geschichte, Reifegrad und anderen gegebenen Bedingungen naturgemäſs erwächst. Und wenn er bei uns nach dem ganzen Stande der Entwickelung nicht die naive Unmittelbarkeit, nicht die elementare Wucht hat wie hier oder da, so kann er dafür andere Seiten entfalten, zu denen die Bedingungen gegeben sind, zu denen er gleichsam berufen ist. Fassen wir die Sache nur mit diesem Ernste und dieser Gewissenhaftigkeit auf. Denn so gewiſs das neue deutsche Reich sich inmitten der europäischen Staaten eine eigene Aufgabe zumutet, nämlich mit seiner Macht Vermittler und Hort des Friedens zu sein, so hat auch das deutsche Volk eine berufsmäſsige Eigenart, seine Nationalität geltend zu machen, die muſs es erkennen und verwirklichen.

Jene naive Unmittelbarkeit, es wurde schon gesagt, kann der Vaterlandssinn der Deutschen nach Geschichte und Entwickelungsreife nicht haben, wie bei vielen anderen Völkern. Nach der Art des Volkscharakters auch nicht jene impulsive Leidenschaftlichkeit, nicht jene explodierende Reizbarkeit. Er wird nie aggressiv sein, wird in Zukunft so wenig als in der Vergangenheit zu ungerechtem Angriff drängen. Ihm ist auch die blinde Beschränktheit nicht natürlich, welche mit jenen obigen Zügen verbunden zu sein pflegt.

Ungerecht mifsachtend braucht er nicht zu sein. Aber er mufs es meiden, im matt Sentimentalen, im phrasenhaft Unthätigen, im spiefsbürgerlich Phlegmatischen, im doktrinär Unpraktischen stecken zu bleiben. Der deutsche Patriotismus sei ruhig, wie das gute Gewissen. Er sei bewufst, er beruhe auf Erkenntnis und rechter Schätzung. Und seine belebendste Kraft sei — statt der Leidenschaft — die Pflicht! Ruhevoller Vaterlandssinn ist es, der uns Vertrauen gewinnt und damit Stärke. Die Bewufstheit ist die gute Kehrseite unserer übergrofsen Empfänglichkeit und Gründlichkeit. Hohe Pflichterfassung und Pflichterfüllung haben uns das Beste leisten lassen und das Beste gewinnen. Auch unsere Vaterlandsliebe werde davon durchdrungen, damit vermählt. Oder könnte die gewollte Liebe nicht wahre Liebe sein? Dieser Zweifel ist hinfällig, wenn der Grund, wenn der Gegenstand der Liebe wert ist.

Aber es ist wohl überaus bequem, so kühl abstrakt zu schildern und zu fordern. Ist damit das Geringste gewonnen? Ist es nicht gerade wieder echt deutsche Schwäche, weise Belehrung zu geben, statt zu frischer Bethätigung anzuregen? Natürlich ist Betrachtung noch nicht Anregung, Erwägung nicht Übung, Wollen nicht Sein. Aber Klarheit zu suchen über das, was sein sollte und was sein kann, ist doch wohl keine so überflüssige Sache. Zumal wenn bewufste Einwirkung Aufgabe ist, nämlich in der Erziehung. Und damit kommen wir zum Hauptteile unseres Gegenstandes, oder vielmehr zum praktischen: denn wenn alles Gesagte als blofse Einleitung von lächerlicher Breite sein würde, so sollte es in Wirklichkeit eben keineswegs blofs Einleitung sein. Die bisher gewonnenen Erkenntnisse werden im Nachfolgenden allenthalben bestimmend wieder auftauchen.

Erziehung zur Vaterlandsliebe! Alle Erziehung hat zu ihrer ersten, geringeren Aufgabe: Bewahrung, zur zweiten, gröfseren: Hinbildung. In jener stecken bleiben, bedeutet eine subalterne Auffassung und Lösung, die freilich darum nicht ungewöhnlich ist. Oft auch erstickt der Erzieher damit gerade das Beste. Und wollte man bei der Erziehung zum Vaterlandssinn immer ganz besonders daran denken, was zu meiden, wovor der Zögling zu bewahren, was in ihm zu tilgen sei, es könnte kaum Erfreuliches sich ergeben. Man könnte im Gegenteil sagen, hier gelte es mehr

als anderswo — die religiöse Erziehung ausgenommen — Positives zu schaffen, zu entwickeln. Aber es ist doch nicht gleichgiltig, welcher Art dieses Positive sei. Es ist auch nicht gleichgiltig, wie die Einwirkung versucht wird. Und gerade der beste Wille geht dabei oft fehl, und kann es auf mehr als eine Weise.

Der erste Irrweg, den das Streben nach patriotischer Erziehung zu gehen pflegt, wird betreten durch stoffliche Massenhaftigkeit der Anregungen. Er bedeutet auf diesem Gebiet dasselbe, wie auch anderswo das Bestreben, durch recht reichlich wiederholte Vorstellungen Empfindung zu sichern und Gesinnung zu bilden. Es ist ein Fehler, den auch die religiöse Erziehung so vielfach mitmacht, oder vielmehr mit dem sie vorangeht. Und doch ging nur einmal im Jahre der Hohepriester in das Allerheiligste; wäre es Allerheiligstes geblieben, wenn die ganze Gemeinde es an jedem Sabbathtag betreten hätte? Das Edle muſs man nicht gemein machen, denn das Gemeine ist nicht mehr das Edle. Gewiſs gilt auch für die vaterländischen Empfindungen diese Rücksicht. Seien wir doch dem Gärtner gleich, der zarte Blüten begieſst, aber nicht überschwemmt und wegschwemmt. Wir erheben das Vaterlandsgefühl gern in die Reihe der heiligen, und wir dürfen es, nicht bloſs wir, sondern natürlich auch die anderen — wie es denn eine der patriotischen Ungerechtigkeiten ist, des Franzosen zu spotten, der von Frankreichs heiligem Boden spricht, denn unsere besten Vaterlandslieder und unsere tiefsten Vaterlandsempfindungen enthalten das Gleiche. Darum aber eben Schonung dem Heiligen! Es sollen diese Gefühle nicht immer an die Oberfläche gehoben werden, sie verblassen da leicht. Die Stärke der vaterländischen Begeisterung bemiſst sich ja nicht nach der Häufigkeit, mit der die Nationalhymne heruntergesungen wird, wie es der ehrfurchtgebietenden Person des Kaisers im letzten Sinne nicht zugute kommt, daſs ein Trinkspruch auf ihn gegenwärtig jeden beliebigen Festschmaus einzuleiten pflegt. Doch bleiben wir bei der Stätte der Jugenderziehung.

Mehr noch als anderswo muſs da der Schwall der Worte gemieden werden, der nicht ist ohne eine gewisse Unwahrheit; die Jugend ist — es ward schon oben vorweggenommen — an sich in der Gefahr, mehr die Worte als den eigentlichen Gehalt derselben

aufzunehmen. Absichtlich gehäufte patriotische Ergüsse, Ansprachen, Feiern, in wesentlich gleichartiger Phraseologie verlaufend, lassen viel mehr den stolzen Schall zu Ohren und eine vage Stimmung in das Innere, als wirklich wertvolle Empfindung in die Seele dringen. So gern der kindliche Geist die ruhige öftere Wiederholung desselben epischen Stoffes, womöglich in der gleichen Form, aufnimmt, so bereit das Knabenalter ist, sich innerlich immer wieder rühmend zu beteiligen an dem Lobe der eigenen Sphäre, so zugänglich das Jünglingsalter dem rednerischen Pathos ist, so darf dies alles doch nicht zum Mifsbrauch, zu unweiser Benutzung verleiten. Man mufs die Seele nicht abstumpfen gegen das, was sie in grofsen Momenten in Schwung setzen soll. Auf Schulen kann dies übrigens in mannigfacher Weise geschehen. Wie es bei jedem guten Gedicht schade ist, wenn durch oft wiederholtes Hersprechen sein Schmelz verloren geht, so wird auch mit den vaterländischen Gedichten nicht selten ein bedauerlicher Verschleifs getrieben. Durch die Themata der deutschen Aufsätze wird gar zu oft zum Ausströmen panegyrischer Ergüsse Anlafs gegeben, ohne dafs schon Urteil da sein könnte und schon Kenntnis. Mitunter führt man auch mit einer verstimmenden Absichtlichkeit patriotischen Stoff da noch ein, wo er — eben doch nur künstlich angebracht ist. Zum Beispiel wenn man statt englischer Klassiker eine in Deutschland auf buchhändlerische Bestellung abgefafste englische Lebensbeschreibung Kaiser Wilhelms zur Lektüre wählt, wobei es dann gar nicht in Frage zu kommen scheint, ob die Darstellung oberflächlich oder tüchtig, ob Anekdotenkram einerseits und Zeitungsnotizen andererseits dieselbe durchziehen, ob der Held des Buches vom Standpunkt des Hofmanns oder des Unteroffiziers oder des Gothaer genealogischen Kalenders oder des Volksredners oder des zeitgenössischen „Publikums“, oder von einem höheren, würdigeren aus betrachtet wird.

Hiermit haben wir schon eines zweiten Fehlers gedacht, der die patriotische Erziehung schädigen kann: nämlich Inferiorität des geistigen Standpunkts. Natürlich können nicht alle auf gleicher Höhe stehen, und selbst jener Lehrer, dessen lebhaft entwickelten Vaterlandssinn sein geistreicher Vorgesetzter charakterisierte als den Patriotismus eines Unteroffiziers, dessen Begeisterung sich an hundert äufserlichen Dingen entzündete, und dessen Ge-

sichtskreis so eng war, wie der eines kleinstädtischen Buchgelehrten, selbst er vermochte anregend zu wirken, denn seine Gesinnung war in ihrer Art echt. Aber die wünschenswerte Art war es fürwahr doch nicht! Ganz anders noch, wenn moralische Inferiorität da ist, wenn die Huldigungen nicht ganz echt, nicht aus der Seele des Mannes, sondern mit einem Anflug von berechneter oder auch subaltern ängstlicher Unterwürfigkeit behaftet erscheinen. Der wunderbar sicher unterscheidenden Empfindung der Jugend entgeht das alles nicht, wenn es auch nicht stets in bewufste Vorstellungen umgesetzt wird. Verkehrt und tadelnswert ferner auch, wenn Abhängigkeit von politischen Parteianschauungen durchblickt, wie nicht unmöglich und nicht unerhört, ja manchen Naturen geradezu schwer vermeidlich ist. Es gab wohl eine Zeit, wo der Lehrer im Unterricht mit einem gewissen Nachdruck und mit guter Wirkung der altgriechischen Anschauung gedenken mochte, nach welcher derjenige ehrlos dastand, der zu keiner Partei sich bekannte; das war die Zeit spiefsbürgerlicher Lauheit, träumerischen Politisierens, unmännlicher Zahmheit. Jetzt ist andere Zeit, und es wird besser sein, schon das junge Geschlecht in geeigneten Augenblicken darauf hinzuweisen, dass Parteiung des deutschen Volkes Fluch zu werden droht, dass Parteischranken das Herz nicht ummauert halten dürfen, damit es für die grofsen Güter des Vaterlandes sich rege.

Es ist noch fernerer Irrwege zu gedenken. Dafs auch die Schiefheit der patriotischen Urteile eine Art der erzieherischen Verfehlung bildet, versteht sich nach dem oben Entwickelten von selbst. Dieselbe ist entweder mehr formaler, oder mehr materialer Natur. Von ersterer Art ist die (schon vorher miterwähnte) rühmende Hyperbel. Je mehr Neigung und Empfänglichkeit hiefür bei der Jugend selbst, in der Zeit der keimenden Männlichkeit vorhanden ist, umsomehr hat der Erzieher Mafs zu halten, hat seinerseits das Mafs und damit die wirkliche Männlichkeit zu vertreten. Durch gewisse überlieferte Seiten unseres Unterrichtsbetriebes freilich wird jene Neigung nur genährt: die lateinische und die im letzten Grunde auf sie zurückgehende gesamte Rhetorik übt hier weithin eine unerfreuliche Wirkung. So hat denn der Erzieher nicht blofs vorbildlich einzuwirken, sondern auch korrigierend. Doch kommen wir sogleich zur inhaltlichen Seite.

Hier stehen wir vor einer Macht von außerordentlicher Stärke. Man könnte fast zu der Überzeugung kommen, daß panegyrische Selbstschätzung die Seele alles Patriotismus sei, so wie er wirklich zu erscheinen pflegt. Jede Nation hat da ihre eigenen Tugenden, die sie schlechthin vertritt, besitzt, bethätigt. Gerne sieht sie ihre gesamte Geschichte als eine einzige große Verwirklichung dieses moralischen Ideals. Das Epitheton, welches zu *la nation française* hinzugefügt zu werden pflegt, ist *généreuse*. Daß die *générosité* nicht bloß den einzelnen Franzosen auszeichne, sondern daß namentlich auch die Nation als solche der Welt wesentlich Gutes und Edles frei geschenkt habe, ist dort Anschauung, ist Überzeugung. Es ist das auch nicht einfach mit spöttischer oder entrüsteter Miene abzuweisen, wenn es freilich uns und besonders gegenwärtig schwer fällt, das Licht zu würdigen, wo uns der Schatten so fühlbar wird. Die europäische Kultur verdankt ja den Franzosen sehr viel, und daran erinnern sie sich naturgemäß gern; denn der schöne Spruch „Beneficia debet oblivisci is qui contulit" wird schon im individuellen Leben schwer befolgt, die Völker, deren sittliches Leben weit weniger zart ist, als das der Einzelnen sein kann, muten sich dergleichen nicht zu, so wenig wie sie ihres Unrechts zu gedenken der Mühe wert achten. Auch wir Deutschen sehen, was auf den Römerzügen unserer mittelalterlichen Kaiser einem fürwahr nicht unedlen und nicht angreifenden Volke von Unrecht geschehen ist, selten unter diesem Gesichtspunkt. Es ist übrigens auch die allgemeine Überzeugung der Engländer, die wissenden Diplomaten vielleicht ausgenommen, daß die gesamte Geschichte Englands ein uneigennütziges Eintreten für das Beste der verschiedensten Völker gewesen sei. Behaupten die Zeitungen oder die Historiker anderer Nationen mit Entschiedenheit, daß das Gegenteil mit Händen zu greifen sei, so ist jenes doch die einheimische Überlieferung, die in jedem jugendlichen Vertreter der Nation alsbald Überzeugung wird. Gewisse Eigenschaften nimmt auch jedes Volk als sein Eigentum in Anspruch. So die Tapferkeit, was namentlich der Jugend überaus sympathisch ist und von ihr begierig aufgefaßt und verfochten wird. Genug also, wenn Gutes bei andern überhaupt zugestanden wird. Aber deren Gutes ist dann noch immer nicht so recht gut, fällt gegen den eigenen Wert nicht ins Gewicht. Und hier muß ein eigen-

tümlicher Zirkel aufgedeckt werden, aus welchem schwer herauszukommen ist.

Ganz natürlich schätzen die Völker diejenigen Tugenden hoch, die sie haben oder zu denen sie sich berufen fühlen, und weil sie dieselben haben, schätzen sie wiederum sich selbst. Was ihnen nach ihrem Wesen fremd ist, vermögen sie eben nicht recht zu würdigen. So geht es z. B. uns Deutschen, und mehr noch den Engländern, mit der französischen Formgewandtheit, auch mit ihrer Gefühlsimpetuosität, ihrer Beweglichkeit, selbst ihrer Höflichkeit (die, so wenig himmlisch sie als Eigenschaft ist, doch immer eine Tugend bleibt, auf Selbstbeherrschung und Schonung des Fremden beruhend und das Leben in schöner Weise erleichternd). Ebenso geht es den Franzosen mit der deutschen Gründlichkeit. Nicht anders ist es dann auf den Gebieten konkreter Leistungen. Was ein Volk positiv Bedeutendes besitzt oder hervorgebracht hat, ist ihm um so bedeutender oder um so eher allein bedeutend, als es die Faktoren schätzt, aus welchen dasselbe hervorgegangen ist. So ist es mit der Bedeutung des englischen Handels, mit der Verbreitung der französischen Formen, mit der Fähigkeit der deutschen Übersetzungskunst etc. Das Ausland, welches just auf diesen Gebieten verhältnismäſsig nichts oder wenig bedeutet, ist darum in der nationalen Schätzung verhältnismäſsig nichtig. Wohl sind die Völker in dieser sittlich-geistigen Beschränktheit nicht gleich, aber keine Objektivität wird erreichbar sein, die über diese Schranke durchaus hinwegführte. Nur allenfalls die Zeit, die Entfernung. Wenn die Griechen des Perikles jetzt lebten, wer bürgt dafür, daſs man sie würdigte, sich huldigend vor ihnen neigte?

Auch unser Auge also ist ja von Selbsttäuschung nicht frei. Wenn man es glauben wollte, es wäre nichts als geistlicher Hochmut, und freilich, dieser ist uns nicht gerade fremd. Nun ist allerdings die Frage, ob es denn überhaupt angeht, daſs wir uns selbst und die Unsrigen enttäuschen, ob wir denn ohne Illusionen bestehen können, ob nicht erst diese uns Mut und Schwung geben, ob wir uns als arme Sünder alles Rühmens begeben sollen, damit die andern erst recht glänzen, ob wir nicht von je viel zu bereit gewesen sind, uns selbst gering zu schätzen. Und diesen letzten Teil der Frage mit Ja beantworten zu müssen, darin ist man ja eigentlich längst einig, seit Klopstocks Zuruf an sein

Deutschland: „Sei nicht allzu gerecht!“ In der That, das Leben eines Gesamtvolkes kann nicht vor den strengen sittlichen Richterstuhl gestellt werden wie die Seele des Individuums. Indem es Gemeinschaft ist und von andern Gemeinschaften geschieden, hat es seine sittliche Aufgabe — sehr im Unterschied vom Individuum — in erster Linie in den „Pflichten gegen sich selbst“, denen übrigens die Ethik ja auch für den Einzelnen ihren Platz zuweist. Im Schofse der Gemeinschaft entwickeln sich reiche sittliche Güter, und damit sie es können, mufs die Gemeinschaft als solche sich selbst pflegen. Man kann fast sagen: sie mufs zum Teil nach aufsen wehe thun, um im Innern wohl thun, das Gute schaffen zu können — freilich ein Satz, der auch Schlimmes rechtfertigen könnte. Dennoch ist auch für das Leben der Völker untereinander letztes sittliches Ziel, dafs es sich nach den Forderungen der Individual-Ethik regle. Recht mufs doch Recht bleiben. Also auch Unrecht Unrecht. Wird der Krieg aus der Welt verschwinden? Thörichte Frage, die kein Mensch beantworten kann. Aber woran es liegt, dass er mitunter unabhängig von einer inneren wie äufseren Notwendigkeit, selbst von einem grofsen und greifbaren Anlafs, ja von einem absolut bestimmenden Einzelwillen, gleichsam von einer geheimen Strömung gezogen zwischen den Völkern ausbricht, diese Frage kann man aufwerfen, und auf sie läfst sich schon eher eine Antwort geben. Die natürlichen Triebe des gegenseitigen Sichabstofsens zwischen den verschieden Gearteten spielen dabei eine Rolle, aber eine vielleicht noch wichtigere die Thatsache, dass man sich unnötig fremd ist, dafs man sich nicht kennt, sondern verkennt. Wirklich kennen lernen, sich selbst und die andern, mit sehenden Augen schauen statt durch die fragwürdige Brille der überlieferten Urteile, das ist sicherlich nicht blofs eine natürliche Aufgabe, das wird doch auch, trotz der gegenwärtig verhältnismäfsig schroffen Ausprägung der nationalen Schranken, im Zusammenhang mit der natürlichen Steigerung internationalen Menschenverkehrs, ein wertvolles Mittel sein um manche Quelle der Feindschaft versiegen zu lassen; denn die Nationalfeindschaften erwachsen zuzeiten wie die Verleumdung nach Beaumarchais, aus einem Lüftchen, das dann anschwillt.

Indessen es steht uns übel an, die Miene des Sehers in den

grossen Weltfragen anzunehmen. Kommen wir auf unsere eigentliche bescheidene Aufgabe zurück, von der wir übrigens doch nicht so ganz abgeschweift waren. Die volle, die nüchterne Unparteilichkeit ist nicht erreichbar, nicht denkbar; sie einigermaſsen zu verfehlen nicht Schuld, nicht Frevel. Aber sie bewuſst zu versäumen, ihr nicht grundsätzlich nachzutrachten, ist nicht bloſs bedauerlich, weil kulturfeindlich, ist unsittlich wie jede andere Unwahrhaftigkeit, und ist auch — worauf wir noch nicht zu sprechen kamen — für die eigene Sache gefährlich. Wenn man einmal näher zusieht, wie es eigentlich zu kommen pflegte, daſs so viele unserer Landsleute in Preis und Nachahmung des Auslandes verfielen, so zeigt aufmerksame und vielfache Beobachtung, dass — neben einer natürlichen Wesensanlage einerseits und der thatsächlichen Abhängigkeit unserer Kultur vom Auslande andrerseits — gerade eine hohle und unbegründete Überschätzung alles Deutschen in den Seelen groſsgezogen war, und daſs bei mäſsiger Berührung mit dem Auslande und seinen unleugbaren Gütern der Zweifel eindrang, der Glaube verflog, ein Umschlag erfolgte, so jäh und vollständig wie beklagenswert. Die ganze innere Geschichte des deutschen Patriotismus während einiger Jahrhunderte zeigt ein Schwanken, ein Hin- und Herfahren zwischen den Extremen einer wirklich grundlosen Selbsterhöhung und einer würdelosen Selbsterniedrigung. Das ist viel besser geworden, aber keineswegs überwunden.

Wir sprachen vorhin von geistlichem Hochmut: der deutsche Patriotismus ist vielfach dadurch den Ausländern anstöſsiger geworden als jeder andere, dass unsrerseits rein sittliche Güter mit kränkender Ausschlieſslichkeit in Anspruch genommen wurden. So die Treue; so die Gefühlstiefe; so die Wahrhaftigkeit; so zum teil auch die echte Religiosität. Da darf man doch wirklich einmal den religiösen Maſsstab fordern und zur Demut mahnen. Jene Ansprüche erfolgen ja meist in naiver Unkenntnis, in gläubigem Nachbeten überkommener Urteile, aber das macht sie nicht minder anstöſsig und unrichtig. Die „deutsche Treue“ ist die germanische Erscheinung eines freiwilligen Sichbindens an eine gebietende oder befreundete Person für Leben und Tod. Aber sie ist nicht eine Beschaffenheit der deutschen Seele, die diese wie Gold vor allen unedlen Metallen auszeichnete. Wir haben etwas

Gutes übrig von jener altgermanischen Erscheinung. Sie hat sich nur verschoben, übertragen. Aber die bereitwillige Hingabe auf Leben und Tod (und von beiden ist das Leben oft das Schwierigere) an den voll und innerlich übernommenen Dienst, des obersten Herrn zumal und des Vaterlandes, die haben wir, und sie ist unsere gröfste Stärke, unsere beste Kraft, sie erscheint als die ausharrende, unentwegte Pflichttreue, Beamtentreue, Kriegertreue. Die darf man rühmen, die ist ideal und wirklich; aber die Phrase von jener „deutschen Treue", bei der Franzosen, Italiener und andere natürlich die Folie abgeben mit Falschheit, Hinterlist, Perfidie, Schwindelei, alles mit schreiendem Unrecht (jeder Kaufmann weifs es und bezeugt es), diese ist, gelinde gesagt, veraltet, und wenn die Schulen nicht oft ein ansehnliches Stückchen Weltgeschichte hinter dem Standpunkt der Gegenwart hermarschierten, so hätte sie in ihnen längst keine Stätte mehr.

Auch lasse man nicht für den einen auszutreibenden Dämon zehn andere einziehen. Dazu nämlich machen diejenigen Miene, die gegenwärtig — man kann kein Zeitungsblatt sehen ohne irgendwo darauf zu stofsen — das Epitheton deutsch in eigentümlich weihevoller Weise zu mannigfachen anderen sittlichen Begriffen setzen, so dass deutscher Fleifs, deutsche Arbeit, deutsche Thatkraft, deutsche Beharrlichkeit, deutscher Unternehmungsgeist, deutsche Tüchtigkeit, deutscher Ernst, deutscher Mut (alles Dinge, von denen man ja ganz sicher gelegentlich reden darf) uns ohne Unterlafs umschwirren. Das ist, um einen zuweilen auch auf anderem als dem ästhetischen Gebiete angewandten Ausdruck zu gebrauchen, nicht geschmackvoll. Auch ist es wieder ein neuer Seitenweg zu jener Art von Hochmut, die doch nicht erfreulicher ist als der Gröfsenwahnsinn, zu welchem man in einem andern Lande immer auf dem Wege war oder ist. Natürlich glauben die volltönenden Redner jener Art nicht blofs sehr patriotisch zu sein, sondern auch so zu machen. Aber es ist doch mehr Wort als Wahrheit, und wenn es wahr ist, dafs wir Deutschen arbeiten können (bekanntlich können wir auch ganz gut, wie vorzeiten, träumen und trinken), oder dafs wir ausdauernd, unternehmend u. s. w. sein können, so mufs man das nicht immer in die Welt hinaus oder uns in die Ohren schreien. Gerade aus erzieherischen Rücksichten nicht. Auch das „Volk" bedarf ja der Erziehung,

auch die Presse will ja eine erziehende Macht ausüben, und die Festredner wollen es doch gewissermaſsen auch. Und auch von seiner eigenen Gemütstiefe würde ich dem Deutschen nicht immer sprechen, und noch weniger von seiner Sittenreinheit im Verhältnis zur Verderbtheit anderer, oder seiner Biederkeit, oder seinem Idealismus, selbst nicht zu viel von seiner Gründlichkeit im Vergleich zu fremder Oberflächlichkeit. Denn diese Dinge sind teils unbeweisbar und miſslich zu beanspruchen, teils hängen sie mit Mängeln recht nahe zusammen. Mindestens aber häufe man die Erwähnung dieser moralischen Punkte nicht unnötig. Oft aber sind die wortreichsten Patrioten dieser Art persönlich gar keine Vertreter der Gründlichkeit, der Tiefe, des Fleiſses. Mit dieser Eigenschaft nämlich, wenn man sie wirklich hat, gelangt man zu sichereren Erkenntnissen, zutreffenderen Urteilen und einer Art sokratischer Bescheidenheit.

Und so kämen wir auf ein neues Gebiet der Verfehlungen, nämlich zu denjenigen, welche aus unzulänglicher Sachkenntnis erwachsen. Sie sind auch im erziehenden Unterricht darum nicht selten, weil Kenntnisse die erste Anforderung an die Lehrer und im allgemeinen ihre stärkste Seite sind. Daſs die Wissenschaft die Ströme ihrer Wahrheitserkenntnis nicht immer rasch in die Schulen ergieſst, ward schon angedeutet. Aber es handelt sich nicht so sehr oder nicht bloſs um Korrektheit der Einzelanschauungen innerhalb der betreffenden wissenschaftlichen Gebiete, als um Ausdehnung des erworbenen Gesichtskreises. Und allerdings gehört viel dazu, das Eigene, nämlich Land und Volk und Art und Geschichte u. s. w., so zu kennen, daſs man nur Haltbares darüber vorbringt. Namentlich aber kennt man das Eigene niemals recht, solange man nicht auch das Fremde kennt und eins am andern zu messen vermag. Da eröffnet sich denn freilich ein schier unendliches Gebiet, und Unendliches ist dem Menschen nicht erreichbar. Aber es heiſst doch gar zu sehr die Endlichkeit verraten, wenn man z. B. noch heute in deutschen Schulen nicht selten von Karl dem Groſsen als einem deutschen Kaiser (wie gleichzeitig in französischen als einem französischen König) sprechen hört und groſser Hohn bei der Andeutung abweichender Auffassungen zum Vorschein kommt. Oder wenn man das Rittertum

als eine wesentlich deutsche Erscheinung hinstellt oder wenigstens empfinden läfst, als eine besondere Erscheinungsform der besonderen deutschen Tapferkeit, und was dergleichen vages, schiefes Zeug mehr ist. Oder wenn die mittelhochdeutschen Dichtungen, weil es vor 30 oder 40 Jahren Vilmar so behauptet hat, als den altfranzösischen unendlich überlegen darstellt, oder wenn auf Grund desselben einschmeichelnden Gewährsmannes, natürlich aber nicht auf Grund eigener Sachanschauung, Fischart als der Veredler von Rabelais erwähnt wird. Oder wenn die deutschen Übersetzungen fremder Originaldichtungen diesen — in bedauerlicher Unkenntnis von dem Wesen eines dichterischen Kunstwerkes — gradezu gleichgestellt und selbst vorgezogen werden. Oder wenn die Abhängigkeit deutscher Litteratur und überhaupt deutscher Kultur vom Auslande da, wo sie absolut greifbar ist, aufser Erwähnung bleibt. Oder wenn man den Widerstand der Italiener gegen die deutschen Kaiser des Mittelalters als nichtsnutzigen Trotz empfinden läfst. Oder wenn man in Riccaut de la Marlinière den Typus des französischen Volkscharakters sehen läfst, oder in der französischen Hauptstadt schlechtweg die Stätte der Frivolität, Oberflächlichkeit, Sinnlichkeit. Wie stellt man es sich eigentlich vor, dafs solch eine Stadt zu ihrer Rolle innerhalb der Kulturwelt gekommen sei? Etwa durch Leichtsinn und Nichtsnutzigkeit? oder durch Zufall und äufsere Begünstigung? nicht durch Tüchtigkeit, Arbeit, Solidität ihrer Bürger? Man beobachte einmal folgende Thatsache: von allen Gebildeten, die den grofsen deutsch-französischen Krieg mitgemacht, ist kaum einer zurückgekehrt, der nicht mit mehr Anerkennung und Wohlwollen von dem Charakter des französischen Volkes spräche als daheim üblich ist und als ihm früher selbst gewohnt, weil anerzogen war! Aber freilich, den Erziehenden selbst war es so anerzogen, die wirkliche Sachkenntnis fehlte. Soll sie nur gelegentlich in grofsen Kriegen geholt werden?

Es bleibt ja überhaupt schon mifslich, dafs, weil die Zeit es nicht anders erlaubt und das Fassungsvermögen Schranken zieht, der geschichtliche Unterricht, abgesehen von dem sehr bevorrechteten Altertum, fast nur oder doch ganz vorwiegend das eigene Land behandelt. Nicht als ob dieser Grundsatz bekämpft werden solle; natürlich mufs es ja genügen, von der Entwickelung des Auslandes allgemeine Begriffe, einige übersichtliche Kenntnisse zu

vermitteln. Den Lernenden erscheint aber das Mafs der wirklichen Bedeutung der Völker genau so, wie die Breite der ihnen im Unterricht gewidmeten Zeit und des ihnen im Lehrbuch gewidmeten Raumes; es erscheinen ihnen grofse Männer in der eigenen Geschichte zahlreich, bei anderen vereinzelt und fragwürdig; eine thatenreiche Lebenslaufbahn wird ihnen bei manchem vaterländischen Helden fühlbar, von den berühmten Namen der Fremde erfahren sie etwa, dass dieselben auch einmal etwas bestimmtes Wichtiges gethan haben, mehr selten; ein täuschendes Bild von verschobenen Verhältnissen entsteht mit psychologischer Notwendigkeit. Wir können das nicht ändern und haben es ja auch nicht zu beweinen. Es darf auch nicht verschwiegen werden, dafs man im Auslande darin noch wesentlich weiter geht, namentlich in England. Aber übel ist es darum doch, wenn die Lehre selbst nicht auf breiterem Grunde ruht, wenn nicht schliefslich doch eine Vorstellung davon vermittelt wird, dafs das Ausland noch etwas anderes hat, ist und gewesen ist als der fadendünne Strom seiner Geschichte, welchen der Schüler zu sehen bekam.

Es gibt freilich noch Schlimmeres als alle die genannten Verfehlungen, als Hohlheit oder Inferiorität der Anregungen, als Schiefheit und Unzulänglichkeit der Urteile. Das ist ein patriotischer Unterricht, der geradezu Antriebe zu Hafs, Verachtung, Kampf zu geben trachtet. Es braucht das nicht gerade in der krassen Weise zu geschehen, wie durch Déroulèdes Bilderbuch vom teuflischen Ulanen und der gemordeten Unschuld; oder wie durch jene Stelle eines französischen Schulbuches, nach welcher man zwar alle Menschen lieben soll, aber mit Ausnahme der Deutschen, welche das französische Vaterland zerstückelt haben. Bei ungeschickter Behandlung und leidenschaftlicher Stimmung leisten auch deutsche Erzieher zuweilen nach dieser Seite Übles. Manche, an sich treffliche, patriotische Lieder können dazu eine Handhabe bieten; die eigenste Natur des Knabenalters kommt empfänglich entgegen. Nicht etwa diejenigen pflegen davon Mifsbrauch zu machen, welche ihrerseits mit gekämpft haben oder kämpfen würden, die sind bescheidener und haben genug vom Geiste unseres grofsen Heeres, um die grossen Worte zu meiden. Aber solche, die nie in die Lage kommen, den Schlafrock mit dem Panzer zu vertauschen oder die Feder mit der Kugelbüchse, die

zeigen am meisten Freude an der Verspottung und Verdammung der Feinde oder solcher, die es gewesen sind, und an ihrer poetischen oder prosaischen, aber doch immer nur wortmässigen Züchtigung. So kann man wohl einer Schulfeier beiwohnen, bei der von Anfang bis zu Ende der Ton übermütigen Spottes und Trotzes nach draufsen hin durchklingt. Sind unsere Nachbarn jenseits der Vogesen ein schlimmer Feind gewesen, auch geblieben, und werden sie es wieder sein, so erfordert doch die Bedeutung dieses Feindes einerseits und auch die Gröfse dessen, was zwischen uns vorgegangen ist, ja auch geradezu die Gröfse seiner Niederlagen ihm gegenüber einen vornehmen Ton. Jedenfalls ist jene Manier, um den Ausdruck wieder zu gebrauchen, nicht geschmackvoll, ungefähr so wenig, wie es geschmackvoll zu nennen war, wenn im Jahre 1870 die daheim gebliebenen deutschen Jünglinge meinten, die blutigen Siege ihrer Brüder im Felde in riesigen Bierkommersen feiern zu müssen.

So sind nun allerdings alle Erwägungen bisjetzt unmittelbar fast nur der Verneinung gewidmet gewesen, der Bekämpfung dessen, was nicht sein soll, und das ist ja verhältnismäfsig leicht und oft gar nicht dankenswert. Gleichwohl darf vielleicht der Anspruch gemacht werden, dass doch auch Positives zur Andeutung gekommen sei. Und dem Gebiete des Positiven seien nun unsere letzten Betrachtungen gewidmet.

Noch einmal die Erziehung zur Vaterlandsliebe! Kann man denn überhaupt zur Liebe erziehen? Mit der sicheren Gewähr des Erfolges gewifs nicht; aber übel wäre es, wenn man es überhaupt nicht könnte. Es ist das beste Teil aller Erziehung, von der frühesten bis zur abschliefsenden, zur Liebe hinzuführen, die — dafs ich so sage — abstofsenden Triebe der Seele zu beugen unter die anschmiegenden; es gilt, diese letzteren zu kräftigen, die Keime der Hinneigung zu entwickeln, es gilt, Störungen fern zu halten oder zu überwinden, es gilt, das zu Liebende als liebenswert — nicht zu schildern und zu empfehlen, sondern empfinden zu lassen, und die Freude am Lieben selbst zu wecken. Damit wird zur Liebe erzogen; das ist's, was im Grunde die junge Mutter thut, indem sie mit der Fülle ihrer Zärtlichkeit die Zärtlichkeit des Kindes weckt, zuerst die der Sinne und dann die der Seele;

das ist's, was auch die schönste Aufgabe aller Kulturmissionare unter den Naturmenschen bildet; das ist es auch, was der Erzieher von Jünglingen thut, wenn er ihre Seelen hinbildet zur Verehrung, zur Begeisterung, zum ἔρως. Und so kann denn auch zur Vaterlandsliebe erzogen werden. Noch gewisser ist, dass diese Liebe durch Erziehung veredelt werden kann. — Da es so reichen Unterschied gibt zwischen dem, was Vaterlandsliebe heiſst, so verschiedene Kräfte dabei ineinanderspielen, so mannigfache Äuſserung möglich ist, so ist es die hohe Aufgabe der Erziehung, nicht einfach jene Liebe irgendwie zu nähren, sondern möglichst viele zur edelsten Stufe der Vaterlandsliebe emporzuheben. Und daſs das Edle hier nicht bloſs das Schönere, das moralisch-ästhetisch Befriedigendere ist, sondern zugleich das in sich Kräftigere, Dauerndere und Fruchtbarere, das ergiebt sich wohl schon aus dem oben Entwickelten und wird hoffentlich aus dem Folgenden noch mehr erhellen.

Die erste groſse Aufgabe patriotischer Erziehung also ist die Entwicklung der gegebenen Anlage. Das Heimatgefühl, diese natürlichste Grundlage der Vaterlandsliebe, ist das Nächste, was der benutzenden Erziehung bedarf. Zwei Strömungen machen sich hier im inneren Leben fühlbar: die tiefere und echtere, nach der es immer wieder, mit Wehmut oder Lust, in still zunehmender Stärke, sich unwiderstehlich geltend macht; und eine andere, teils durch Erfahrung, Verstand und Unabhängigkeitssinn, teils durch äuſseren Einfluss, fremde Urteile, auch fremden Spott genährte, welche das Heimatgefühl zurückdämmen oder zudecken möchte. Der letzteren zum Siege verhelfen zu wollen, wäre thöricht und unrecht. Aber auch den erziehenden Lehrern liegt die Neigung vielfach nahe, des Heimatgefühls (es handelt sich hier natürlich immer um das Gefühl für die engere Heimat) ihrer Zöglinge vielmehr zu spotten als es zu ehren. So gibt die Einheit der Schriftsprache, welche für die Pedanten überhaupt die einzige Sprache ist, nicht selten Veranlassung, dass man die Mundarten verhöhnt und die Einheimischen über Worte und Wendungen ihrer Stammesmundart vielfach erröten läſst. Das Rechte also und die erste unserer Forderungen ist, daſs das Heimatgefühl in Ehren gehalten werde, daſs es sich in Treue entwickele und vertiefe, an dem sich nähre und festige, was die Heimat Wertvolles besitzt

und hervorgebracht hat, und mit allem zur Wiege und zum Kern, nicht aber zu einer Gefahr für das weitere Vaterlandsgefühl werde.

Doch viel edlere Naturanlagen als das Heimatgefühl finden wir vor und haben sie für unsern Zweck zu nützen, nämlich die in der Seele ruhende Fähigkeit, zu lieben, zu verehren, sich zu begeistern. Bei steigender Entwickelung vermag diese Kraft sich von einzelnen, nahen, persönlichen Objekten hinüberzubewegen zu allgemeineren, ferneren, abstrakteren. Aber sie darf darum nicht etwa verfrüht auf das Allgemeine hingelenkt werden, um nicht das hohle Gut der Phrase zu geben für das echte der Empfindung; sie muſs während der ganzen früheren Jugendzeit auf Konkretes hingelenkt, beim Konkreten gehalten und an ihm genährt werden. Zumeist natürlich am Persönlichen! Nicht bloſs um der Übersichtlichkeit, der Abrundung und Einrahmung willen sollen „Biographieen“ die Einführung in die Vaterlandskunde vermitteln, sondern auch um des höheren Zweckes willen, weil jene edlen Kräfte der jugendlichen Seele sich daran hängen können. Und wie glücklich sind wir, nicht bloſs aus dem Nebel der Vergangenheit hohe vaterländische Gestalten auftauchen lassen zu können, sondern in der Gegenwart lebendig und verständlich zu besitzen, woran sich die patriotische Empfindung stets neu beleben kann! Aber nicht bloſs diese Gestalten sind uns wert, und nicht bloſs das Einheimische gibt heilsame Anregung. Was da irgend in der Welt, sei es hier oder in der Ferne, in naher oder entlegener Vergangenheit, Heldenmütiges, patriotisch Tüchtiges geleistet worden ist (oder sein soll), wirkt, ohne daſs lehrhafte Absichtlichkeit sich daran zu kleben brauchte, anregend; der Knabe zumal kann seine Begeisterung für Aristomenes, für Hannibal, für Roland, für Winkelried gar nicht von seinen eigenen patriotischen Antrieben lösen, und der Jüngling soll auch in Franklin und Washington, auch in Pitt und Nelson unmittelbar Vorbilder vaterländischer Pflicht empfinden.*) Das Wünschenswerte ist ja eben,

*) Möchten ihnen andrerseits auch die Beispiele nationaler Undankbarkeit aus Vergangenheit und Ferne einen hinlänglich tiefen Eindruck hinterlassen, dass sie dereinst zu ähnlichem Handeln sich nicht gewinnen lassen! Oder haben nicht viele als Knaben den Gegnern des Miltiades zu Athen und des Hannibal zu Karthago gegrollt, um als Männer gegen mehr als gleichverdiente einheimische Gröſsen ein gleich schnödes Verhalten mitzumachen?

dafs das Eigene zu Dank und zu nachahmender Verehrung anrege und das Fremde zum Wetteifer. Wetteifer ist so edel als Neid unedel ist. Und diese Aufgabe kommt denn zu den genannten hinzu, dafs die unedlen Triebe, deren oben auch gedacht wurde und welche neben jenen indifferenten und jenen erfreulichen vorhanden sind, der Trieb zum Hassen, zur Rache, zur Schadenfreude u. s. w. gedämpft, dafs sie womöglich in jene besseren hinübergeleitet werden.

Welcher Unterricht nun soll diese Aufgabe lösen? An Stunden und Fächer kann sie nicht gebunden sein. Wo immer für erziehende Anregung die Stätte ist, da mag in solchem Sinne eingewirkt werden. Es sind ja die deutschen, die geschichtlichen, zu Anfang auch die geographischen Stunden zumeist, die sich dazu darbieten. Dafs aber auch die Lektüre der fremden Sprachen hinzukommt, um in ihrer Art Nahrung zu geben, ist nach dem vorhin Gesagten offenbar. Und sofern es sich um Entwickelung der Anlage zu opferwilliger Liebe und ehrfurchtsvoller Hingebung handelt, ist auch der Religionsunterricht dabei beteiligt. Freilich können Religion und Patriotismus auch einen falschen Bund mit einander eingehen. Wie oft haben sie es gethan? In Zeiten hoher Erregung kann die Vaterlandsliebe kaum anders als sich mit den Kräften der Religion nähren. Aber sofern beide allzu ernstlich sich miteinander durchdringen wollen, schädigen sie leicht ihr innerstes Wesen. Der Herr ist König über alle Völker, so lernten wir als Kinder, und auch dieses Wort sie sollen lassen stahn. Wenn auch Lessings Nathan heute vielfach nur mit Vorbehalt gewürdigt wird, so darf man doch wohl auch der Nation einmal zitieren:

„Dein sich Gott um so viel näher Fühlen
Ist Unsinn oder Gotteslästerung.“

Im Juli 1870 aber betete ein deutscher Geistlicher vor einer Gemeinde, in der auch gebildete Nichtdeutsche anwesend waren: „Schütze doch, o Gott, unser Vaterland, schütze unser deutsches Wesen, das dir ja so wohlgefällig ist!“ Wie mufste das im Innersten verstimmen! Und Ähnliches ist nicht ganz ungewöhnlich. Dabei ruht der allzu innige Bund der beiden idealen Mächte in Wirklichkeit zum Teil auf nicht ganz idealer Grundlage. Jedenfalls ehre denn auch die Schule die Grenze, welche Nationalität und Religion zu scheiden hat. Wie wollten sich sonst auch die

Konfessionen der nationalen Einheit unterordnen? Und das sollen, das müssen sie doch. Aber, um es noch einmal zu sagen, wenn sie ihre edelste Aufgabe erfüllt, wenn sie die seelischen Kräfte der Opferwilligkeit, der Hingebung, der Selbstverleugnung, der demütigen Treue wirklich entwickelt, dann hilft auch die Religion, hilft der Religionsunterricht mit, zu rechter Vaterlandsgesinnung zu erziehen. Entbehrt der Unterricht jenes Vermögens, ist er schwunglos, ist er engherzig, ist er blofs lehrhaft, dann ist er überhaupt ein seelenloses Ding mit hohem Namen.

Die zweite positive Aufgabe praktischer Erziehung ist, das Vaterland kennen zu lehren. Das scheint ein bescheidenes Ziel, und hat wohl nur vorbereitende Bedeutung? Ja, mehr als vorbereiten können wir überhaupt nicht; die Liebe selbst unmittelbar ins Herz zu geben, steht nicht in unserer Kraft. Doch man könnte fragen: was hat überhaupt Kenntnis mit Liebe zu thun? Sehr viel, weit mehr als man denkt. Die Liebe zu einem grofsen Ganzen zumal, zu einem vielmehr Gedachten als Geschauten, hat nur unsicheren Bestand ohne Kenntnis. Ja, diese letztere pflegt schon eine Art von vertrauterem Gemütsverhältnis zu ergeben, wie die Erfahrung täglich zeigt. Doch man hat auch das Bedürfnis, nahe kennen zu lernen was man liebt, und wenn die Liebe zum Vaterlande im Keime schon da ist und der Kenntnis vorausgeht, so erhält sie doch gewissermafsen ihren Lebensinhalt erst durch die Kenntnis. Indessen braucht es dieser Betonung noch? Ist nicht diese Aufgabe selbstverständlich allerwärts verwirklicht?

Es kommt darauf an, was man unter Kenntnis des Vaterlandes versteht. Dafs die Geographie von Deutschland etwas eingehender behandelt wird als die von Rufsland oder Indien (übrigens doch auch kaum so eingehend wie die von Altgriechenland oder Altitalien), das thut es ja nicht. Wohl ist es schon recht schätzbar, das Wissen von deutschen Flüssen, Bergen und Landen; schätzbar ist es auch, mit Flora und Fauna des Heimatlandes vertraut zu sein. Und von seinen Städten und Staaten, Fürsten und Helden, Dichtern und Denkern die Namen und manches Bestimmte zu wissen, das alles ist wertvoll und ist selbstverständliches Ziel. Von der ganzen politischen Vergangenheit unseres Volkes wird Kenntnis in der „deutschen Geschichte“ in nicht sehr knappem Mafse angeeignet. In mancherlei Gebiete des vaterländischen

Lebens wird dann aufserdem eingeführt durch das „deutsche Lesebuch“ oder vollständigere Lektüre, und es wird so von unseres Volkes Stämmen und Sitten, seiner Arbeit und seinen Leistungen, seinen Nöten und seiner Tüchtigkeit, seinen Leiden und seinen Triumphen nach und nach ein nicht verächtliches Mafs von Kenntnis entwickelt. Über alles Genannte noch geht das Vertrautwerden mit der vaterländischen Litteratur, das heifst mit dem eigensten Wesen des nationalen Geistes und Empfindens!

Und doch darf man behaupten, dafs die Kenntnis des Vaterlandes und des Vaterländischen noch der Vervollkommnung bedürftig ist, dafs gerade sie noch volleren Zielen zustreben könnte. Wie gut wir glauben unterrichtet zu sein — denn wir fühlen uns ja überhaupt Ausländern gegenüber meist sehr unterrichtet — in diesem Punkte, oder wenigstens nach gewissen Seiten dieses Gebietes, sind andere uns überlegen. Zunächst die Angehörigen der kleineren Völker, wie nicht verwunderlich, nicht blofs weil sie ein geringeres Gebiet zu durchdringen haben, sondern auch, weil sie bei dem extensiv Unbedeutenden die intensive Bedeutung voll zu erfassen trachten. Aber nicht blofs die Holländer oder Schweizer u. a. haben eine tüchtigere Landeskunde als wir, auch das englische Volk oder wenigstens seine Gebildeten muten sich in dieser Hinsicht mehr zu als wir. Man braucht nur die Fragen zu vernehmen, welche die Engländer an uns über Deutschland zu stellen pflegen und wir gebildeten Deutschen gewöhnlich nicht beantworten können, und dann das Erstaunen jener zu beobachten. Kennen sie ihrerseits weniger Zahlen aus der Geschichte, so verfügen sie über viel mehr Zahlen, d. h. präzise Kenntnis der gegenwärtigen Verhältnisse ihres Landes. Und dafs sie ungleich zulänglichere Anschauung von konkreten Dingen in ihrem Lande haben, als wir in unserem, darf sie wohl darüber trösten, dass sie nicht so viel schwungvolle allgemeine Phrasen darüber zur Verfügung haben. Jene konkreten Dinge gehören aber nicht etwa blofs den trockenen, technischen und verwandten Gebieten an, sondern betreffen namentlich auch Kulturgeschichte und Kultur. Ist der Kreis ihrer Litteraturkenntnis vielfach ein enger, so sind ihnen aufser Dichtern und abstrakten Denkern auch die Verdienste ihrer Staats- und ihrer Volksmänner, ihrer grofsen Kaufleute u. s. w. vertraut. Und so darf man wohl die Meinung

äufsern, dafs auch wir mehr nach *allseitiger und bestimmter Kenntnis unserer vaterländischen Schätze* streben sollten, als blofs nach namen- und zahlenreichem Wissen aus der weit abliegenden politischen Vergangenheit, dafs von deutscher Art und Kunst, von deutscher Kultur mehr wirkliche Anschauung erworben werden sollte und etwas weniger überlieferte vage Charakteristik, dafs auch auf solchen Gebieten, auf welchen wir gar nicht an der Spitze marschiert sind, doch das bei uns thatsächlich Geleistete nach seinem Werte geachtet werde (denn so machen es die klügeren Ausländer ihrerseits auch), dafs auch nicht blofs solches hervorgehoben und so hervorgehoben werde, wie es unmittelbar eine erhebende Wirkung haben kann, dafs man überhaupt den Schatz des Vorhandenen schätzen lehre, und dafs auch von den grofsen Persönlichkeiten möglichst wirkliche Vorstellung vielmehr als formulierte Charakteristik, äufserlich eingerahmt in Ziffern und Namen, übermittelt werde.*) Denn wenn bei Sachen, bei konkreten Dingen, Zahl und Mafs erst wirkliche Vorstellung ermöglichen, bei Personen führen diese keinen Schritt näher zum wirklichen Verstehen.

Vom *Kennen* zum *Verstehen*, vom Verstehen zum *Schätzen*, vom Schätzen zum *Lieben*, das sind für die Seele nahe aneinander grenzende Stadien eines natürlichen Weges, und dieser natürliche Weg ist, verglichen mit dem luftigen durch die Phrase, der sicherere. Auf die natürliche Grundlage die Vaterlandsliebe zu gründen, das eben soll unsere Aufgabe sein. Aufgabe? Aber das ist ja selbst wieder nur ganz allgemeine Charakteristik, und erscheint vielleicht mehr rhetorisch als praktisch; eine Reihe von Aufgaben wäre hier zu lösen, und diese bedürften der Aufzählung, der bestimmten Bezeichnung, auch der Mittel zur Lösung. Das letztere ist wahr, doch alles kann nicht mit einem Male, und hat nicht an einer Stätte zu geschehen. Vielleicht schimmert das konkrete Einzelne doch schon genügend durch die allgemeine Schilderung durch. Auf die *Denkmäler deutscher Kunst* aus der Vergangenheit und auf die Kenntnis *nationaler*

*) Auch die hervorragendsten Gröfsen der *Gegenwart* auf den verschiedenen Gebieten wissenschaftlicher, künstlerischer oder sonst wertvoller öffentlicher Bethätigung am rechten Orte zu *nennen*, mit dem gebührenden *Respekt* zu nennen, sollte man nicht versäumen.

Einrichtungen in der Gegenwart sei als auf zwei der gemeinten Gebiete wenigstens beispielsweise noch hingewiesen. Wie wenig aus dem letzteren zur Verfügung zu stehen pflegt, darüber kann man staunen. So grofs an Ehren, so eigenartig und stark durch Organisation, so volkstümlich unser Kriegsheer ist, so wird doch ein etwa in der Prima unserer Schulen gestelltes Aufsatzthema: „Welches sind die unterscheidenden Eigentümlichkeiten der preussisch-deutschen Heereseinrichtungen?“, wenn nicht erhebliche mäeutische Hilfe gewährt wurde, meist Unklares und Unzulängliches zutage kommen lassen. Beim Staatlichen ist es noch schlimmer. Oder hiefse es, wenn man dabei etwas verweilen wollte, Politik treiben? Nein, aber vielleicht einer dereinstigen politischen Abhängigkeit von Phrasen, Schlagwörtern und Parteicapricen ein wenig vorbeugen! Oder soll der Lehrplan mit neuen Wissensdisziplinen gefüllt werden, der doch schon so schwerbeladen einherschwankt? Mit nichten, man wechsele nur hier und da die Ladung ein wenig, lasse Wertloses dahinten, damit Wertvolleres Raum finde. Ich will sogleich hinzufügen, dafs noch ein besonderes Gebiet mir als Gegenstand nationalen Unterrichts vorschwebt, nämlich Kenntnis vom Leben der Muttersprache in Vergangenheit und Gegenwart. Doch dem soll nähere Betrachtung an anderer Stelle gewidmet werden.*) Und wenn denn freilich nach Aufnahme dieser Aufgaben die nationale höhere Schule ein etwas anderes Gesicht zeigen sollte, als sie gegenwärtig noch hat, so schreckt mich diese Aussicht nicht im mindesten.

Auch die Kenntnis des Fremden ist, recht dargeboten und erfafst, nur Vervollständigung der nationalen Selbstkenntnis. Nicht nur um des reichlichen, kaum recht lösbaren Zusammenhangs willen, der zwischen dem Leben der verschiedenen Völker und ihrer Kultur besteht, und der freilich zur Erwähnung und zu seinem Rechte kommen mufs, wenn nicht Unwahrheit walten soll. (Und auf diesem Gebiete ist es z. B. verwunderlich und tadelnswert, wie wenig die so vielseitigen, unvergleichlichen Kulturleistungen, welche das mittelalterliche und auch noch das neue Italien Europa und uns dargeboten hat, zu anschaulicher Würdigung zu kommen pflegen, nicht zwar in der Sphäre der ästhe-

*) Siehe darüber den 2. Aufsatz in diesem Buche.

tisch Hochgebildeten, aber eben in der Bildungssphäre, wie unsere höheren Schulen sie im Durchschnitt vertreten. — Auch Frankreich wie England gegenüber dürfen wir nicht aufhören anzuerkennen, wie jedes dieser Länder Führerin in Europa gewesen ist, und auf welche unanfechtbaren Ansprüche sich sein Selbstbewufstsein stützen darf.) Aber unser obiger Satz hat auch in unmittelbarerer Weise Geltung. Ohne dafs der Unterricht etwa darauf ausgeht, fremde Dichtung der deutschen gegenüber aus falschem Patriotismus oder aus Unfähigkeit zur Würdigung herabzusetzen, so wird der Zögling sich doch gerade an der Anschauung fremden Geistesgutes des Wesens und Wertes des vaterländischen Dichtergeistes erst recht bewufst. Und so mag ihm nicht blofs das klassische französische Drama oder die französische Lyrik, sondern auch Horaz, ja geradezu auch Sophokles Mittel und Anregung werden, die Eigenart deutscher Dichtung um so klarer zu fühlen. Sollte das im patriotischen Sinne wertlos sein? Um aber auf die Anerkennung der Abhängigkeit noch einmal zurückzukommen, so sei zu ihrer Empfehlung ein Bild gestattet. Der Kaufmann, welcher sich bewufst ist, dafs seine Angelegenheiten schlecht stehen, dass seine Schulden mannigfach, seine Verpflichtungen schwer, seine Mittel fraglich sind, wird mit Scheu den Augenblick hinausschieben, wo er endgiltig abrechnet, um das Bild seiner Lage unverhüllt zu schauen. Wer da weifs, dass ihm Kredit und Mittel und Tüchtigkeit nicht gebrechen, kann getrost auch die „Passiva“ sich vorrechnen, für welche er reichlicher Deckung sicher ist. Ist unser Fall in patriotischer Beziehung mit Guthaben und Schuld der erstere, dann mögen wir ja auch die Scheu jenes ersteren Kaufmanns haben und uns selbst und andere einstweilen täuschen. Sind wir aber mehr dem zweiten gleich, so können wir ja offen sein. Und ich meine, wir könnten das wirklich.

Die dritte positive Aufgabe patriotischer Erziehung ist die höchste. Nicht mehr um Wissen und Verstehen handelt es sich hier, auch nicht mehr um Fühlen und Streben, sondern um Thun und Sein. Zu rechter Vertretung des Vaterlandes zu erziehen, das ist das höchste Ziel; der ist ja auch der beste Vaterlandsfreund, der des Ganzen echtes Glied ist, der, vom vaterländischen Wesen durchdrungen, dasselbe in seinem eigenen Wesen

zur Erscheinung bringt. Aber so selbstverständlich die Aufgabe als solche ist, so versäumt man doch vielfach die Mittel zu ihrer Erfüllung. Es sind das nicht lauter große Dinge, wodurch die rechte Vertretung erfolgt; der fernen, idealen Ziele wird wohl oft genug gedacht, aber sie schweben eben in der Höhe und Ferne; wie viele unter den deutschen Jünglingen, die zusammen die Bahn der höheren Schule durchmessen, werden dereinst das deutsche Mannesideal verwirklichen? Es können eben nur wenige sein, denn Adlers Flugkraft ist nirgendwo gemein. Aber man stelle sich auch die einfacheren Ziele wirklich vor, man schaue nicht immer in die Höhe, damit man nicht ganz in der flachen Ebene bleibe. So einfache Dinge, wie die praktische Verehrung der Muttersprache, durch Ernst zu ihrer Erlernung, Sorgfalt in ihrer Verwendung, Beherrschung ihrer Schätze, sind bei uns mit nichten gewöhnlich; nur wenige Kreise streben einigermaßen danach, aber mehr aus anderen zufälligen Gesichtspunkten. Wie sehr könnten uns hier die Franzosen Vorbild sein! Und wie innig hängt doch nationales Bewußtsein mit sprachlicher Bethätigung zusammen! Das Lob unserer Muttersprache wird, und zwar mit mehr Pathos als sachlicher Richtigkeit, seit stark einem halben Jahrhundert gern nachgesungen, aber die Verehrung durch die That, diese Art von elementarer Vertretung ist selten genug. Und nicht bloß der Fremdwörter denken wir hierbei, die nur allmählich entbehrlich gemacht, nicht mit einem Male verpönt werden können. Doch was wir denken, soll hier nicht mehr näher ausgeführt werden, da es an anderer Stelle geschieht.*)

Noch eine andere von den geringen Aufgaben, viel leichter noch zu leisten, wird viel zu selten bedacht. Wie benehmen sich die meisten bei persönlicher Berührung mit Ausländern? Sie lassen vielleicht den Gegensatz in seiner Stärke hervortreten, sie lassen eine gewisse Geringschätzung ironisch durchblicken, oder aber sie zeigen ganz im Gegenteil eine übergroße Bereitwilligkeit zur Anerkennung und Unterordnung. Das eine wie das andere kann man hundertfach beobachten. Und doch ist es so wichtig, daß diese immerhin mehr vereinzelten Berührungen der Ausländer mit Deutschen den rechten Eindruck geben. In dem Augenblicke

*) Vergl. den 3. Aufsatz dieses Buches.

solcher Berührung ist man als Deutscher der Vertreter, wenn auch nicht der diplomatische, aber darum doch gewissermaſsen Vertreter seines Volkes, als dessen Typus wird man in dieser Lage beobachtet, und Schlüsse, Urteile, Verallgemeinerungen aus dem Beobachteten sind sicher zu erwarten. Da könnte man sich doch wohl etwas zumuten, zur Ehre seiner Volksart und zur Begründung von Sympathieen. Nicht etwa durch den angenommenen Schein nicht vorhandener Vortrefflichkeiten, nicht durch vordringliche „Liebenswürdigkeit", und noch weniger durch Entfaltung von dem, was da imponieren könnte; nur durch Selbstbeherrschung, unbefangenes Wohlwollen, schlichte Würde. Das ist fürwahr keine überstiegene Forderung, und sie zu erfüllen ist der Mühe wert. Daſs die Pflicht solcher Vertretung zumal auch denjenigen Deutschen verbleibt, die ihrerseits im Auslande leben (und nicht wenige unserer Zöglinge werden das ja eines Tages thun), versteht sich, mag aber um so bestimmter betont werden, in je unerfreulicherer Weise wir vielfach in fremden Ländern wirklich vertreten werden. Wer das hat gewahren und empfinden müssen — es sind ja nicht die zartesten, zurückhaltendsten Naturen, welche vorwiegend in der Fremde ein Bestehen suchen, oft bedeutet auch ihre deutsche Sprache gar keine germanische Abkunft —, dem wäre nichts lieber, als daſs den über die Grenze gehenden Landsleuten eine Art besonderer Erprobung oder Zubereitung zu teil werden könnte. Indeſs im Augenblicke der Grenzüberschreitung ist es ja doch zu spät, wenn nicht früher der Sinn dafür entwickelt, anerzogen wurde.

Kommen wir denn zu Wichtigerem. Ja, wenn wir uns auch nicht ferner einbilden wollen, jene hohen Tugenden der Treue, der Wahrhaftigkeit, des Ernstes, der Biederkeit u. s. w. als eine nationale Erbpacht zu besitzen, Ideale sollen sie uns doch bleiben, deren Namen nicht bloſs in die Welt zu rufen sind, sondern zu denen die deutsche Jugend in der That nach Möglichkeit hinzubilden ist, damit sie ihres Volkes beste Ehre schütze und fortpflanze. Sind es auch nur Ideale, die wir so „von unsern Vätern ererbt" haben, waren es auch für diese nur Ideale, nicht Eigenschaften, auch für dieses Ererbte gilt immer wieder der Ruf: „Erwirb es, um es zu besitzen." Und so aufgefaſst, machen jene „Nationaltugenden" nicht stolz, sondern bescheiden. Zumal, wenn auch der nationalen Erbfehler ehrlich und ernst gedacht wird.

Aber ihnen gegenüber ist (das geht aus allem Obigen hervor) die Aufgabe nicht einfach Bekämpfung, Ausrottung durch Spott und Warnung. Wenn es wahr ist, dass man immer „die Fehler seiner Tugenden“ hat, dafs jede gute Eigenschaft eine unerfreuliche Kehrseite hat, so können wir es ja auch umkehren, und zu den Mängeln die Tugenden aufsuchen oder festhalten. Dafs die Nachahmungssucht der Deutschen zusammenhänge mit ihrer Empfänglichkeit, ihrer Fähigkeit, auch das Fremde, das Verschiedenartigste zu schätzen, ist oft gesagt worden. Und diese Seite dürfte nicht ertötet werden, um jener vorzubeugen, diese mufs nur recht entwickelt werden, denn wir sollen keinen nationalen Vorzug aufgeben. Weit wichtiger freilich wäre noch, dafs die planmäfsige erzieherische Einwirkung den bekannten, so stark entwickelten individuellen Freiheitssinn nach seiner verhängnisvollen Wirkung fühlbar zu machen, in seinem wahren Lichte erscheinen zu lassen vermöchte, wie er, teils aus dem störrigen Mifstrauen der Bauernnatur (man vergleiche dazu auch unsere Vettern, die Norweger), teils aus den nachwirkenden Erinnerungen mifsbrauchter Fürstengewalt, teils aus der Neigung zu theoretischem Denken, teils aber auch aus spiefsbürgerlicher Unfähigkeit zur Erhebung über sich selbst seine Nahrung ziehend, ein Ideal zu bedeuten glaubt, und dabei das gesunde Gedeihen der Wirklichkeit immer wieder vereitelt. Und noch wichtiger und schöner, wenn die erziehende Einwirkung darauf hinginge, diesen individuellen Unabhängigkeitssinn in ein williges Arbeiten bewufster Einzelkräfte für die Dienste des Ganzen hinüberzuleiten. Wer so Schweres will, dem wird es freilich doppelt fühlbar, dafs man nicht kann, was man will oder möchte. Aber auch nur zu wissen, was man möchte, klar zu sehen, was man sollte, ist doch schon etwas wert. Doch zurück zu den Tugenden, oder wenigstens zu einer derselben.

Die Treue, sie ist doch kein leerer Wahn. Der deutschen Treue haben wir vorhin eine kurze Betrachtung gewidmet. Dafs sie da ist, nicht als allgemeine Seelentugend, aber als festgewurzelte Eigenschaft, nicht in der alten Form der freien Verpflichtung von Person an Person, für Kampf und auch für Frevel und für den Tod, dafs diese alte Form nur eine kindliche Stufe darstellt, der eine männliche, reifere zu folgen hatte, dafs die Treue als Berufstreue der Hohen und der Niederen, der freien Hochgebildeten

und der auf kümmerlichem Posten Stehenden, des Volkes in Waffen und desjenigen im Bürgerkleide, die neue Form ist, treu dienende Hingebung der Fürsten an das Volk, ihrer Diener an die Pflicht, beider an das Vaterland, das sei gesagt und wiederholt: hier ist ein Ideal, das Wirklichkeit ist, das auch die Nachwachsenden verwirklichen können und sollen. Wohl hat Schiller vom Adel in der sittlichen Welt gesprochen:

„Gemeine Naturen
Zahlen mit dem, was sie thun, edle mit dem, was sie sind.“

Aber auch in der sittlichen Welt sind keine ewigen Grenzen zwischen adeligen Naturen und gewöhnlichen; Sein und Thun ist da nicht streng geschieden; die Treue als Thun ist zugleich ein solches Sein, das da adelt. Gewifs ist, mit Sein und Thun wird das Vaterland recht vertreten, nicht mit Fühlen, und noch weniger mit Reden, und wäre es auch das schwungvollste, nicht mit Jubeln und Rühmen an Festtagen; dies leistet das gegenwärtige Geschlecht aufs reichlichste, aber das künftige mufs anderes leisten.

Man darf mit Hoffnung auf die Nachwachsenden blicken. Es hat den Anschein, als ob ihnen die nationale Ehre über der Parteischranke stehen wollte. Und wenn auch die künftigen Patrioten nicht das verwirklichen, was von uns als letztes Ziel hingezeichnet wurde, wenn auch ihr Vaterlandssinn von den Schwächen und Unvollkommenheiten manche behalten wird, deren oben gedacht ist, möge vor allem doch das eine sich erfüllen, dafs sie ganz seien, was sie sind, und nicht unsicher hin- und herschwanken. Bei entscheidenden Fragen unentschiedene Seelen, in grofsem Momente ein kleines Geschlecht, es ist das Traurigste, was man sehen kann. Es scheint Bestimmung, dafs der deutsche Vaterlandssinn bald in furchtbarem Feuer von neuem geglüht werde. Diese Aussicht läfst freilich alles überaus klein erscheinen, was zur Läuterung desselben durch blofse Gedankenarbeit versucht worden ist. Doch jetzt sei nun die kleine Gabe dargeboten, eine Betrachtung über Liebe, aus Liebe.

Ein Blick in das Leben der Muttersprache als Bedürfnis des deutschen Unterrichts.*)

Der Versuch, die Zöglinge oberster Schulklassen mit älterem deutschem Schrifttum durch unmittelbare Einführung bekannt zu machen, gilt im wesentlichen als gescheitert. Mittelhochdeutsche Lektüre, die vor einigen Jahrzehnten in den Lehrplan der Prima oder Sekunda Aufnahme fand und da — je nach Umständen mit mehr oder weniger Ernst und Begeisterung — betrieben wurde, ist wieder verschwunden; die amtlichen Bestimmungen haben sie schliefslich wieder geradezu gestrichen. Unter welchem Gesichtspunkte doch wohl? Einmal, um zu entlasten; für die Kraft der Lernenden schien es denn doch genug an den alteingeführten Sprachen, und deren Bedeutung innerhalb des giltigen Bildungsideals blieb unbezweifelt oder doch durch Zweifel unerschüttert; zu ihnen Altdeutsch ernstlich hinzunehmen, etwa gar nach Art des Lateinischen und Griechischen treiben zu wollen, das hiefs die Ansprüche unbillig mehren. Und ohne Ernst? Das gerade war ja wohl der zweite Gesichtspunkt: Dinge ohne Ernst zu treiben ist einer verständigen Pädagogik nicht würdig. Und der Betrieb war wirklich vielfach so, dafs man grofse Freude daran nicht haben konnte. Auch die Schüler selbst nicht; denn wodurch er ihnen leicht werden sollte, das Erraten statt des Erarbeitens, das Tasten statt des Wissens, das ungefähre Verstehen statt des Erkennens, das ergab doch keine eigentliche Genugthuung. Und oft genug liefs unzulängliche Sachkenntnis des Lehrenden den

*) Aus der Zeitschrift für den deutschen Unterricht, herausgegeben von O. Lyon (Leipzig, B. G. Teubner), 1. Jahrgang, 5. Heft.

frischen Quell der Anregung und Klärung vermissen. So hat man wieder verzichtet. Ihr Nibelungenlied soll die deutsche Jugend aus neuhochdeutschen Übersetzungen oder aus Inhaltsangaben kennen lernen, wie sie von Hartmann und Wolfram, von Walther und Freidank nur reden und rühmen hört und auch nachreden und nachrühmen darf, ohne Anschauung, ohne Eindruck, im günstigsten Falle auf etliche stoffliche Angaben oder charakterisierende Bemerkungen hin. Das Wünschenswerte ist also, zumal ein übersetztes Nibelungenlied stets nur eine matte Wirkung thun kann, jedenfalls nicht verwirklicht, und man wird sich am Ende damit zu trösten haben, dafs es hier so wenig wie auf vielen anderen Gebieten des Lebens je verwirklicht werden könne.

Gleichwohl scheint mir der Verzicht auf jeden sprachgeschichtlichen Umblick doch auch jetzt noch — nicht blofs ein Übel, sondern kein unvermeidliches Übel. Dafs man gegenwärtig der lebendigen Entwickelung der Muttersprache gar zu fremd gegenüberstehe und dafs dieses gleichgiltige Verhältnis unter mehr als einem Gesichtspunkte zu bedauern sei, ist meine Überzeugung. Es wurde vorhin von dem geltenden Bildungsideal gesprochen: in der That bestehen ja zu bestimmter Zeit bei bestimmten Völkern, oder auch Kulturvölkergruppen, oder auch engeren Volkskreisen, gewisse Bildungsideale. Dieselben stehen zunächst in Wechselwirkung mit dem, was auf Unterrichtsanstalten betrieben wird; in Wechselwirkung — thatsächlich hängen sie wohl noch mehr davon ab, als dafs die Unterrichtsstoffe sich nach ihnen, den bestehenden Bildungsidealen, richteten. Aber gewisse Züge trägt das jeweilige Bildungsideal doch auch, denen in der bestehenden Unterrichtsgestaltung nichts entspricht, die dem hier zu Erwerbenden ergänzend hinzukommen müssen, und die sich manchmal gar nicht leicht mit jenen vermählen. Und dann — und das ist's, worauf es uns hier ankommt — schlummern gewisse Bedürfnisse thatsächlich im Geiste der Gebildeten und harren der Befriedigung.

Damit sie befriedigt werden können, müssen sie erkannt werden. Es ist keine neue Weisheit, dafs ein Problem formuliert zu haben schon ein gewisses Verdienst sei. Zu diesen Bedürfnissen gehört denn also meiner Beobachtung nach ein Einblick in das Leben der Muttersprache. Und zwar, wie schon angedeutet, nicht etwa geradezu in dem Sinne, aus welchem heraus man seiner

Zeit die Lektüre älterer deutscher Dichtung herbeizog. Wie war man dazu gekommen? Das ist leicht zu fühlen. Als ein an Leib und Seele gesundes Kind der überspannten Mutter Romantik und des stillen deutschen Forscherernstes war die germanische Philologie herangewachsen. Wie man dreihundert Jahre vorher mit demütigem Staunen erkannt hatte, dafs jenseit der Berge und der Jahrhunderte eine reiche Welt starker Gedanken und schöner Formen zu finden sei, so erkannte man nun mit staunender Freude, dafs auch diesseit jener vielverehrten Ferne ein schönes, preiswertes, eigenartiges Gut liege, dafs es von Natur unser eigen sei, dafs wir es heben müfsten, damit es uns hebe. In der That, manch trockenes Gelehrtenherz hat sich daran verjüngt. Und denen, die noch jung waren, sollte dieser Brunnen vor allem fliefsen! Auch hat hier das sehr bescheidene Mafs von Beschäftigung mit der muttersprachlichen Vergangenheit nicht wenig gewirkt, hat nicht blofs manchem den Mut zu ernstlichen germanistischen Studien und so zur Fortführung der wissenschaftlichen Erkenntnisse entzündet, sondern aufserdem vielen anderen die Liebe zum Deutschtum erhöht, den Glauben an deutsche Art und ihren Wert gefestigt. Es war eben doch etwas anderes als die blofse Phrase über die Sache, es war ein Blick in die Sache, in das Leben des deutschen Sprachgeistes, der mit dem deutschen Geiste schlechthin in so naher Beziehung steht.

Darüber ist nun ein Menschenalter hingegangen, und die Zeit ist verändert. Die germanische Philologie ist weiter herangewachsen und nimmt eine ruhige Ehrenstellung neben den verwandten Disziplinen ein; jugendlicher gährt es bei den nachgebornen Stiefschwestern. Aber dafür haben neue Strebungen sich entwickelt und nicht blofs innerhalb des wissenschaftlichen Gesamtlebens schon breite Bahn sich gewonnen, sondern auch mit neuem Lebensblut alle Philologie durchdrungen. Naturgeschichtliche Beobachtung der Sprache durchdringt sich mit der geschichtlichen, Physiologie und Psychologie stellen sich in ihren Dienst, das „Leben“ der Sprache öffnet sich immer lebendiger dem darauf gewandten Blicke, und die Früchte, die Folgerungen dürften dereinst weiter reichen als man jetzt ahnt. Aber bleiben wir bei der unmittelbaren Wirkung. Zu erkennen, nach seinem inneren Zusammenhang, seinen Lebensgesetzen zu verstehen, was man längst zu

kennen meinte, das ist schön; etwas in seinen lebendigen Funktionen zu beobachten, das giebt fast schon ein Gefühl von Liebe. Und ob wir es versäumen sollen, auch dieses Band zu knüpfen? Doch hierauf soll zum Schlusse zurückgekommen werden.

Nicht alles, was ein schönes Interesse zu erregen vermag, was die Geister befriedigt oder erregt, was schätzenswerte Erkenntnis giebt, gehört darum in den Unterricht der Schule! Die Kreise enger zu ziehen, das ist viel mehr die Losung des Tages, als sie zu erweitern, oder namentlich als die vorhandenen Kreise von neuen kreuzen und verwischen zu lassen. Aber wenn das Ausschliefsen eines Gebietes im Grunde auf die Weiterpflege schiefer, überwundener Anschauungen hinauskommt, dann gebührt doch wohl dem jungen Geschlechte, das einst die allgemeine Bildung der Zeit mit tragen soll, ein Einblick, eine Unterweisung. Es wird sich freilich nicht behaupten und noch weniger beweisen lassen, dafs nach diesem Gesichtspunkte immer gehandelt worden sei. Sehr zögernd wenigstens pflegt Neues zugelassen zu werden. Aber wo die Gesamtheit zögert, da müssen Einzelne treiben.

Lange und fast leidenschaftlich ist um die Frage gekämpft worden, ob man der Muttersprache überhaupt theoretisch lernend gegenübertreten solle. Nachdem es abgelehnt war unter dem Gesichtspunkte der Überflüssigkeit und der Öde, nachdem selbst zart sittliche Rücksichten dagegen geltend gemacht worden, ist es gegenwärtig doch wieder nicht blofs Zugeständnis geworden, sondern sogar Forderung; und für weite Kreise der Jugend höherer Schulen ist die Entbehrlichkeit in der That eine optimistische Annahme; zur Sicherheit gelangen diese nicht ohne eine bündige Lehre, wenigstens über gewisse Gebiete. Aber bei alledem handelt es sich immer nur um die Grammatik, um Regeln für das richtige Reden und Schreiben. Uns schwebt hier, wie nun schon wiederholt angedeutet, etwas anderes vor: nicht Lehre, Regelung, Schulung, ebensowenig wie andrerseits systematische Wissenschaft. Jene gehört nur unteren Stufen zu, diese nur der Hochschule. Sondern um Anleitung zum beobachtenden Erkennen, zum Auffinden versteckter oder doch nicht bewufster Gesetze, um ein gewisses Vertrautwerden mit Eigenart und Leben der Sprache; und das alles nicht zur Belastung und Qual, aber auch nicht zum

Spiel, oder vielleicht nur scheinbar zu einer Art von Spiel, in Wirklichkeit mit ernsterem Ziele.

Manches mag freilich schon jetzt in diesem Sinne geschehen; es ist nicht anders denkbar, als daſs der Lehrer, der seinerseits eine freudige Erkenntnis gewonnen hat, von dieser gelegentlich etwas ahnen lasse. Es gilt ja wohl auch hier, daſs, wes das Herz voll ist, des der Mund übergeht. Nur ist das Übergehen des Mundes in der Schule nicht ungefährlich: in einem gewissen planvollen Zusammenhange muſs das Gesagte doch wenigstens gedacht sein, wenn dieser auch nicht stets hervorzutreten hat. Einen solchen zu finden, sei hier unser besonderes Ziel. Selbst bei den fremden Sprachen führen gewiſs mannigfache Einzelbemerkungen über die Sphäre der Stoffaufnahme und des Sachverständnisses einerseits und der „Regeln" andrerseits hinaus: ein angeregter Lehrer wird doch auch einen Durchblick vermitteln in die Fragen und Erscheinungen des Sprachlebens, welches hinter der positiven Grammatik liegt. Nicht bloſs wird auf gereifterer Stufe wohl auf den syntaktischen Untergrund der Flexionsformen hingedeutet, und andrerseits auf den psychologischen Untergrund der syntaktischen Erscheinungen; naturgemäſs kommen auch gesetzmäſsige lautliche Vorgänge mit zur Sprache, wichtige Thatsachen der Wortbildung nicht minder; über Bedeutungsentstehung und -wandel nachzudenken giebt die „Synonymik" oft genug Veranlassung; das Auftauchen von Scheideformen, die Rolle der Analogie kommt gelegentlich zur Sprache; auch allerlei Besonderheit, wie Lehnwörter in jenen Sprachen, werden wohl erkennbar gemacht — was alles durch Beispiele, etwa aus dem Französischen oder auch Lateinischen, zu belegen nicht schwer wäre. Und das Interesse der Schüler ist, wofern nicht Fehlgriffe stattfinden, dem Gegenstande sicher. Auch schon deshalb, weil die fremde Sprache ihnen dabei weder, wie bei der Lektüre, in kunstvoller, Entwirrung heischender Verwebung, noch, wie bei der Grammatik, als peinliche, schwer zu befriedigende Meisterin entgegentritt, sondern in harmloser Natürlichkeit, den Gesetzen des Natürlichen unterworfen, im Werden und Wandel zu beschauen. Aber freilich, im Beschaulichen liegt da nicht die Aufgabe: es gilt anzueignen, zu können, zu befolgen und zu beherrschen. Und so kann über eine nur ganz gelegentliche, flüchtige Berührung jener Seite, über einige freund-

lich anregende Blicke nicht hinausgegangen werden. Anders ist es denn doch bei der Muttersprache. Ist auch hier Erlernung, Übung, Beherrschung das erste und eigentlichste Ziel, so ist zugleich die Möglichkeit zum Verstehen des Sprachlebens eine sehr viel vollere, und die Bedeutung einer solchen Orientierung eine ungleich höhere. Was das erstere betrifft, so steht nicht blofs so viel reichlichere Anschauung zu Gebote, ein so viel umfassenderes Beobachtungsfeld, ein so viel vollerer Wortschatz, sondern der Lernende hat ein so viel unmittelbareres Verhältniss zu der Sprache, sein Sprachgefühl ist hier in ganz anderem Masse entwickelt: und eben im Gefühle liegt aufserordentlich vieles, was des Bewufstwerdens gleichsam harrt.

Nicht blofs im subjektiven Sinne: es ist auch, rein objektiv angesehen, bedauerlich und ist schief, wenn trotz all des reichlichen Umgangs mit der Sprache, trotzdem dass wir in ihr leben und weben, von ihren Lebensgesetzen eine verfehlte Grundanschauung bestehen bleibt. Und die bleibt wirklich, sie ist das Ergebnis des teils auf blofse Regeln und teils auf blofse Praxis gestellten Sprachbetriebs. Aber nicht allein dies, nicht allein, dafs der Irrtum immer unschön ist: man bleibt ohne eine gewisse Aufklärung, wie wir sie hier im Sinn haben, auch zahlreichen sich praktisch aufdrängenden Fragen gegenüber immer in der Verlegenheit des Nichtentscheidenkönnens. Soll der Abhängigkeit von Regeln und von Korrektur während der Zeit der Schule nur die Abhängigkeit von Nachschlagebüchern im späteren Leben folgen? Das bedeutet doch nicht blofs an sich einen etwas beschämenden Zustand, sondern trägt auch über manchen Zweifelsabgrund nicht hinüber. Freilich kann nicht jeder Gebildete zum allerwärts sicheren Sachverständigen werden; aber er kann doch etliche Grundanschauungen aufgenommen haben, die ihm ziemlich weit in das Labyrinth der Einzelfragen hinein Licht geben. Welche Vorstellungen von „Sprachrichtigkeit“ z. B. beherrschen heutzutage noch die Kreise unserer Gebildeten? Als ob bindende Gesetze für die Sprachbethätigung durch irgend eine unwandelbare Autorität gegeben seien, eine Art Original-Koran dafür irgendwo im Himmel vorhanden sei, oder als ob die Sprache sich in sich selbst mit logischer Folgerichtigkeit regele, so sieht man durchweg die Sache an. Welches von beiden ist denn eigentlich richtig deutsch: ich versichere dir, oder

ich versichere dich? Einen von den beiden Kasus mufs das Zeitwort doch „regieren“! Und wenn immerhin beide vorkommen, welches ist der richtigere? Und wenn selbst unsere besten Schriftsteller beide Konstruktionen zeigen, welche müfsten sie eigentlich ausschliefslich anwenden, welches ist die wahrhaft gute, die eigentlich deutsche? Oder: Hat es zu heifsen: entlang des Flusses, oder entlang dem Flusse, oder den Flufs entlang, oder am Flusse entlang? Welche von diesen vier Konstruktionen ist die korrekte, die wahre? Dergleichen für den Sachkenner verzweifelte Fragen kennzeichnen die herrschende Anschauung. Daran reiht sich der thörichte Glaube an das just in der Gegenwart verwirklichte gute Deutsch, dem gegenüber jede ältere Wendung zu einem dummstolzen Lachen reizt. Und es hängt damit auch die ärmlich mechanische Anschauung von der „Mustergiltigkeit“ der Sprache der Klassiker zusammen, deren Klassizität man am Ende gar in dieser Mustergiltigkeit ihrer Konstruktionen sieht, vermöge deren sie nur die vollkommenste Verwirklichung dessen sind, was der Elementarlehrer in den deutschen Stunden zu übermitteln suchte!

Dafs in Wirklichkeit jede Sprache in zahlreichen Punkten schwankt, dafs alle ihre Gebilde und Gepflogenheiten einem beständigen, wenn auch unmittelbar wenig merklichen Wechsel unterworfen sind, dafs die „Gesetze“ nur die Wiedergabe des gegenwärtigen Sprachgebrauchs sind, dafs dieser selbst vielfach der Gesetze spottet, dafs Zufall und auch Verwechselung und Verwirrung darin eine erhebliche Rolle spielen, und endlich dafs das Gebiet des Sprachgebrauchs so umfassend ist, wie der einzelne es kaum je allseitig sicher beherrschen oder übersehen kann, diese Erkenntnis braucht doch nicht wie ein eleusinisches Mysterium gehütet zu werden. Als der natürliche Zustand darf es doch eher erscheinen, dafs der wissende Lehrer es gar nicht übers Herz bringe, die Augen seiner — entwickelteren — Schüler dafür nicht zu öffnen, nicht zu entsiegeln, um so weniger, je mehr er das zugleich hilflose und dreiste Tappen der „Gebildeten“, die akademischen durchweg mit eingeschlossen, wahrgenommen hat. Dafs er in solchen Kreisen seinerseits verbessernd auftrete, ist nicht blofs mifslich, sondern auch unfruchtbar; aber zutreffendere Grundanschauungen zu pflegen, da wo noch zu pflegen ist, das ist seine natürliche und

dankbare Aufgabe. Oder soll für alle kommenden Geschlechter nur das Bildungsmangel bedeuten, wenn jemand den Mont Blanc zu den Schweizerbergen rechnet, oder den Walfisch nicht zu den Säugetieren, oder Kategorie mit *th* schreibt und Euripides mit *y* u. s. w.? Mufs die Schule wirklich stets einige Menschenalter hinter der Wissenschaft hermarschieren und überwundene Standpunkte thatsächlich, wenn auch nur durch Ignorieren der besseren Einsicht, vertreten?

Und die Bedeutung einer zeitigen angemessenen Aufklärung liegt hier noch auf einer besonderen Seite. Man liebt nur recht, wen man wirklich kennt; das andere ist eine unsichere, untiefe Liebe. Wie mit Personen, so ist es auch mit unpersönlichen Gegenständen der Zuneigung. Da ist vor allem die Kenntnis des Werdens oder des Gewordenseins ein treffliches Mittel, um Anhänglichkeit zu begründen. Aus dem Werdeleben der Muttersprache lassen sich — ohne dafs germanische Philologie doziert würde — hinreichende Züge zur Anschauung bringen, um ein solches näheres Gefühlsverhältnis zu ihr entstehen zu lassen. Und man erachte es nicht für überflüssig, für wertlos. Wir eilen damit auch gar nicht etwa der Mitwelt voraus; das Ausland kommt uns auch in Unterrichtssachen mitunter zuvor, ohne dafs unser Selbstgefühl es uns nahe gelegt hätte, über die Grenze hinüberzublicken. In Frankreich z. B. wird dem Zögling höherer Schulen ein Einblick der angedeuteten Art ganz ernstlich eröffnet. Die Erkenntnis, welche deutsche Forscher den Franzosen von ihrer eigenen Sprache eröffnet haben, fafsten jene auf nicht blofs zu Nutz und Frommen ihrer Gelehrtenwelt, sondern aller derjenigen, die höhere Bildung empfangen; und es trägt gewifs Früchte, ihr patriotischer Sinn hat sie richtig geleitet! Was das Wie der Verarbeitung betrifft, so kann man es allerdings wahrscheinlich viel besser machen. Aber zunächst bedarf es denn doch näherer Erwägung. Von selbst macht sich das Rechte nicht, und keineswegs wird es durch verschiedentliches Durchsieben systematischer Werke, durch Herstellung von Excerpten und Kompendien gewonnen. Das würde viel geringeres pädagogisches Daseinsrecht haben als die dilettantische Lektüre einiger mittelhochdeutscher Bruchstücke, wie ehedem. Nach welcher Richtung hin die Aufklärung sich zu be-

wegen habe, dafür seien im Folgenden — zunächst mehr probeweise — einige Vorschläge gemacht.*)

Wie schon oben gesagt, soll es einen Zeitpunkt geben, wo die Grammatik aus der Rolle der starren Hofmeisterin — *„qui sait régenter jusqu'aux rois“* — heraustritt und sich von einer natürlicheren Seite zeigt; und dieser Zeitpunkt soll nicht erst jenseit der Schulzeit liegen. Es ist auf einem anderen Gebiete, dem des Unterrichts in fremden (insbesondere lebenden) Sprachen eine Umgestaltung des grammatischen Unterrichts unter der Losung gefordert worden: An Stelle der Regeln trete das Prinzip. Von welcher praktischen Tragweite dieses Streben dort werden kann, hat hier nicht untersucht zu werden. Aber dafs ein planvoller und lange genug sich hinziehender Sprachunterricht überhaupt die Erkenntnis vermittle, wie das, was als „Regel“ auftritt, ein innerhalb der Sprache waltendes Prinzip sei, wie sich in Logik oder Psychologie, in Konsequenz oder Analogie die Grundlagen der Erscheinungen finden, das sollte nicht zweifelhaft bleiben. Und dafs die Muttersprache dies näher lege als alle die fremden, braucht ebenfalls nicht bewiesen zu werden.

Aber noch ist selbst eine so eigenartige und weittragende Erscheinung wie die der „starken“ gegenüber der „schwachen“ Konjugation keineswegs auf allen Lehranstalten den Schülern wirklich bekannt gemacht, und sehr oft kommt man erst durch das Englische zur Würdigung derselben — falls man nicht etwa hier wie dort auf dem subalternen Standpunkte ruhen bleibt, einfach von „unregelmäfsigen Verben“ zu sprechen. Wie gesagt, schon um der hierin liegenden eigenartigen Kraft der germanischen Sprachen willen soll die Erscheinung aufgezeigt werden; aber auch die praktische Seite kommt in Betracht. Denn wie viele Gebildete tasten gegenwärtig — trotz vieljährigen Besuchs höherer Schulen —

*) Die vorliegende Arbeit war — zunächst zur Verwendung in engerem Berufskreise — niedergeschrieben, ehe das Buch von O. Behaghel „Die deutsche Sprache“ erschien, dessen stofflicher Inhalt sich mit dem nachfolgenden vielfach berührt oder deckt; auch ehe dem Verfasser das freilich schon ältere Buch von Zupitza „Einführung in das Studium des Mittelhochdeutschen“ mehr als dem Namen nach bekannt geworden war. Der nachträglichen Lektüre beider verdanken die folgenden Ausführungen jedoch an verschiedenen Punkten erwünschte Ergänzung.

unsicher und zweifeln, ob *komme* der richtige Imperativ sei oder *komm* und ob letzteres vielleicht nur eine volkstümliche Kürzung darstelle, ob *spreche* oder *sprich*, *nehme* oder *nimm*, *werfe* oder *wirf* richtig sei oder beides gleich gut oder das erstere vielleicht wenigstens edler (wozu allerdings der Sprachgebrauch z. B. grade Goethes leicht veranlassen kann). Oder man glaubt andrerseits, ein *frug* dem *fragte*, ein *frägt* dem *fragt* als das richtigere vorziehen zu müssen, weil man nur unsichere Analogie im Kopfe hat, aber kein Gesetz. Auch über Formen wie *kömmt* gegenüber *kommt*, oder über das Verhältnis von *ladet* und *lädt*, von *gerochen* und *gerächt*, Fälle, über die allerdings eine Einzelbelehrung stattzufinden hat, wird eben diese Belehrung nicht unerwünscht sein. Man merkt sich denn also, dafs in *kommen* das *o* nicht der eigentliche Stammvokal ist (die Form *quam* oder *kwam* ist mundartlich auf niederdeutschem Gebiete ja noch keineswegs ausgestorben und läfst das Ursprüngliche erkennen, wie auch das Adjektiv *bequem* hinzugezogen werden kann), dafs die umgelautete Form *kömmt* also nicht auf dem Gesetz, sondern auf irrender Analogie beruht; ferner dafs *laden* = franz. *charger* und *laden* = *inviter* von Hause aus nicht dasselbe Wort sind, nur das erstere stark war und für das zweite also *ladet* die richtigere Form ist wie für das erstere *lädt;* ebenso dafs *gerochen* trotz des jetzt gebräuchlichen Imperfekts *rächte* keineswegs etwa, wie leicht gemeint wird, eine blofse komische Mifsbildung sei; und was dergleichen, im ganzen wirklich recht zahlreiche Fälle mehr sind.

Nicht viel anders steht es mit dem Nebeneinander der starken und der schwachen Adjektivform, denn auch da ist nicht nur ein Umblick über die vorhandenen, besonders reichen Ausdrucksmittel an sich angezeigt, sondern es waltet wiederum manche Unsicherheit. So scheint z. B. vielen, sogar schriftstellernden Deutschen die schätzenswerte Unterscheidung von den beiden Adjektivgestalten ganz entschwinden zu wollen, wenn sie sagen: im ernste**n** Tone, im enge**n** Zusammenhang, im frohe**n** Mute u. s. w., wo nur „in ernste**m** Tone, in enge**m** Zusammenhang“ u. s. w. sinnvoll ist. Auf der das auslautende *m* und *n* vermischenden, insbesondere auch hannöverschen Aussprache beruht wohl diese Verwechselung, die, wie gesagt, gegenwärtig erstaunlich um sich greift, aber darum nicht minder bedauerlich ist.

Zu einem Blick in die Sprachvergangenheit werden wir schon geführt, wenn wir uns klar werden wollen, ob in den Verbindungen *ein schön Kind*, *ein einsam Leben* die unflektierte Adjektivform nur volkstümliche Kürzung oder poetische Freiheit sei, oder aber altes Recht der deutschen Sprache. Und hier eröffnet sich uns denn der Blick in den besonderen Reichtum unserer Sprache hinsichtlich der Stellung und Behandlung des attributiven Adjektivs überhaupt. Nehmen wir nun noch Erscheinungen hinzu wie das jetzt noch dichterische *Röslein rot*, *eine Jungfrau schön*, *ein Ritter kühn* einerseits und z. B. die Goethesche Wendung *Das Alter ist ein höflich Mann* andrerseits, und stellen wir die geschichtliche Rolle und Berechtigung aller dieser Verwendungen fest, so sind wir schon zur Erfassung des angedeuteten Reichtums an Mitteln gelangt, und können nun zusammenstellen: *das rote Röslein*, *rotes Röslein*, *ein rotes Röslein*, *ein rot Röslein*, *Röslein rot*, wozu sich dann auch noch für die Konstruktion *rot ein Röslein* unschwer eine dichterische Belegstelle findet, wenn auch eine fernere Verbindung, nämlich *Röslein rotes*, wirklich nur noch aus vergangener Sprachperiode hinzugestellt werden kann. Indessen auch *Röslein das rote* wäre ja noch zu erwähnen, was wenigstens in gewissen mehr stereotypierten Beispielen noch jetzt fortlebt. Und bei alledem handelt es sich doch nicht blofs um grofse Auswahl an Ausdrucksformen für denselben Inhalt, sondern eine gewisse Eigenart der Auffassung und der Empfindung liegt jeder der Ausdrucksweisen zu grunde. Dies ist's, weshalb wir mit einer gewissen Genugthuung vom Reichtum der Sprache reden. — Wer etwa die Verbindung *ein höflich Mann* für eine Verlegenheitswendung des Dichters gehalten haben sollte (und wie nahe liegt das dem nicht Orientierten!), der nehme nun hinzu und mache sich klar, dafs die ganze ausgebreitete Gruppe *der* oder *ein Edelmann*, *Altmeister*, *Junggeselle*, *Gelbschnabel*, *Rundkopf*, *die* oder *eine Jungfrau*, *das* oder *ein Wildschwein* u. s. w. nichts anderes darstellt als die nun starr gewordene Verbindung von Hauptwörtern mit jener unflektierten Adjektivform, durchaus gleich *ein höflich Mann*.

Als eine im Notfall gestattete Inkorrektheit wird es heutzutage auch durchweg angesehen, wenn man liest *auf der Erden*, *an der Sonnen*, *in der Höllen*, obwohl das eben die älteren, die früher allein richtigen, die erst in verhältnismäfsig neuer Zeit

verkürzten oder verdrängten Formen für die obliquen Kasus dieser grofsen Klasse von Femininen sind; das zeigen ja auch nicht nur solche vereinzelte feste Wendungen wie *auf Erden*, oder *unser lieben Frauen*, oder *zur Mühlen* (als Name), sondern namentlich auch die zahlreichen Verbindungen wie *Sonnenschein*, *Erdenleid*, *Mühlendamm*, *Höllenlärm*, *Harfenklang*.*) Wenn gerade die Dichter sich das Recht nehmen, auch solche ältere Wortgestalt erscheinen zu lassen, so ist ihnen — um auf diesen sehr wichtigen Punkt bei dieser unscheinbaren Veranlassung zu kommen — dieses Recht voll zuzugestehen. Denn nicht als Notbehelf ist es zu betrachten, auch nicht blofs aus dem Streben zu erklären, ihrer Rede eine vom Alltäglichen abweichende Gestalt zu geben, oder durch Töne der alten Zeit eindrucksvoller zu werden: der Dichter verfügt eben über die Schätze der Sprache in einer viel volleren Ausdehnung, und er bedarf dieser Verfügung, wenn er allen Nüancen seiner Empfindung Ausdruck geben will!

Wie die Pluralbildung gewechselt hat, zeigen noch zahlreiche Namen, insbesondere die Ortsnamen auf *hausen* und *felden* oder der Festname *Weihnachten*, auch die Wendungen *zu Handen*, *vorhanden*, *abhanden*. Vom Wechsel des Geschlechtes gibt die Differenz zwischen Schriftsprache und Mundarten noch vielfach Zeugnis, wie z. B. bei dem süddeutschen *der Trauben*, *der Schneck*, *der Backen*, auch *der Tuck* (= *die Tücke*); oder dichterische Erneuerung, wie *das Waffen* (blofse Scheideform zu *das Wappen*, worüber unten). Wechsel zwischen starker und schwacher Konjugation ward schon oben berührt (vergl. *rächte* einerseits und *frug* andrerseits). Andere Beispiele eines halb vollzogenen Überganges haben wir in den Partizipien *gemahlen*, *gespalten* und *gesalzen*, während die Präterita *muhl*, *spielt*, *sielz* jetzt nur noch komische Wirkung thun würden. Für die einst starke Konjugation von *hehlen* zeugt noch die vereinzelte Form *unverhohlen*. Wenn hierbei übrigens eine gewisse Neigung gepflanzt oder doch Anregung gegeben wird, das noch nicht verlorene Gut an älteren „starken“ Formen möglichst festzuhalten, sich nicht von der Tendenz unschöner Gleichmachung mit fortreifsen zu lassen, so ist das gewifs nicht

*) Auch dafs in Bräuti-gam, Bürge-meister, Mägde-sprung alte Genetive Singularis stecken, kann wohl gelegentlich gesagt werden.

vom Übel. Zu den Formen, die sich gegenwärtig noch halten lassen, obwohl sie sehr ins Schwanken gekommen sind, gehört z. B. das Präteritum *buk* zu *backen*. Eine starke Konfusion hat Platz gegriffen zwischen Formen von *hangen* und *hängen*, zum Teil auch von (*er*)*schrecken* als Intransitiv und (*er*)*schrecken* als Transitiv, noch mehr bei *wägen* und *wiegen*: zur Ordnung zu mahnen, so weit sie noch zu wahren ist, wird wohl erlaubt sein. Doch diese praktische Seite ist nicht etwa unser Hauptzweck. Alte Partizipialformen, ohne die Vorsilbe *ge*, sind übrig in *rechtschaffen*, *trunken*, sowie im Grunde auch in *mifs-braucht* und allen den ähnlichen; auch im volkstümlichen *er ist kommen*, und in süddeutschen Mundarten in weitem Umfang. Eine zutreffende Anschauung von den Mundarten überhaupt ergiebt sich bei unserer ganzen Besprechung, ebenso wie eine solche von den dichterischen „Licenzen", als ein wohl nicht zu unterschätzendes Nebenprodukt.

Dafs die Adverbialformen *schnelle*, *balde*, *alleine* nicht etwa volkstümliche Irrungen und Notbildungen der Versemacher sind, sondern die älteren, von Hause aus berechtigten Formen, dafs das aus noch älterem Vollvokal übrig gebliebene *e* die eigentliche Adverbialform kennzeichnete, das aufzufassen ist ja wohl geringe Mühe. Und es mag von hier aus auch ein Blick hinüberfallen auf die Erscheinung der englischen Sprache, welche in den Wendungen wie *to run fast* u. ä. ebenfalls nur ältere, echte Adverbialformen festgehalten hat, während die Grammatiken vielleicht geradezu andeuten, dafs hier *fast* statt *„fastly"* stehe, als ob die Adverbialbildung mit *ly* dort eine ewige und unverbrüchliche Norm bedeute. Die Sprachen sind eben oft viel weniger thöricht als die Sprachlehren. — Zu den Gepflogenheiten thörichter Sprachmeisterei gehört es denn ferner auch, wenn die Zusammenstellung zweier Verneinungswörter im Sinne der entschiedenen Verneinung, nicht aber einer Bejahung, entweder als lächerlich verspottet oder als widersinnig gebrandmarkt oder als altmodisch und naiv belächelt wird, während sie von je die germanische — wie auch die griechische — Ausdrucksweise war, nur nicht die des Lateinischen, dessen Prinzip allerdings nun für unsere Schriftsprache gesiegt hat. Also auch über diesen Punkt eine kurze Belehrung.

Wie oben des älteren Reichtums der Sprache gedacht wurde, so bietet sich nun auch noch anderwärts Gelegenheit, auf solchen

hinzuweisen. Nehmen wir aus der Syntax noch die umfassende Rolle des Genetivs, von der immerhin Spuren genug vorhanden sind, nur dafs man sich ihrer nicht bewufst zu werden pflegt. Da findet sich denn adverbielle Verwendung für räumliche Verhältnisse in: *des Weges, gerades Weges, rechter Hand, aller Orten, allerwegen*, für modale in: *kurzer Hand, leichten Kaufes, alles Ernstes, unverantwortlicher Weise, einigermafsen, dergestalt, keineswegs*, auch *angesichts* u. s. w., und in Vertretung ganzer Sätze, also in einer gewissen Analogie mit dem lateinischen Ablativus absolutus und dem griechischen Gen. abs., in den Wendungen: *vorkommenden Falls, besten Falls, stehenden Fufses, eilenden Schrittes*, auch *meines Erachtens* u. s. w. Auch die — nie ruhende — stille Entwicklung der Sprache ist an diesen Beispielen zu beobachten, denn offenbar werden einige der angeführten Verbindungen jetzt noch nach ihren einzelnen Bestandteilen empfunden, andere nicht mehr, was sich zum Teil auch in der üblichen Schrift abspiegelt. Dazu käme dann der partitive Genetiv in Wendungen wie *sich Rats erholen*, ferner der Genetiv in Abhängigkeit von zahlreichen Verben und Adjektiven, wovon meist nur vereinzelte, übrig gebliebene Fälle noch Zeugnis geben. Denn im allgemeinen, das ist leicht ersichtlich, ist diese Kasusform auf dem Wege, hinweggeschwemmt zu werden; vielfach ist ihre Anwendung auf die feierliche oder dichterische oder doch gewählte Redeweise beschränkt; vielfach hat man aufgehört sie zu verstehen; so hat man das *es* in *ich bin es müde, leid, überdrüssig* als Akkusativ aufgefafst und danach andere akkusativische Konstruktionen gebildet.

Übrigens sind wir ja bei diesem Umblick keineswegs auf die Sprache der Gegenwart beschränkt. Ohne dafs irgendwelche planmäfsige Sprachgeschichte getrieben worden ist, besitzen unsere Zöglinge, ja besitzt das ganze (wenigstens evangelische) Volk eine reichliche Anschauung älterer Sprachgestaltung in der Lutherschen Bibel und in den Kirchenliedern des 16. und 17. Jahrhunderts, selbst in der der Gegenwart angenäherten Form, die man beiden gegeben hat. Damit wird eine Fülle sprachgeschichtlicher Erscheinungen aufgenommen, wiederum meist ohne dafs man sich derselben bewufst wird. Ist einmal eine derartige Aufgabe gestellt und erfafst, so drängen sich die Beobachtungen allerwärts entgegen, und man lernt dann auch in der Sprache eines so wenig

weit zurückliegenden Schriftstellers wie Lessing die zahlreichen Abweichungen von heute, d. h. also Zeugnisse vergangener Normen, sehen.*) Nur dies sei hier noch gesagt, dafs das Vertrautwerden mit gewissen jetzt zurückgetretenen Ausdrucksmitteln unserer Sprache leicht auch eine schätzenswerte praktische Wirkung üben und dem blofsen Mitgetragenwerden vom Strome der sprachlichen Tagesmode entgegenarbeiten werde.

Dafs dieser Strom der Tagesmode genug unerfreuliche Züge darbiete, leugnet niemand. Um aus dem grammatischen Gebiete nur ein paar Beispiele herauszuheben: die nachlässige Verwendung adverbieller Ausdrücke in attributiv adjektivischer Art, wie *die gäng und gäbe Meinung* u. dergl., ist wohl eine der unschönsten Blüten derselben; die Adjektivbildung aus adverbiellen Ausdrücken, wie *desfallsig* u. s. w., ist nicht schöner; vielleicht die bedauerlichste Erscheinung ist die weitgehende Schablonisierung der Phraseologie mit Versäumnis jeder feineren Ausdruckswahl. Ihr gebührendes Urteil wenigstens mögen diese Dinge zur rechten Zeit empfangen.

Indessen führten die letzteren Erwägungen zum Teil schon über die Grenzen der Grammatik im gewöhnlichen Sinne hinaus. Wie für diese, die Grammatik, in ihrem Werden, ihrem Wandel das Auge geöffnet und das Interesse geweckt, die Sprache also nach dieser Seite hin nicht als ein Starres, sondern als ein Lebendiges erkannt werden soll, so denn auch nach anderen Seiten. Wie reiche Bewegung ist doch auf dem grofsen Gebiete der deutschen Wortbildung zu beobachten! Auf Elementarstufen werden wohl zeitweilig Wörter der gleichen Bildungsart oder desselben Stammes zusammengesucht, aber dort handelt es sich einfach darum, den Umfang des erworbenen Wortvorrats sammelnd zu prüfen.

*) Um hier sogleich einen kleinen Einblick zu geben, sei darauf hingewiesen, dafs z. B. in der „Ankündigung" zur Hamburgischen Dramaturgie in einem vom heutigen bestimmt abweichenden Sinne vorkommen die Ausdrücke Vorwurf, Aufnahme, Notdurft, verhört, Entzücken, durchsteigen, Meisterstück, Schrift, dazu im „Ersten Stück": Standort, langweilig, witzig, kleine (That), Abscheu, würdigen — woran sich dann zahlreiche sonstige abweichende Wendungen (wie das Bessere des Ganzen, seinen Beruf erfüllend = ausmachend, an den Rand des Verderbens stellen = bringen, jeder Rasender u. s. w.) zu schliefsen hätten.

Später taucht solche Übung nicht leicht wieder auf, obwohl sie selbst unter jenem Gesichtspunkte vielleicht nicht immer zu verschmähen wäre. Es bieten sich aber wichtigere Aufgaben, nämlich vergleichend zu beobachten und waltende Gesetze aufzuzeigen. Dabei wird dann natürlich anknüpfend zu Hilfe genommen, was sonst von Sprachkenntnissen zur Verfügung steht, bald Latein, bald Englisch, bald Niederdeutsch, oder sonst Mundartliches; das alles wirft gelegentlich Licht auf die uns beschäftigenden Erscheinungen. Und so werden denn insbesondere die Gruppen stammverwandter Wörter zusammengestellt, Bedeutung und Kraft gewisser Wortbildungs- oder Umbildungsmittel ins Bewufstsein gehoben, es wird verdeckte Zusammengehörigkeit durchschaut, trügerische Identität zurückgewiesen, Verlorenes in Resten aufgezeigt, es werden auch niederdeutsche Bestandteile in der „hochdeutschen“ Sprache erkannt, es werden die grofsen gesetzlichen Lautverhältnisse erblickt, es hebt sich weiterhin die grofse Gruppe der Lehnwörter ab und gewährt überraschende kulturgeschichtliche Durchblicke, und noch manches andere wird erzielt, wenn wir einmal in Bewegung sind und uns umschauen gelernt haben.

Also zum Beispiel. Das grofse lautgesetzliche Verhältnis, welches die Engländer dem deutschen Forscher zu Ehren *the Grimm law*, wir „Lautverschiebung“ schlechthin nennen, soll den Schülern der oberen Klassen nicht fremd bleiben. Etwa vom Verhältnis zwischen Hochdeutsch einerseits und Niederdeutsch und Englisch andrerseits ausgehend (wir verdanken es ja Fritz Reuter, dafs auch im Süden die Eigenart niederdeutscher Wörter nirgendwo mehr fremd ist), wird die regelmäfsige Entsprechung von anlautendem *z* hier und anlautendem *t* dort beobachtet (in *Zeichen, Teken, token; Zimmer(mann), Timmer(mann), timber; zehn, tein,* oder *tien, ten; zwei, twê, two);* von Anlaut-*t* hier und *d* dort (in *tot, daud, dead; Tier, Diert, deer; tun* [mit hineingeschriebenem *h thun*], *daun, do*); von Anlaut-*d* hier und *th* dort, wenigstens im Englischen (in *du, thou; doch, though; dann, then* u. s. w.); von Anlaut-*pf* hier und *p* dort (in *Pfosten, Posten, post; Pfahl, Pohl, pale; Pfanne, Panne, pan; pflücken, pluck*); von Inlaut- und Auslaut-*ch* hier und *k* dort (in *machen, maken, make; Zeichen, Teken, token; Sache, Sak, sake*); von Inlaut- und Auslaut-*f, ff, pf* hier und *p* dort (in *schlafen, slapen, sleep; schaffen, schapen, shape;*

Schiff, *Schep*, *ship*; *Tropfen*, *Droppen*, *drop*); von Inlaut- und Auslaut-*ff*, *ſs*, *z*, *tz* hier und *t* dort (in *lassen*, *laten*, *let*; *schieſsen*, *schieten*, *schoot*; *groſs*, *groot*, *great*; *daſs*, *dat*, *that*; *schwarz*, *swart*; *Herz*, *heart*; *schmerzen*, *smart*; *Hitze*, *heat* u. s. w.); von Inlaut- und Auslaut-*b* hier und *v*, *f* dort (in *Leben*, *leven*, *live*; *lieb*, *leev*, *lief*; *Kalb*, *calf*); und so noch einiges mehr — doch nicht alles! Denn nicht etwa auf alle einzelnen Punkte sollen wir bedacht sein, und auf die Einschränkungen und Besonderheiten dürfen wir getrost verzichten.

Das Verhältnis einer Anzahl der bekanntesten Stämme zum Lateinischen, also zu weiter zurückliegender Lautstufe des Indogermanischen, ist nicht minder leicht aufgedeckt, und es entstehen dann Reihen wie *zwei*, *two*, *duo*; *zeh(e)n*, *ten*, *decem*; *drei*, *three*, *tria*; *du*, *thou*, *tu* und so weiter — also die Grundzüge indogermanischer Lautverschiebung. Unschwer wird dann auch die Identität mancher Stämme mit den lateinischen, die sich dem Auge zunächst versteckte, erkannt: so *Vieh* und *pecu*, *ziehen* und *duco*, *dehnen* und *tendo*, *Garten* und *hortus* u. s. w. Daſs hierbei an manchen Beispielen bereits die Thatsache des Bedeutungswandels mit hervortrat, ist kein Schade; darauf haben wir denn noch zurückzukommen.

Von den erkannten normalen Lautverhältnissen aus und mit geringer hinzukommender Unterweisung gewinnen wir zugleich einen Blick auf das Walten niederdeutscher Elemente in der — nur a parte potiori und mit einer gewissen Sinnverschiebung so genannten — hochdeutschen Sprache. Hier sei jetzt nur an Wörter wie *Lappen* = ndd. *Laffe*, *laff*, *Suppe* zu hd. *sufen*, *saufen*, etwa auch *stottern* zu hd. *stoſsen* erinnert, und ferner auf die Lautverbindung *cht* = hd. *ft* in *Schlucht* = *Schluft* (s. Goethe), *Gerücht* zu *rufen*, *Schicht* zu *schieben*, *lichten* zu *lüften*, *Schacht* zu *Schaft* u. s. w. hingewiesen, ebenso auf die Gruppe mit *gg*: *baggern*, *Flagge*, *Egge*, *Roggen*, *Dogge*, und mit *bb*: *Ebbe*, *Robbe*, *Krabbe*. Doch dies gehört denn eigentlich schon in ein späteres Kapitel, von der Wortgewinnung.

Aber auch eine Reihe von lautlichen Vorgängen innerhalb der hochdeutschen Sprache läſst sich leicht auf eine Art von Regel, oder besser: es läſst sich Gesetzliches darin zum Bewuſstsein bringen. Das lautliche Verhältnis von *fallen* zum Causativum

fällen, von *hangen* zu *hängen* ist noch in weiterem Umfang wahrnehmbar, als es auf den ersten Blick scheint; so ist es, obwohl durchweg nicht empfunden, vorhanden in *ragen* und *regen*, in *schallen* und *schellen*, in *schalten* und *schelten*. Ein festes Laut- und Sinnverhältnis wird beobachtet an *reifsen* und *ritzen*, *schleifsen* und *schlitzen*, *gleifsen* und *glitzern*; desgleichen an *beifsen* und *beitzen*; ein ferneres an *schneiden*, *schnitzen*, nebst *schnitzeln*; ein ähnliches erscheint an *ziehen* und *zucken*, an *Ziege* und *Zicklein*, an *biegen* und *bücken;* ein ferneres an *Rabe* und *Rappe*, an *Knabe* und *Knappe*; auch das Alternieren von *ch* mit *h*, wenn auch nicht in den Dienst eines bestimmten Sinnverhältnisses gestellt, ist der Beobachtung wert: so in *sehen* und *Sicht; geschehen* und *Geschichte*, auch älter und mundartlich in *geschicht*, ebenso wie *Viech* neben *Vieh*, *Rauchwerk* neben *rauh*. Alternierend zeigen sich ferner *h* und *g* nicht blofs in *Reihen* und *Reigen*, in *seihen* und *seigen* nebst *versiegen* (cf. Luther, bei dem auch noch *Reiger* = *Reiher*), sondern auch in *Reihe* und *Riege*, und in *gediehen* und *gediegen*. Alternierend treten die Laute *s* und *r* (d. h. hier *r* aus *s* erwachsend) auf in *kiesen* und *küren*, in älterem und mundartlichem *verliesen* (vergl. *Verlust*, auch engl. *loose*, auch *los* und *lösen*) und *friesen* (vergl. *Frost*, auch engl. *freeze*) einerseits und *verlieren* und *frieren* anderseits, auch in *was* und *war*. Für Metathese mag die Doppelform *Born* und *Bronn*, *Brunn* (Brunnen), ferner *bercht* neben *brecht* in vielen Eigennamen, *trop* und *drop* = *dorp* in Ortsnamen, zeugen. Für eine nicht ganz vereinzelt auftretende Vokaltrübung bilden *Odem*, als ersichtliche Nebenform zu *Athem*, und *Argwohn*, als deutlich auf *Wahn* beruhend, zugängliche Beispiele, wie auch *Mond* sein ursprüngliches a in Mundarten noch bewahrt hat. Auch das Antreten des *d* in diesem Worte ist in Mundarten zum Teil nicht erfolgt. Und dies mag zum Antreten von Lauten überhaupt hinüberführen. Leicht aufzuzeigen ist diese Erscheinung mit etwas etymologischer Hilfe in *niemand*, in *Palast* und in *Morast*, zu denen auch *Habicht*, *Obst*, *einst*, *jetzt* hinzugefügt werden können. Immer wieder haben hier die Mundarten vielfach die ungeschweiften Formen bewahrt; wie dieselben denn andrerseits auch weniger verdammlich erscheinen werden, wenn sie z. B. *anderst* aus *anders* machen. Ein unorganisches Eintreten von *t* zwischen *n* und *l*

erscheint in *gelegentlich*, *hoffentlich*, *eigentlich*, *entlang*, und ähnlich in *entzwei*.

Mit der Beobachtung des Wortausganges *nft* und *nst* gelangen wir schon zur gesetzlichen Wortbildung durch bestimmte organische Mittel. Man sammle etwa zunächst die Gruppen *An-*, *Aus-*, *Zu-*, *Nieder-*, *Wiederkunft* und *Zunft* einerseits und *Kunst*, *Gewinst*, *Brunst* anderseits, und finde, dafs erstere Wörter zu *kommen* und *ziemen*, letztere zu *können*, *gewinnen*, *brennen* ein festes gesetzliches Verhältnis haben; übrigens bilden sie alle nur eine besondere Abteilung der mit *t* von Zeitwörtern abgeleiteten Feminina, von denen hier jetzt nur noch an *Zucht* zu *ziehen*, *Sicht* zu *sehen*, *Macht* zu *mögen*, *Tracht* zu *tragen*, *Wucht* zu *wiegen*, *Kluft* zu *klauben* erinnert sein möge; nach *m* also ist dort *f*, nach *n* *s* noch hinzugetreten.

Von hier aus mag nun auch ein Blick geworfen werden aut sonstige, nicht sofort zu Tage liegende Wortbildungsmittel. Wem pflegt es, wenn er nicht gemahnt wird, in den Sinn zu kommen, dafs das *el* in *Scheitel* oder in *Himmel* wohl nicht zum Stamme gehöre, sondern erst an denselben angehängt sei? Und doch lassen sich in wenig Augenblicken Dutzende von gleichartig auf *el* ausgehenden Masculinen sammeln, bei deren Mehrzahl der wirkliche Stamm sich unschwer absondern läfst. Man denke also an *Hebel*, *Stengel*, *Bendel*, *Striegel*, *Schlegel*, *Kübel*, *Schlüssel*, *Zipfel;* und bei *Flegel*, *Beutel*, *Bengel*, *Schlingel*, *Kittel*, *Kegel*, *Zettel*, *Krüppel*, *Knüttel*, *Schimmel* wird man eine entsprechende Entstehung wohl sofort annehmen. Ähnlich könnte das *er* in *Hammer* und so vielen anderen Substantiven verfolgt werden, oder das *ig* in *Honig*, *König* u. s. w. Glaubt man ferner, dafs der gebildete Deutsche sich im allgemeinen dessen im geringsten bewufst geworden sei, eine wie überaus einfache Bildung abstrakter Substantiva, und zwar Feminina, von zahlreichen Eigenschaftswörtern erfolge in Gestalt von *Härte*, *Weiche*, *Hitze*, *Kälte*, *Dürre*, *Frische*, *Kühle*, *Schwüle*, *Stille*, *Länge*, *Kürze*, *Gröfse*, *Helle*, *Fülle*, *Leere*, *Runde*, *Glätte*, *Schwärze*, *Röte*, *Bläue*, *Starre*, *Spröde*, *Schärfe*, *Strenge*, *Milde*, *Enge*, *Weite*, *Höhe*, *Tiefe*, *Breite*, *Dicke*, *Nähe*, *Ferne*, auch *Gare*, *Fäule*, *Süsse*, *Schöne* u. s. w.? Darin ist eben wiederum die ältere Kraft der Sprache fühlbar. Freilich bis auf ihren Ursprung derlei Bildungen zu verfolgen, müssen wir uns

versagen. Leichter erkennbar sind dann solche Bildungssilben wie *ter* in *Halfter*, oder *ing* in *Edeling* u. s. w. Doch das Einzelne sei hier nicht verfolgt, und namentlich auch so einfacher Dinge wie der Bildungssilben *lich*, *bar*, *sam*, *heit* weiter nicht gedacht. Eher ist es schon Bedürfnis, dafs wir die stammerweiternden Silben *el* und *er* bei Verben bestimmter erwähnen und die Eigenart ihrer Kraft uns zum Bewufstsein bringen: so in *schütteln*, *erschüttern*, *rütteln*, *glitzern* und vielen andern, namentlich auch mundartlichen. Auch eine Frage wie die nach dem Wesen des Präfixums *ver* wird nicht übel angebracht sein; wie es meist den Sinn des Veränderns in das Entgegengesetzte, des Verschlechterns oder Verderbens hat, findet sich leicht; aber auch die Ausnahmen ergeben eine ziemliche Gruppe, wofür wissenschaftliche Erklärung freilich wohl unterlassen werden mufs. Schwerer ist ein gemeinsamer und ursprünglicher Sinn für die Vorsilbe *ge* zu finden. Doch wird eine Zusammenstellung von Gruppen wie *Gewölk*, *Gefilde*. *Gebirge*, *Gehege* einerseits, *Gelage*, *Gerede*, *Gethue* andrerseits und dazu ferner *Gefährte*, *Geselle*, *Genosse* immerhin auf den Sinn „zusammen“ hinführen. Aufzuzeigen ist dabei auch, wie das Präfix *ge* in den Wörtern *Glied*, *Glück*, *Glaube* steckt, worauf das englische *lid*, *luck*, *be-lieve* bequem hinleitet; auf dem Wege zu diesem Anschlufs ist das *ge* in *gerade*, *grade* und *Geleise*, *Gleise*, *entgleisen;* in *genügen* (vergl. wieder englisch *e-nough*) ist es im allgemeinen Silbe geblieben, in *Vergnügen* dagegen nicht; dichterische Formen wie *gnug* (bei Goethe oder in Kirchenliedern) sind also keine Licenzen, noch weniger Mifsbildungen. Zwei unserer Präfixe ferner erscheinen neben ihrer gewöhnlichen in gewissen Fällen noch in einer besonderen Gestalt, in der sie meist gar nicht erkannt werden, nämlich *ent* in *Antwort*, *Antlitz* und *er* in *Urteil*, *Ursprung*, *Urheber*, *Urlaub* (zu *erteilen*, *erspringen*, *erheben*, *erlauben*); aber nichts anderes als dieses *ur* ist auch dasjenige in *Ursache*, *Urkunde*, *Urfehde*, *Urahn*, *uralt*, *urbar* (vergl. *Ertrag*); die Bedeutung „aus“ ist noch recht wohl durchzumerken, wie für das *ant* die Bedeutung „gegenüber“.

Wenden wir uns von diesen Bemerkungen über Bildungssilben zu einigen Beobachtungen an den Stämmen. Sehr lohnend ist es, diesen oder jenen einzelnen Stamm in seiner Verzweigung zu verfolgen, ausgebreitete Gruppen um ihrer selbst willen zu-

sammenzustellen. Zum Beispiel: *binden*, *Bund*, *verbünden*, *Bündnis*, *Bündel*, *der Band*, *das Band* (mit plur. *Bänder* und *Bande*), *eine Bande*, *anbündeln*, *der Bendel*; *schnauben*, *schnaufen*, *schnüffeln*, *schnupfen*, *Schnupfen*, *Schnuppe*; *schütten*, *Schutt*, *schütteln*, *erschüttern*, auch *schaudern*, *schuddern*; *scharf*, *schärfen*, *schürfen*, *schrappen*, *schröpfen*, *schrubben* (zum Teil also mit Metathese des *r* und mit Aufnahme von Niederdeutschem); *schnarren*, *schnarchen*, *schnurren*; *schmiegen*, *schmücken*, *schmuggeln*; *biegen*, *Bogen*, *beugen*, *Bug*, *Bügel*, *bücken*; *greinen*, *grinsen*, *grunzen*; *be-wegen*, *Wage*, *wägen*, *wiegen*, *Wiege*, *Woge*, *wackeln*; *knarren*, *knurren*, *knirschen* nebst volkstümlichem *knarschen*, *knirren* u. s. w.; volkstümlich und mundartlich dann auch *baumeln*, *bammeln*, *bimmeln*, *bummeln*, *bambeln*; *kneten*, *Knatsch*, *knutschen* u. s. w. Die nur volkstümlichen und mundartlichen Wörter mögen dabei eben zu ihrem Rechte kommen, sie sollen nicht mit einem verlegenen Lächeln gebraucht oder mit Spott aufgenommen werden, denn sie sind an sich ebenso gut, so bezeichnend, so anständig wie die schriftgemäſsen, die zu dieser Ehre mehr zufällig gelangt sind und sich, wenn die schildernde Kraft der deutschen Sprache etwa derjenigen der englischen gleichkommen soll, manchen Nachschub werden gefallen lassen müssen.

Schon in den vorstehenden Beispielen lag die stammliche Zusammengehörigkeit gewiſs vielfach nicht zu Tage; ihrer sich schlieſslich bewuſst zu werden, macht Freude. Mit weitergehender Hilfe des Lehrers ist dann noch tiefer versteckte Zusammengehörigkeit mancher Wörter aufzufinden. Solche wären: *Aar* und *Adler* = *Adel-ar*; *ähnlich* = *an-lich*; *Ameise*, *emsig*; *bar*, *entbehren* (dies allerdings unsicher; auf die Irrungen und Launen der Orthographie mag übrigens auf vorgerückter Stufe manch richtender Seitenblick fallen); *bequem*, *kommen* (s. oben); *bezichtigen*, *zeihen*; *bieder*, *biderb*, *derb*; *Ereignis* (*Eräugnis*), *Auge*; *gerben*, *gar*, *gären*; *gerne*, *Gier*, *begehren*; *Grille*, *grell*; *hallen*, *hell*; *Hecke*, *Hag*; *Gehege*, *behagen*; *Nutzen*, *genieſsen*; *rüstig*, *Gerüst*; *Schlacke*, *schlagen*; auch *Geschlecht*, *Schlag*, *einschlagen*, *nachschlagen*, mundartlich *nachschlachten*; *Getreide*, *tragen*; *Geschmeide*, *schmieden*; *Schnabel*, *schnappen*; *Schaufel*, *schieben*, *Schüppe*; *schlüpfen*, *schleifen* (engl. *slip*); *Scherge*, *Schar*; *Ferge*, *fahren*, auch *fertig*, zu *fahren*; *ausgemergelt* zu *Mark*; *Staub* zu

stieben; Rauchwerk zu *rauh; Schuld* zu *sollen; Schmalz, schmelzen; taufen, tief; sehr, versehren; verheeren, Heer*; *verschroben, schrauben; verstümmeln, Stummel; ungestalt* und *wohlgestalt* zu *stellen; Zipfel, Zapfen: Zweifel, zwei;* ebenso *Zwillich, Zwirn, zwischen* zu *zwei.*

Trügerische Idendität dagegen ist vorhanden in: *berüchtigt, verrucht, anrüchig* und *riechen; Greuel, greulich* und *grau; durchbleuen* und *blau; Vormund* und *Mund*; *Leumund* und *Mund; Friedhof* und *Friede* (vergl. vielmehr *Einfriedigung*, freilich schliefslich doch derselbe Wortstamm); *Wahnwitz, Wahnsinn* und *Wahn; Sucht, Ruhmsucht*, und *suchen* (vielmehr zu *siech* und *Seuche*). Die Verkennung des Wortinhaltes hat auch geradezu manche eigentümliche Neubildungen veranlafst, wie *Grenzmark, Damhirsch, Maulesel,* die nun eigentlich dasjenige zweimal sagen, was sie bezeichnen sollen.

Verlorene Stämme in Resten, d. h. nur in gewissen Verbindungen oder Verwebungen fortlebend, sind z. B.: *Wer* = *Mann* in *Werwolf, Wergeld; Wal* = *tot* in *Walküre, Walhalla, Walstatt* (neben einem anderen *Wal* in *Walfisch* und einem dritten *Wal* in *Walnuss*, volkstümlich auch *Wälschnuss*); *wan* (= *ohne*) in *Wahnsinn, Wahnwitz, Kar* in *Karfreitag; mein* in *Meineid; mahal* in *vermählen, Gemahl; hellig* in *behelligen;* dann die Stämme in *verdauen, verderben, verdriefsen, verdutzt, vergessen, vergeuden*, in *ge-nau* und *ge-sund* (engl. *sound*); in *Am-boss, bosseln* (engl. *beat*); in *aufgedunsen*, in *abgefeimt*, in *Bräutigam;* auch der sehr ausgebreitete Stamm des englischen *bear* (früher deutsch *bern*) in *-bar, Bahre, Böhrde, Bürde, gebären, Gebärde, urbar*, ja auch in *Zuber.*

Nicht in bestimmter Verwebung, wohl aber in bestimmter Verwendung sind manche sonst verloren gegangene Wörter noch verblieben, und so hält z. B. die Jägersprache — der man oft mit Unrecht zutraut, dafs sie die sonst üblichen Bezeichnungen aus einer gewissen Grille vertausche — manches alte, sonst entschwundene Wort fest. Gar nicht zählbar ist die Menge der in den einzelnen Gewerben lebendigen deutschen Wörter, die man natürlich nicht wohl ohne die betreffenden Geräte oder Vorgänge selbst kennen kann, die aber den so leicht in Abstraktion aufgehenden Menschen der Gegenwart doch über Gebühr unbekannt zu sein pflegen. Schon ein Blick in das Grimmsche Wörterbuch kann uns

in dieser Hinsicht mit einer gewissen Beschämung erfüllen. Überhaupt aber besteht ja ein beständiges Schwinden und Kommen, oder ein Niedersinken und Emportauchen, oder ein Sicheindrängen und Zurückgedrängtwerden von Wörtern der Sprache, und es ist dies auch eine Seite ihres „Lebens“. Und so sei nun zunächst, in Ergänzung der Wortbildung, noch der sonstigen Wortgewinnung eine kurze Betrachtung gewidmet.

Freilich werden durch das, was wir Wortbildung nennen, durch organische Ausgestaltung und Verbindung, die meisten Wörter gewonnen, und die in den vorgerückteren Entwicklungsstadien der Sprache gewöhnlichste Art derselben ist die Zusammensetzung, d. h. was wir als solche, was wir nach den einzelnen Bestandteilen empfinden. Das Bedürfnis oder die Gewöhnung, statt der Simplicia immer möglichst Composita zu gebrauchen, bedeutet zweifellos keine erfreuliche Weiterentwickelung der Sprache, und in dem Fehlen dieser Neigung liegt ein gutes Stück von dem, was wir als kräftig in der älteren Sprache, oder als edel in der Dichtersprache bezeichnen. So sind denn auch wackere Freunde der Muttersprache seit lange darauf bedacht gewesen, andere Quellen für die Ergänzung des Wortschatzes zu öffnen oder doch nicht versiegen zu lassen. Dazu gehört das Wiederauflebenlassen von erstorbenen; die Wörter *Hain*, *Hort*, *Gau*, *Ger*, *Fehde*, *Kämpe*, *Minne* sind solche alte und neuerstandene. Manche andere Wörter sind reine Neubildungen von bestimmt bekannten Urhebern, wie *turnen* von Jahn, *empfindsam* von Lessing, *Zerrbild* und andere von Campe, diese letzteren freilich wieder Zusammensetzungen. Ein viel reichlicherer Zufluſs vermag der hochdeutschen Schriftsprache zu werden aus den Mundarten, denen gegenüber sie sich grundsätzlich sehr kühl zu verhalten pflegte, und aus denen nur mehr ungewollt oder unbemerkt manches eingedrungen ist. Ähnlich ist es auch gekommen, daſs manches Wort in verschiedenem, namentlich in nieder- und oberdeutschem Gewande zugleich vorhanden ist und durchaus als ein doppeltes Wort empfunden wird. Von *Laffe* und *Lappen* war schon oben die Rede, auch von *Schacht* und *Schaft;* mit *sanft* und *sacht* ist es ähnlich; auch *schlecht* und *schlicht* stehen nicht anders zu einander: die ältere Bedeutung, die mehr die letztere Wortform jetzt vertritt, ist der ersteren noch eigen in den Zusammensetzungen *schlechthin*, *schlechtweg* und

schlechterdings, auch in *schlecht* und *recht*. An solchen Beispielen ist denn zugleich das Wesen der Scheideformen zu entwickeln; dafs dabei nicht Absicht walte, sondern eine mehr naturgeschichtliche Entwicklung, ergiebt sich bald. Nie scheint auch ganz die Quelle der den Naturlauten abgewonnenen Ausdrücke zu versiegen, obwohl natürlich auch die meisten dieser Art alt genug sind, wie *ächzen*, *juchzen* oder *jauchzen*, *pappeln* oder *babbeln*, *gackern* u. s. w.

In sehr weitem Umfange hat aber in unserer Sprache noch eine andere Art der Wortgewinnung gewaltet als die aus dem eigenen Gute: ein recht erheblicher Teil der uns geläufigen Wörter ist vom Auslande her übernommen. Aber nicht, wie die Fremdwörter, als eine Art von Schmarotzern, sondern auf eine natürliche und meist unanfechtbare, ja fast notwendige Weise, nämlich mit den Sachen selbst, die sie bezeichnen. Damit gewähren diese „Lehnwörter“ nun interessante kulturgeschichtliche Durchblicke. Solche sind denn die Namen fast aller unserer Obstarten, wie *Kirsche*, *Pflaume*, *Birne*, *Pfirsich*, *Feige*, *Mandel*, der meisten Gemüse und Gewürze, wie *Kohl*, *Rübe*, *Kappus*, *Rettich*, *Pfeffer*, *Kümmel*, die Ausdrücke *kochen* und *Küche*, die Namen mancher Bäume, wie *Pappel*, *Lärche*, mancher Blumen, wie *Rose*, *Lilie*, *Veilchen*, mancher Tiere, wie *Pfau*, *Esel*, auch *Gaul* und *Pferd*, die gesamten Ausdrücke, die sich auf Wein und Weinbau beziehen, wie — aufser *Wein* selbst, *Kelter*, *Keller*, *Becher*, *Kelch*, ferner die Gruppe *Pflaster*, *Büchse*, *Arzt* u. s. w., die Gruppe *Pfund*, *Centner*, *Münze*, *Zins*, die Gruppe *Brief*, *Papier*, *Siegel*, die Gruppe *Schule*, *Meister*, *Vers*, die gesamte grofse Gruppe der kirchlichen Ausdrücke: *Kirche*, *Dom*, *Münster*, *Kanzel*, *Kreuz*, *Segen*, *predigen*, (*ver*)*dammen*, *Engel*, *Teufel*, *Marter*, *Pfaff*, *Pfarrer*, *Probst*, *Abt*, *Papst*, *Pfründe*, *Pfingsten*, überhaupt die meisten mit *pf* anlautenden, wie noch *Pforte*, *Pfosten*, *Pfahl*, *Pfühl*, *Pfütze*, *Pfeil*, *Pfeiler*, *Pfeife* u. s. w., ja endlich aufser den genannten noch zahlreiche Bezeichnungen der für unser Leben gleichsam elementarsten Dinge, wie *Kiste*, *Käfig*, *Lampe*, *Öl*, *Spiegel*, *Speicher*, *Söller*, *Fenster*, *Ziegel*, *Mauer*! Haben die Lehnwörter nicht eine fast beschämende Ausdehnung? Sitzen wir so wenig in unserem Eigentum? Wankt uns nicht das Haus über dem Kopfe? Doch erkennen wir nur unbefangen an, was wir der Fremde schulden; unserer eigensten Sprache bleibt darum doch Wert genug. Dafs uns zumeist die Berührung mit der Kultur des Römerreiches jene

Wörter gebracht, ist leicht zu ersehen und die lateinischen Ausdrücke sind leicht festgestellt. Aber wie die fremde höhere Kultur uns nicht fremd, nicht bloſses äuſseres Anhängsel geblieben ist, so auch die Wörter: sie sind — das unterscheidet sie von Fremdwörtern — nach deutschen Lautgesetzen weitergebildet und so zu deutschen Wörten gemacht worden. (Hier mag denn auch auf die deutschen Betonungsgesetze die Rede kommen, deren Wesen leicht aufzufinden ist und von denen doch vielfach jede bewuſste Vorstellung fehlt, so daſs man akademisch Gebildete oft genug von den „Nibelúngen" u. s. w. sprechen hört.)

Auch aus anderen Quellen hat die deutsche Sprache Lehnwörter bezogen: aus Frankreich — zur Zeit des Rittertums — zahlreiche Ausdrücke dieses Gebietes, von denen z. B. *Abenteuer*, *Banner*, *Komtur* geblieben sind. (Daſs auch die Endungen *ei* in *Jägerei* u. ä. und die Anhängesilbe *lei* in *allerlei* u. s. w. aus dieser Zeit und Quelle rühren, bleibe nicht unerwähnt.) Ferner sind dann z. B. slawischen Ursprungs die Wörter *Peitsche*, *Knute*, *Karbatsche*, *Kantschu*, neu-romanisch *Kartoffel:* der kulturhistorische Zusammenhang liegt auch hier hinlänglich zu Tage, oder die Rückschlüsse wenigstens sind leicht. Im allgemeinen geht die Wortentlehnung eben den Weg der Kulturübertragung. Und so sei denn auch nicht verschwiegen, daſs das Deutsche den slawischen Sprachen sehr vieles geliefert hat, wir also für das Anlehen im Westen ein Guthaben im Osten besitzen. Daſs unsere Sprache auch den Romanen ziemlich viele Ausdrücke geliefert hat, zumeist den Franzosen, kommt wohl schon im französischen Unterricht zur Sprache. Hier wäre dann noch der eigentümlichen Thatsache der späteren Rückentlehnung oder Rückeinfuhr zu gedenken. *Schatulle*, *Email*, *Loge*, *Agraffe*, *Fauteuil*, *Garde*, *Bivouak* sind solche Erscheinungen, die uns im Auslande fremd geworden sind und in fremdem Gewande vor uns auftauchen, aber es sind ursprünglich die Wörter *Schachtel*, *Schmelz*, *Laube*, *Krapfen*, *Faltstuhl*, *Warte*, *Beiwacht*, natürlich in ihren älteren Formen; ähnlich steckt in *Equipage* das deutsche Wort *Schiff* mit allgemeinerem Sinne (vergl. die noch vorhandene Verbindung „ein Gut mit Schiff und Geschirr"). Das Gegenstück hierzu bilden dann solche fremde Wörter, in denen die „Volksetymologie" deutsche gesehen und die sie auf ihre Art zu deutschen gemacht hat, wie *Armbrust* dem Lateinischen *(arcubalista)*,

Wildschur dem Polnischen entnommen ist, u. s. w. Das Verhältnis zwischen Wort und Sinn bleibt dabei denn doch vielfach ein sehr unbefriedigendes.

Die Wörter haben gleichsam Leib und Seele. Der Leib verändert sich, er wächst in Länge und Fülle, er gewinnt oder verliert Ebenmaſs, er schrumpft später ein. Auch die Seele bleibt nicht unbeeinfluſst und nicht unverändert; vielleicht wird sie nach und nach ganz verwandelt, ohne daſs dem Auge der Übergang bemerkbar wird. Das seelische Element in den Wörtern ist die Wortbedeutung. Und die Wortbedeutung ist das, was der Sprechende und die Hörenden bei dem Worte sich vorstellen und empfinden. Vorausgesetzt ist, daſs sie Gleiches empfinden, daſs die gleichen Vorstellungen in gleicher Färbung bei ihnen auftauchen. Aber dieses Verhältnis verschiebt sich. Schief werden die Wörter nicht selten gebraucht, und mit der Zeit siegt wohl die verschiebende Verwendung über die frühere feste. Auch verbraucht werden die Wörter vielfach, zu häufig und zu leicht gebraucht, für eine schwache Sache ein starker Ausdruck, der dann nach und nach seine Kraft, sein Gewicht, seine Eigenart verliert und seinen eigentlichen Beruf nicht mehr erfüllen kann. Man sucht und wählt Ersatz. Oder es wird ein abschwächender Ausdruck für einen allzustark wirkenden Inhalt gebraucht, und allmählich tritt er als der rechtmäſsige Ausdruck dafür ein. Noch manche andere Arten der Verwandlung kommen vor, sie seien hier nicht alle aufgezählt. Fragen wir nun: wie wollen wir in der Schule in dieses so abstrakte und zarte Gebiet einführen?

Natürlich an bestimmten interessanten Fällen, die sich darbieten. Daſs derartiger Wandel überhaupt vorhanden sei, hat schon die Sprache der Bibel empfinden lassen; nun komme es bestimmt zum Bewuſstsein. „Gott ist fast mächtig in der Versammlung der Heiligen“ heiſst es in einer bekannten Psalmstelle; „die ehrliche Pracht deines Königreichs“ an einer anderen; „du hast sie alle weislich geordnet“ an einer dritten, während wir *weislich* jetzt nur noch = *mit klugem Vorbedacht* gebrauchen. (Daſs *fast* von Hause aus Adverbium zu *fest* sei, wie *schon* zu *schön*, kann vielleicht bei Gelegenheit jener ersten Stelle zur Sprache kommen.) Im Evangelium wird erzählt: *sie hielten auf Jesum*, im Sinne von *sie lauerten ihm auf*. Und so an zahllosen anderen Orten. Auch

der *Schalksknecht* gehört ja der Bibelsprache an und zeigt das Wort *Schalk* in einer früheren, erheblich abweichenden Bedeutung; in einer wiederum anderen, noch früheren, erscheint es in *Marschalk.* Zwei andere Beispiele bieten sich dar, wenn einmal auf Paulis „Schimpf und Ernst“ oder auf ein „Schimpfspiel“ die Rede kommt und auf Freidanks „Bescheidenheit“; bei *Knecht* erweckt wenigstens das englische *knight* die Aufmerksamkeit und läfst in den Bedeutungswandel hineinblicken — wie überhaupt zahlreiche unserer Wörter in ihrer englischen Gestalt den Vorgang solchen Wandels anschaulich machen können; so sehen wir in *sore*, *bold*, *clean*, auch in *slay* und *strive*, ebenso in *may* mehr eine ältere Entwickelungsstufe der Bedeutung festgehalten, während in *knave*, in *fiend*, auch in *write* eine besondere Weiterentwicklung vorliegt.

Die vollzogene Entwicklung im Geiste zurückzuverfolgen, die Übergänge aufzuspüren, ist eine gar nicht verächtliche Geistesübung. Zum Beispiel: Wenn *Behagen* offenbar mit *Hag* und *hegen* eines Stammes ist, welchen Sinn mufs das Wort früher gehabt haben? Wenn *Schalter* doch sicher von *schalten* herkommt, welchen Sinn mufs dieses Zeitwort von Hause aus haben, damit jenes Substantiv in seiner Bedeutung möglich wurde? (Etwa: *schieben*, wie die schwäbische Mundart ergiebt.) Wie kommt wohl *vergebens* zu seiner Bedeutung? Wenn *Verzicht* zu *verzeihen* gehört, wie vereinigen wir das? (Verzeihen ist gewissermafsen = auf etwas verzichten, es aufgeben, was denn auch wirklich eine frühere Bedeutung des Wortes ist. Natürlich mufs der Lehrer hier Sachkenntnis haben und darf sich nicht auf Gefühl und Raten verlassen.) Weiter: wie kann *entrüstet* seine jetzige Bedeutung gewonnen haben? Ist der *Hof* eines Königs ursprünglich etwas anderes als der *Hof* beim Hause? Welcher Bedeutungsübergang liegt vor? Was mufs *Unrat* früher bedeutet haben, da es doch wohl zu *Gerät* zu stellen ist? Warum hat *Leichnam* seinen jetzigen Sinn gewonnen, da es doch von Hause aus nur Körper besagt? (Ähnlich das englische *corpse* = *corpus*!) Welche Vorstellung ist in dem — zu *schmiegen* gehörenden — Worte *schmuggeln* wirksam? Was bedeutet *gediegen* eigentlich, wenn es mit *gediehen* ursprünglich eins ist? Was hat *geschmeidig* inhaltlich mit *Geschmeide* zu thun, von dem es doch natürlich herkommt? Antwort: man verfolge Geschmeide selbst weiter zurück und man kommt dann — nicht etwa auf

Pracht, Glanz und Schmuck, sondern auf *schmieden*, wonach sich denn auch *geschmeidig* unschwer erklärt. Wie hat *fast* (= fest, stark, sehr) zu der Bedeutung *beinahe* herunterkommen können? Antwort: alle diese steigernden Beigaben werden durch die nachlässig übertreibende Rede mit der Zeit gleichsam abgegriffen, wie denn unser *sehr* (vergl. engl. *sore* und das deutsche *unversehrt*) ebenfalls schon ganz abgeblafst ist; *recht* befindet sich gegenwärtig deutlich in einem Übergangsalter, man weifs nicht mehr, ob *recht gut* „sehr gut" heifst oder blofs „nicht so übel"; es kommt bekanntlich schon ganz auf die Betonung an, nur ein starker Ton verbürgt ihm noch die steigernde Kraft, sonst ist es schon mehr abschwächend. Wie können, um weiter zu fragen, *schon* und *schön* eigentlich ein Wort sein? Was mufs *Sache* ursprünglich bedeuten, wenn wir die Wörter *Widersacher*, *Sachwalter* und auch das englische *sake* als Anhalt haben? Was Ort bedeutete, zeigen noch einige Eigennamen und die Schiffersprache, nämlich *Spitze*, *Ecke*, *Ende*. Welche Bedeutung hat das Wort *Abend* nach den Verbindungen *Sonnabend*, *Fastelabend*, *Christabend?* Wenn die Wurzel des Wortes *Adel* Vermögen, Gut, Eigentum besagt, welcher kulturgeschichtliche Durchblick wird dadurch gewährt? Welchen Übergang hat *Frauenzimmer* machen müssen, um zu seiner jetzigen Bedeutung zu gelangen? Und ähnlich *Bursche*, früher *Burse*, = gemeinschaftliche Kasse, = geschlossene Gesellschaft, Genossenschaft u. s. w.

Wie wir hier den Übergang von einer Kollektiv- zu einer Individualbedeutung finden, so läfst sich das Wesen der Übergänge überhaupt grofsenteils auf gewisse Gesetze bringen. Im obigen hatten wir u. a. noch den Übergang vom Starken zum Schwachen, vom Bestimmten zum Unbestimmten, vom Allgemeinen zum Besonderen, namentlich auch denjenigen vom Materiellen zum Moralischen, und vom Konkret-Anschaulichen zum Abstrakten. Ja, hier mufs unserem Geiste auch das grofse Grundgesetz aufgehn, wie es eine abstrakte Sprache eigentlich nicht giebt, wie alle abstrakten Ausdrücke nur Vergleichungen, nur bildlich sind, wie wir bei vielen derselben des bildlichen Charakters uns nicht mehr bewufst sind, bei andern mehr oder weniger doch noch, wie die Bilder nicht etwas der natürlichen Sprache von aufsen, etwa durch Verstandesberechnung als Zierde, Hinzukommendes sind, sondern

gerade die natürliche Ausdrucksweise für echte, eigene Empfindungen, wie mit der Stärke der Empfindungen das Bedürfnis für eigenartigen bildlichen Ausdruck wächst, wie die Dichtersprache nicht durch die Bilder zu etwas wird, sondern die Bilder aus der dichterischen Vollempfindung herauswachsen! Das alles knüpft sich in natürlicher Weise und in festem Zusammenhang an jene unscheinbaren Beobachtungen und ist, glaube ich, etwas wert, wenn man „allgemeine Bildung“ zum Ziele nimmt. Die Dichtersprache gäbe auch Anlafs zur Berücksichtigung des Unterschiedes zwischen „edlem“ Ausdruck und „unedlem“ für dieselbe Sache, woran mittelbar sich derjenige von familiärem, vulgärem, von gesuchtem, gekünsteltem, geschraubtem, feierlichem u. s. w. schliefsen könnte. Manches liegt hier am Klang der Laute, manches am Wesen der Bilder, das Meiste aber allerdings entzieht sich aller verstandesmäfsigen Begründung, ist Gefühl, ist Geschmack, und ist namentlich Gewöhnung.

Denn im letzten Grunde ist für den Wechsel der Wortbedeutung oder Wortverwendung keine tiefere Erklärung da als der allem Gewordenen natürliche Unbestand. So gehen — worauf schon oben geblickt wurde — beständig Wörter verloren, indem sie durch Zufall aufser Gebrauch kommen; sie werden ersetzt, verdrängt durch andere, die ihrerseits selten ganz neu sind, meist nur in neue Funktionen einrücken. Auch in der Wortwahl herrscht zu einem guten Teile das prinziplose Prinzip, welches Mode heisst. Augenblicklich ist *Rofs* das „edelste“ Wort zur Bezeichnung dieses Tieres, *Pferd* das gewöhnliche, *Gaul* ein derbes oder geringschätziges, *Mähre* eine Art Schimpfwort. Es gab aber eine Zeit, wo *Rofs* das gewöhnliche Wort war — wie es in einigen Mundarten geblieben ist; und zur Zeit als das Wort *Marschalk* entstand, war *Mähre* (in seiner damaligen Form) natürlich keine unedle Bezeichnung. *Gaul* war einmal ein vornehmes Fremdwort der vornehmen Ritterwelt, aus Welschland (*caballus*) bezogen; auch *Pferd* ist in ähnlicher Weise eingeführt worden. Aber mit der Zeit ist das Vornehme mehr oder weniger heruntergekommen, und das Schlichte zu neuen Ehren. — Mitunter geht Veränderung der Laute und der Bedeutung in der Art nebeneinander her, dafs schliefslich dasselbe in zweierlei Gestalt und Bedeutung weiterlebt, wie denn auch auf diese sogenannten Scheide-

formen schon oben die Rede kam. So ist *Rappe* nichts als Nebenform von *Rabe*, *Knappe* ebenso von *Knabe*, *Ritter* von *Reiter*: allmählich wurden die ersteren zu stehenden Bezeichnungen für besonderen Inhalt. Die Form *gediegen* hat jetzt einen anderen Beruf als *gediehen*, *bescheiden* einen anderen als *beschieden*, *Neuigkeit* einen anderen als *Neuheit*. Beim letztgenannten Worte ist die Sprache wieder in ihrer lebendigen Entwicklung zu schauen, denn seit ganz kurzer Zeit wird es in einem neuen Sinn = „neu aufgekommener Verkaufsgegenstand“ oder „neues Theaterstück“ schon recht allgemein gebraucht. Ist das berechtigt oder falsch? So thörichte Fragen sind jetzt für uns nicht mehr vorhanden. Es gilt das Lebendige zu beobachten, nicht aber ihm sein Leben vorzuschreiben.

Dieses Beobachten und Vergleichen des thatsächlichen Wortinhalts hat nun längst eine feine und anziehende Wissenschaft entstehen lassen, die „Synonymik“, und die Beschäftigung mit ihr ist unserm Sprachunterricht keineswegs fremd. Das heifst: dem fremdsprachlichen!*) Soll das der eigenen Sprache gegenüber keine Berechtigung haben? Mich dünkt, viel gröfsere; denn erst aus sicherer Vertrautheit mit dem Stoffe heraus kann ein vernünftiger Betrieb der Synonymik erwachsen, und nur mit seiner Muttersprache ist man so weit vertraut. Jenes heifst Synonymik treiben von aufsen nach innen, dieses aber von innen nach aufsen. Oder ist solche Bethätigung überflüssig, ist sie nicht bildend? Mir scheint das Gegenteil. Das Verhältnis z. B. zu suchen zwischen *ehrlich*, *ehrsam*, *ehrbar*, *ehrenhaft*, *ehrenfest*, *ehrenwert*, *ehrwürdig* oder zwischen ähnlichen Gruppen ist weder zu leicht noch zu fernliegend noch unfruchtbar; es mufs nur nicht auf pedantische Formulierung und gedächtnismäfsige Aneignung hinauslaufen: in der Bethätigung liegt der Wert, nicht im Ergebnis. Übrigens ist der Wert hier sogar in gewissem Sinne ein sittlicher: Klärung des Inhalts der eigenen, muttersprachlichen Rede bedeutet eine Förderung des Wahrheitssinnes!

Das ganze Gebiet möchte ich nicht verlassen sehen ohne ein besonderes Feld zu berühren: nämlich die deutschen Namen, Personen- wie Ortsnamen, aus Vergangenheit und Gegenwart. Denn

*) Vergleiche in diesem Buche den Aufsatz über englische Synonymik.

Namen, die einen Sinn in sich tragen, dumpf hinzunehmen, wie bloſse Chiffern, das schien mir von je eine bedauerlich ungünstige Gewöhnung. Es steckt ein schönes Stück innerer deutscher Geschichte in den Namen, und Interesse dafür zu wecken ist nicht schwer, es ist gewissermaſsen „latent“ vorhanden. Zur rechten Stunde etwa fünfzig Ortsnamen oder hundert Personennamen aufzuhellen, ist gut thunlich, und ist keine Spielerei. Ungern versage ich mii hier Beispiele.

All unsere Besprechung hat es mit Einzelnem zu thun gehabt. Dieses Einzelne so verbunden zu halten, daſs es für die Betrachtung ein Ganzes bildet, ist Aufgabe der Unterrichtskunst. Die Weise der Verwirklichung soll an dieser Stelle nicht näher dargelegt werden: es galt für jetzt wesentlich nur, das Gebiet überhaupt zu empfehlen. Natürlich aber soll — so viel sei doch gesagt — nicht etwa ein neues Memoriergebiet, ein neues Regelsystem, eine neue Lernfracht zum Vorhandenen hinzugefügt werden. Es handelt sich durchaus um das, was oben öfters ausgesprochen ist, nämlich Erregung des Interesses, Öffnung des Blickes, Berichtigung der Vorstellungen, Anleitung zur Beobachtung. Das kann sehr wohl gelegentlich geschehen, von mittleren Klassen an, sei es bei der Lektüre, sei es bei der Besprechung der Schülerarbeiten, nur möglichst organisch angeschlossen, nicht nach Belieben äuſserlich eingefügt. Häufig verbindet sich diese Bethätigung ganz natürlich mit der sachlichen Erklärung, mit der Vertiefung des Verständnisses. Daſs späterhin, auf der obersten Stufe, einmal eine kleine Reihe von Stunden einem zusammenfassenden, ergänzenden, planmäſsigen Umblick gewidmet werde, dürfte nicht zu viel verlangt sein. Wertvoller, gesunder dürfte diese gemeinschaftliche Arbeit sein als manches andere, was wohl getrieben wird, z. B. auch als litteraturgeschichtliche Charakteristiken nie gelesener Dichtungen.

Übrigens wenn wir nun so vom Wandel der Flexion, der syntaktischen Fügung, des Lautbestandes, der Wortgebilde, des Wortsinns und der Wortverwendung gehandelt haben, sollten nicht doch auch einige zusammenhängende Bilder aus vergangenen Zeiten der Sprache zur Anschauung gebracht werden? Nicht um das Lesen der weitabliegenden Dichtungen als solcher soll es sich handeln; aber wenn wir auf diese zu verzichten haben, so kann

die Gewährung einer gewissen, wenn auch nur ganz knappen, Anschauung vergangener Sprachtypen als solcher damit nicht verpönt sein; sie wird nicht nur gegenüber dem Vereinzelten Bedürfnis werden, sondern auch ihrerseits die Aufmerksamkeit auf das Einzelne erst recht wieder fördern.

Ich meinerseits beginne etwa damit, ein Kapitel aus Luthers Bibel möglichst in der Sprache, wie er sie wirklich geschrieben hat, vorzuführen. Auch manches längst Bekannte wird nun erst mit geöffneten Augen angeschaut, anderes kommt als neu und überraschend hinzu. So bietet Matth. 2 unter anderem: wir sind *kommen*, versamm*len*, Christus *sollt* geboren werden, die *kleinest* unter den Fürsten J., und *erlernet* mit Fleiſs von ihnen, und *weisete* sie gen Bethlehem, und *funden* das *Kindlin*, und *thäten* ihre Schätze auf, zogen *durch* einen andern Weg, *fleuch in* Egyptenland, *furcht* er sich, u. s. w. Ein Stück aus einer Predigt des Tauler, des Berthold von Regensburg, oder etwa aus einer Städtechronik — denn wir müssen rückwärts gehen — könnten füglich hinzukommen, oder auch etwas aus dem niederdeutschen Reinecke, oder aus Sebastian Brandt u. s. w. dazwischentreten. Die Anschauung der mittelhochdeutschen Dichtersprache würde an einem Stück aus Freidank gegeben, der besonders durchsichtig ist, oder an einem Liede Walthers v. d. V., oder einem Liede aus den Nibelungen. Denken wir uns das Vorletzte, etwa: *Ir sult sprechen willekumen* u. s. w.

Der Lehrer liest es vor mit aller der Korrektheit der Aussprache, deren er nach dem Stande der wissenschaftlichen Erkenntnis dieses Gebietes fähig ist; ein Verwaschen mit der heutigen Aussprache oder Rhythmik hat nicht Platz zu greifen. Anschreiben der einzelnen Strophen an die Tafel wird wünschenswert sein. Es folgt das gemeinsame Feststellen des Sinnes durch Kombinieren, wie alles „Herausbringen". Die Täuschung über Identität des Wortgehaltes bei gleicher Wortgestalt ist häufig ausdrücklich abzuwehren; der Empfindungsgehalt ist, wo nötig, in abweichendem Ausdruck wiederzugeben.*) Dann zu dem Leben

*) In dem einzigen von Zupitza in seiner „Einführung in das Studium des Mittelhochdeutschen" erklärten Liede aus den Nibelungen kommen z. B. folgende Wörter vor, deren Inhalt bei oberflächlicher Betrachtung der des entsprechenden heutigen Wortes ist und bei oberflächlicher Übersetzung auch

der Formen und Worte im einzelnen. Die Wege des Form- und Bedeutungswandels werden aufgedeckt, verlorenes Sprachgut vorgefunden, manches Licht fällt auf heutige Spracherscheinungen, zu den Mundarten wird manche Beziehung gefunden, die Eigenart des Rhythmus und die Art der Durchführung desselben gewürdigt. Das nun im einzelnen Verständliche und Bekannte wird zuletzt wieder zusammenhängend vorgeführt, und es wird ein Eindruck davon bleiben, der seinen bescheidenen Zweck sicherer erfüllt als das oberflächliche Durchjagen eines halben Epos. Nicht bloſs von der festen Gesetzmäſsigkeit, sondern auch von der edlen Einfalt und Unmittelbarkeit der älteren Sprache wird ein Gefühl nicht ausbleiben.

So bieten allein die Strophen 1, 2 und 5 *) in Beziehung auf abweichende Orthographie bei gleicher oder doch fast gleicher Aussprache folgende Beispiele: *wil*, *daȥ*, *solh*, *maere*, *groȥe*, *wold*, *lôn*, *sint*, *hêr*, *bite*, *si*, *mêr;* von weiter abweichender Wortgestalt: *guot*, *vil lîhte*, *tiusch*, *verstân*, *suochen*, *wünne*, *müeȥe*, *frowe*, *deste*, *werlt*, *âne*, *grüeȥen;* von abweichender Flexion: *iu*, *sanfte*, *man*, *rehte*, *diu*, *wîp*, *schildet*, *derst*, *solhiu*, *baȥ*, *suln*, *tuon ich*,

so wiedergegeben wird, aber in Wirklichkeit doch mehr oder weniger andersartig ist: *hôhverte, maere, tugent, minneclîche, manic, lûte, ein teil, lanc, pflegen, helde, muot, vellen, waenen, gebrechen, liebe, begân, ervinden, nît, kûme, ecke, grôȥ. gebieten, durch, sol, angest, wol, meisterschaft, behalden, entsloȥȥen, wolgetân, snell, balde, stolz, rant, sorge, kappe, frouwe, arbeit, trût, unde, edel, lîp, wolgeborn, welher!*

*) Ir sult sprechen willekomen:
der iu mære bringet, daȥ bin ich.
Alleȥ daȥ ir habt vernomen,
daȥ ist gar ein wint: nû frâget mich.
Ich wil aber miete:
wirt mîn lôn iht guot,
ich sage iu vil lîhte daȥ iu sanfte tuot.
seht waȥ man mir êren biete.

Ich wil tiuschen frowen sagen
solhiu mære daȥ si deste baȥ
Al der werlte suln behagen:
âne grôȥe miete tuon ich daȥ.
Waȥ wold ich ȥe lône?
si sint mir ȥe hêr:
sô bin ich gefüege, und bite si nihtes mêr
wan daȥ si mich grüeȥen schône.

Tiusche man ſint wol gezogen,
rehte als engel sint diu wîp getân.
Swer si schildet, derst betrogen:
ich enkan sîn anders niht verſtân.
Tugent und reine minne,
swer die suochen wil,
der sol komen in unser lant: da ist wünne vil:
lange müeȥe ich leben dar inne!

schône; von abweichendem syntaktischem Gebrauch: *waȝ êren, als, sîn . . . niht verstân, wünne vil, bite si nihtes;* von abweichendem Sinn bei wesentlich gleicher Wortgestalt: *miete, wol gezogen, getân, maere, sô, gefüege;* von ganz verlorenen Wörtern: *iht, swer, en-, wan;* von verloren gegangenen Wendungen: *gar ein wint;* von Form oder Aussprache, die mundartlich noch fortbesteht: *nû, guot, tuon ich, ze*; von abweichender Aussprache namentlich: *ir, aber, sage, biete, gezogen, st* im Anlaut, *reine, leben.*

Dafs auch auf das charakteristische Gepräge unserer Muttersprache in noch weiter zurückliegenden Zeiten einmal die Rede komme, ist wohl fast selbstverständlich; dafs der wuchtigeren Vorfahren Worte auch wuchtiger waren, dafs die jetzt so flüchtigen Flexions- oder Bildungssilben voll mittönten, dafs die Wörter eine Vollgestalt hatten ähnlich wie die lateinischen, wird dem Schüler nicht vorenthalten. Und da wird es ihn doch interessieren, wie den Vorfahren im Porträt ins Gesicht zu schauen, so auch einen Blick in ihre Rede thun zu dürfen. Erweckte doch die kurze Formel *sam mir Kaiser Otten Bart* im Wackernagelschen Lesebuche wohl öfter ein ahnendes Verlangen nach einem weiteren Klang aus dieser geheimnisvollen Sphäre, zugleich so fremd und doch unser eigen! Kann auch ein näheres Verweilen in dieser fernabliegenden Welt nicht ermöglicht werden, so viel wenigstens aus dem Althochdeutschen als etwa das „Wessobrunner Gebet" (wenn auch nur der zweite Teil des Fragments) werde den Schülern vorgeführt und erklärt. *„Enti cot heilac, cot almahtîco, dû himil enti erda gaworahtôs, enti dû mannun sô manac coot forgâpi, forgip mir in dînô ganâdâ rehta galauba, enti côtan willeon, wîstôm enti spâhida, enti craft tiuflun za widarstantanne enti arc za piwîsanne, enti dînan willeon za gawurchanne."* Und ebenso schliefslich auch ein Blick in den *codex argenteus*, der wie ein fernstes, aber helles Licht am anderen Ende des zurückgelegten Weges glänzt und einer ganzen grofsen Wissenschaft, der germanischen Philologie, eine unschätzbare Leuchte ist. Es sei ein beliebiger einzelner Vers von sehr bekanntem Inhalte, ganz fremd dem ersten Anblick, und doch, wenn das Auge geöffnet wurde, fast in allem einzelnen leicht zugänglich: *Ni manna mag tvaim fraujam skalkinon, unte jabai fijaiþ ainana, jah anþarana frijoþ; aiþþau ainamma ufhauseiþ, iþ anþaramma frakann. Ni maguþ guþa skalkinon jah mammonin* (Matth. 6, 24).

Solcher Art denn wäre ungefähr der Stoff, den es zu bieten und zu betrachten gälte. Natürlich muſs derselbe durchaus elastisch bleiben, muſs nach innerem oder äuſserem Bedürfnis ergänzt, gesichtet, erweitert, gewechselt werden können. Eine zu kanonischer Geltung geeignete Auswahl ist hier nicht erstrebt worden; lautet die Losung des Tages doch auf anderen Gebieten schon mehr als erfreulich ist „Kanon“! Hier ist nur ein vorläufiger Entwurf, zur Anregung oder zur Beurteilung. Was bezweckt wird, ist wohl im Verlaufe der Arbeit schon angedeutet worden; doch sei es nochmals kurz zusammengefaſst.

Daſs das Gewohnte und Nahe zu mehr bewuſster Kenntnis gebracht werde, ist an sich schon wünschenswert und ist bildend; daſs das Leben der Sprache den gereiften Zöglingen auch von anderen Seiten bekannt werde als den in der Schule bisher heimischen, scheint ein Bedürfnis der Zeit, und daſs zum Leben der Muttersprache ein vertrauteres Verhältnis gewonnen werde, das ist auch gesinnungbildend. Denn die vaterländische Gesinnung hat noch auf anderem zu ruhen als auf der Zuversicht in die Machtstellung des Staates, dem Stolze auf vergangene Leistungen und dem Glauben an den sittlichen Wert unseres Volkes; es giebt gewisse viel unscheinbarere, stille Bande, welche doch auch guten Halt gewähren; jedenfalls ist das wirkliche Kennen des Eigenen eine Vorbedingung für eine sichere Schätzung desselben. Wertvoll ist es im besonderen auch, wenn zu dem Wesen der Mundarten eine richtigere innere Stellung gewonnen wird, und zwar geradezu praktisch wertvoll: mehr als eine bedauerliche Kluft ist hier zu überbrücken, und auch auf diesem Gebiete zieht der Hochmut gerade aus der Unwissenheit seine stärkste Nahrung. Und auch nach anderer Seite hin wird praktischer Wert erhofft. Das Achten auf die in der Entwicklung unserer Sprache herrschenden Einflüsse, eine gewisse Erkenntnis ihrer eigenartigen Kräfte einerseits und ihrer thatsächlichen Strömungen andrerseits vermag wohl auch die individuelle Sprachbethätigung zu einer bewuſsteren werden zu lassen, eine stärkere Selbstzucht anzuregen und vor der willenlosen Teilnahme an der Sprach-Entartung zu bewahren. Der Entartung wird man schwerlich steuern, wenn man nicht trachtet, die eigentlische Art zu erkennen und kennen zu lehren.

Die Pflege der deutschen Aussprache als Pflicht der Schule.*)

In der That, ich zähle sie zu den Aufgaben unseres deutschen Unterrichts (oder des Unterrichts überhaupt, sofern er eben immer zugleich „deutscher" sein soll), die Pflege der Aussprache. Und es mag eigentümlich klingen oder würde wenigstens manchem Ausländer eigentümlich vorkommen, aber es ist doch wahr: mit dieser Würdigung steht man bisjetzt ziemlich allein. Nicht zwar wenn Worte schon Leistungen verbürgen, wohl aber, wenn man die wirkliche Sachlage aus der Nähe ansieht. Es pflegt ja wohl, wo von den Pflichten des deutschen Unterrichts die Rede ist, auch diejenige der Erzielung guter Aussprache irgendwo durch eine kurze Bemerkung anerkannt zu werden. Doch nur ganz im Vorbeigehen. Bedeutet das, dafs dieses Ziel doch nicht ernstlich genommen zu werden brauche, oder dafs die Erreichung eine Kleinigkeit sei und sich fast schon von selbst ergebe? Offenbar mehr das letztere, aber in beiden Fällen nichts Richtiges. Thatsächlich geniefst die deutsche Aussprache auf höheren Schulen sehr geringe Pflege.

Und diese Vernachlässigung ist nicht einfach zufällige Überlieferung, sondern hängt zusammen mit der einseitigen Richtung auf das Schriftliche, auf das Buchmäfsige, von welcher weiter unten noch näher die Rede sein wird.**) Was Wunders, wenn, da alles möglichst durchs Auge geht, da das Ohr gänzlich hintan gesetzt ist, dieses Organ verhältnismäfsig unentwickelt bleibt? Es ist nicht verfeinert, weil ihm keine sorgfältige Leistung geboten wird,

*) Programmabhandlung des Realgymnasiums zu Barmen, Ostern 1887.

**) Siehe Aufsatz Nr. 5 in dieser Sammlung.

und es braucht ihm keine solche geboten zu werden, weil es nicht verfeinert ist. Ein circulus vitiosus nicht der Schlüsse, sondern der Thatsachen, wie es deren so viele giebt. Und doch ist das Ohr so zu sagen auch ein edles Sinnesorgan, und hat sogar zu seelischer Empfindung eine unmittelbarere und innigere Beziehung als die anderen. Also ist's um seine Vernachlässigung schade. Aber die Sache hat noch ganz andere Seiten, und auf sie soll weiterhin die Rede kommen.

Freilich können nicht die Schulen schlechthin als die Fehlenden bezeichnet werden; sie spiegeln wieder, was in der öffentlichen Schätzung der Gebildeten vorhanden — oder aber zu vermissen ist. Sie können so oft dem nicht Rechnung tragen, was im Leben als Teil eines vollen Bildungszieles gilt: dafs sie sich nun mühen sollen um etwas, was draufsen nicht die geringste Würdigung geniefst, das kann man wohl nicht von ihnen verlangen! Oder vielleicht doch? In der That, mich dünkt, als thäte die Schule gar nicht unrecht, durch ernstlichere Pflege jenes Gebietes eine vollere Schätzung desselben vorzubereiten. Bildet sie doch auch die Stätte, wohin zunächst von den Herden der Wissenschaft phonetische Erkenntnis dringt. Denn ohne diese scheinen die Versuche zur Hebung der Aussprache bei uns unfruchtbar bleiben zu sollen. Gerade aber, weil die wissenschaftliche Erkenntnis der Laute in der jungen Wissenschaft der Phonetik gewonnen ist, ist es zeitgemäfs, mit Bewufstsein, Ernst und Ruhe das anzustreben, was sonst fast nur als persönliche Liebhaberei Vereinzelter hervortrat.

Im Lichte der genannten Wissenschaft, die aufs bestimmteste erkennt, was sonst nur unbestimmter Eindruck war, und aufs sicherste unterscheidet, was dem blofsen Eindruck zusammenflofs, erscheint der Stand der deutschen Sprache überaus unfertig, buntscheckig, verworren. Unendlich viel mehr, als man sich dessen bewufst ist. Denn nur gröbere mundartliche Eigentümlichkeiten pflegen vernommen und allerdings dann auch durchweg angefochten oder verspottet zu werden. Wie weit aber wirklich der Vorlesende oder der Redner in einer Gegend Deutschlands, der dieselben Laute auszusprechen meint wie anderswo, sich von denjenigen anderer Gegenden unterscheidet, ahnt er nicht. Die Buchstabenbilder sind fest, die Lautbilder, um diesen Ausdruck zu gebrauchen, schillern in bunter Mannigfaltigkeit.

Damit befindet sich unsere nationale Aussprache auf einem wesentlich anderen Entwicklungsstandpunkte als z. B. die der Franzosen und auch der Engländer, bei denen unter den Gebildeten, obwohl ja thatsächliche Abweichungen und Schwankungen nicht fehlen, doch in weit höherem, in fast vollem Maſse eine als vorbildlich anerkannte nationale Aussprache entwickelt ist, mindestens aber — und darauf kommt es eigentlich fast noch mehr an — einer solchen Einheit stets eifrig zugestrebt wird. Bedeutet das nun für uns einen Schaden, einen Mangel? Oder ist es eine Thatsache, die wir durchaus gleichmütig hinzunehmen haben, die wirklich gar nichts verschlägt? Oder ist es gradezu ein Vorzug unserer Sprache, daſs ihr lautliches Leben in mancherlei Tonarten sich darstellt? Bilden nicht vielleicht alle die verschiedenen Klänge in den verschiedenen Teilen unseres Vaterlandes zusammen eine groſse Harmonie, in der die Wortempfindung, gewissermaſsen die nationale Seele sich um so vielseitiger entfaltet? So viel verschiedene Aussprachen, so weit entfernt von der Gleichförmigkeit? so viel eigenartige Stämme, so viel eigenartige Glieder des Ganzen, die aber mit der Gleichartigkeit des Empfindungsinhaltes „alle doch ein groſses Brudervolk“ bedeuten?

Es giebt die hiermit angedeutete Auffassung der Sache und sie wird mitunter eifrig verfochten. Auch wäre es unrecht, sie mit grobem Geschütz anzugreifen. Sie ist optimistisch, und der Optimismus hat etwas Liebenswürdiges. Wenn es wirklich so ist, wenn aus jener Mannigfaltigkeit nur gleichsam ein Bild der reichen Ausgestaltung deutschen Wesens hervorblickt, und auch ein Zeugnis davon, daſs hier keines Einzelstammes anspruchsvolle Eigenart die andere niedergedrückt hat, daſs diese das Ihrige vor keiner angemaſsten Überlegenheit einer Provinz oder Hauptstadt aufgegeben hat, so muſs das erfreulich genannt werden. Man kann aber freilich auch andere Gesichtspunkte geltend machen.

Es ist doch kein Zufall, daſs diejenigen Völker (natürlich nur in ihren gebildeteren Vertretern) eine wohlentwickelte Gemeinaussprache besitzen, deren gesamte äuſsere und innere Zusammengehörigkeit schon von längerer Dauer ist. Am Ende ist es ein natürliches Gesetz, daſs die lange Verbundenen und demgemäſs Verkehrenden sich einander angleichen, wie es ein natürliches Gesetz ist, daſs die sich in ihrer Einzelart Fühlenden und eifer-

süchtig ihre Selbständigkeit Hütenden in ihrer ganzen Art sich zu geben, wozu ja eben auch die Sprache gehört, geschieden bleiben und geschieden bleiben wollen. Es braucht gar nicht so zu sein, dafs ein Stamm mit seinem Stammeshaupte die andern unterwirft und knechtet, dafs eine Hauptstadt sich in eitlem Hochmute erhebt, dafs vor ihren Ansprüchen die andern alle sich beugen, in verächtlicher Nachahmung sich von ihr abhängig machen in Tracht und Sitte und Rede, dafs den Launen der Herrenstadt in spiefsbürgerlicher Gesinnung eine allzu willige Huldigung gezollt wird: es braucht nicht so zu sein, obwohl es vielfach so angenommen wird und manchmal so gewesen sein kann. Es braucht nicht so zu geschehen, dafs von einem allesbestimmenden Centrum aus eine starre Herrschaft geübt wird über das innere wie das äufsere Leben des Ganzen. Aber es ist doch wohl ein schöner Traum, wenn man glaubt, das selbständige Eigenleben der Glieder könne fortbestehen, könne bei einem, bei dem eigenen Volke unbeeinträchtigt fortbestehen und die Stärke des Gesamtkörpers werde dadurch nicht gefährdet!

Die Lebenskraft dieses Gesamtkörpers sinkt oder steigt in dem Mafse, wie die centripetale Bewegung matt oder mächtig in ihm ist; der zeitweilig schweigende Partikularismus schläft darum nicht, und der schlummernde ist darum nicht tot. Oder bindet politische Einigung so stark und dauernd, dafs die physische Angleichung darüber entbehrt werden könnte? Das wäre wohl ein verhängnisvoller Irrtum. Wenn auch in Frankreich der Unterschied der Provinzen oder Stämme fühlbar ist, so giebt es doch keinen Franzosen, der nicht in erster Linie Angehöriger der Gesamtnation sein und als solcher erscheinen wollte. Erscheinen? Worin geschieht das denn unmittelbarer als in der Rede? Die Buntscheckigkeit des lautlichen Lebens unserer deutschen Sprache ist eins der Zeichen der noch unfertigen Volkseinheit, die eben nicht ist ohne gegenseitige Angleichung, ohne Durchdringung.

Doch säumen wir nicht, ein Mifsverständnis abzuwehren. Es handelt sich nicht um das Sprechen überhaupt, nicht um die Umgangssprache aller der verschiedenen Stämme und Gegenden, nicht um die Sprache all der verschiedenen Schichten der Gesellschaft, in der sich die Übergänge und Mittelstufen zwischen Mundart und Gemein- oder Nationalsprache so mannigfach finden;

es handelt sich noch weniger um Beeinflussung der Mundarten selbst; es handelt sich auch nicht um eine (nicht ungewöhnliche) Verspottung des Mundartlichen als des an sich Gemeinen, Rohen, Häſslichen, Komischen! Solche Anschauungen sind ja ganz schief, solche Maſsstäbe ganz unzulänglich. Vielmehr handelt es sich darum, die Schriftsprache, welche man durchaus nicht in mundartlicher Färbung aussprechen will und auch gar nicht so auszusprechen glaubt, welche man allerwärts treu, rein, gut, mustergültig zu lesen und zu reden vermeint, welche man aber thatsächlich fast allerwärts verschieden und zwar unter unbewuſster starker Beeinflussung durch die Mundart liest und redet, diese „Schriftsprache" einer gröſseren Festigkeit entgegenzuführen. Über den Schichten der Volks- und Umgangssprachen muſs eine Sprache, d. h. hier also eine Aussprache vorhanden sein, die als die normale, allgemeine, die nicht sächsische, schwäbische, hannöversche, westfälische, berlinische u. s. w., sondern als die nationaldeutsche betrachtet und empfunden wird.

Denn es ist eigentümlich: wie die Laute der Muttersprache, wo sie in fremdem Lande an unser Ohr schlagen, in uns nicht bloſs ein liebes Erinnern wecken, sondern auch Vertrauen, so bilden umgekehrt innerhalb desselben Volkes die hervortretenden Eigenheiten der Sprache stille, geheime, aber nicht zu unterschätzende Schranken des gegenseitigen inneren Verstehens und Vertrauens. Zunächst macht sich das nur in dem Bedürfnisse des gegenseitigen Verspottens oder wenigstens ironischen Nachahmens fühlbar, aber das ist nur das äuſserlichste Anzeichen; es trennt tiefer als man glaubt, tiefer als vernünftig ist, denn auch das Leben der Vernünftigen wird nicht bloſs durch Vernunft bestimmt. Zu voller und sicherer Einigung der Nation würde darum auch diese „Kleinigkeit" beitragen. Aber im Grunde fordert es doch auch die nationale Würde, daſs eine wirkliche Nationalsprache da sei auch für das Ohr, auch in den Klängen. Oder bedeuten die Buchstaben mehr als die Laute? Das wäre groſser Irrtum.

Die Einheit der Buchstabensprache ist ja vorhanden. Nur geringe, dem feineren Kenner wahrnehmbare Unterschiede machen im Schriftausdruck noch die verschiedenen Teile unseres Vaterlandes erkennbar. Im ganzen hat die groſse Einigungsbewegung,

welche durch Luther so wesentlich gefördert worden ist, ihr nächstes Ziel erreicht: die Einheit der Buchsprache. Und doch ist sie damit offenbar auf halbem Wege stehen geblieben. Über die Gleichheit der Schriftbilder hinaus hätte sie naturgemäſs vorzudringen zur Gleichheit der Lautbilder. Das ist freilich viel weniger leicht als jenes, darum kann es sich auch erst langsamer entwickeln. Es kann sich auch nicht vollkommen verwirklichen. Indessen wie wir die Wortwahl, Wortbildung und -fügung der Schriftsprache nicht wirklich in unserer gewöhnlichen Rede anwenden, vielmehr in dieser uns nach Heimat, Gesellschaftsschicht, persönlichen Beziehungen, Beschaffenheit der Situation, Art des Verkehrs, mannigfach abweichend bewegen, aber über all dieser Freiheit die festgeordnete, bindende und vereinigende Schriftsprache anerkennen, ehren und pflegen, so müſste es auch mit der Lautsprache sein: über den örtlichen, mannigfaltigen und gefärbten Sprecharten, in denen man sich nach Belieben ergehen mag, eine einheitliche, gefestigte, herrschende und verbindende, das wäre das Rechte.

Übrigens, soll denn ein solches Streben erst geweckt, erst eingepflanzt werden? Es ist ja doch in Wirklichkeit vorhanden; nur wird es nicht genug gewürdigt, nicht gerecht beurteilt, und nicht bereitwillig gefördert. Mitunter auch geradezu verhöhnt. Nicht bloſs in Krähwinkel kann es dem, der über die heimische Mundart hinausstrebt, geschehen, daſs er als eitel und geckenhaft verlacht wird. Was Eitelkeit, was die philiströse Sucht, zu Hause ein wenig fremd und nicht so ganz autochthon zu erscheinen, gelegentlich wirkt, mag auf sich beruhen. Aber der Zug, über das Partikulare hinweg zum allgemein Nationalen dringen zu wollen, auch in der Art, die Sprache zu reden, dieser Zug ist als solcher vorhanden und ist fürwahr nicht verächtlich.*)

Muſs nun jene Ideal-Lautsprache erst gemacht, erfunden, ver-

*) Ich kann mir nicht versagen, hier zwei von Palleske in der „Kunst des Vortrags“ (p. 94, 95) erwähnte Stellen anzuführen. Nach ihm bezeichnet es F. A. Wolf „als eine der wichtigsten Aufgaben echter Staatsweisheit, sich die Förderung reiner Aussprache und eines schönen Vortrags, d. h. eine sprachliche Gymnastik von nationalem und ästhetischem Charakter angelegen sein zu lassen.“ — Und die Äuſserung Rötschers: „Der artikulierte Laut soll in einer Art hörbar gemacht werden, welche uns die Arbeit der geistigen Gesamtheit einer Nation, nicht die individuelle Form einer Landschaft ver-

einbart werden? Oder ist sie da, hat sie sich längst entwickelt, und wird sie nur zu wenig, zu vereinzelt geübt und verwirklicht? Wenn ein Ausländer ohne die rechte Weisung in Deutschland reiste, ja jahrelang in Deutschland lebte und verkehrte, und wenn er eine deutsche Sprache jener Art suchte und zum Hören und Urteilen recht fähig wäre, er könnte wohl nur zu der Überzeugung kommen, daſs sie nicht da sei. Wo würde er sie doch suchen? In den Reden der Anwälte vor hohen Gerichtshöfen, auf den Kanzeln, in den Parlamenten, auf den Kathedern der höheren und zumal der Hochschulen, in den Gesellschaftszimmern der gebildeten Familien, im Munde der Frauen der höheren Stände, bei der Aristokratie? Suchen würde er sie dort wohl müssen, und auch nicht unbedingt vergebens. Aber es bliebe doch eine ganz unsichere Sache. Jene Stätten würden ihm groſsenteils nicht im geringsten dienen können, zum Teile fände er das klägliche Gegenteil des Gesuchten, zum Teile auch ein gewisses Bestreben, eine Annäherung, aber nur, wenn ihm der Zufall sehr hold wäre, wirklich das, was mustergültig zu heiſsen hätte.

Indes wie kommt denn Mustergültiges überhaupt zustande, nach welchen Gesichtspunkten entscheidet sich's denn? Das können wir für Deutschland entschieden abweisen, daſs eine Stadt oder Gegend als solche zu bestimmen habe; wo der Anspruch bis jetzt erhoben worden ist, ist die Unzulänglichkeit der Berechtigung leicht nachweisbar. Noch weniger denn kann es uns helfen, daſs man, wie naiver Weise noch oft genug geschieht, die Schriftbilder zur Grundlage machen will: Buchstaben sind Zeichen für das Auge, und Laute sind Klänge für das Ohr, und zwischen beiden kann nur ein vereinbartes Verhältnis bestehen, kein zwingendes und überhaupt kein festes. Daſs der Buchstabe fest bleibt, bewahrt den Laut nicht vor endlosen Schwankungen, und wie vielfach haben sich auch unsere deutschen Laute von dem, was die Schriftzeichen bedeuten sollten, entfernt! Wie oft ferner stehen denselben Schriftzeichen mannigfache Aussprachen gegenüber!

nehmen läſst. Die reine Aussprache erhebt die Hörer zur Anschauung des Nationalgeistes." — Dann auch noch eine Äuſserung von Palleske selbst (p. 89): „Man sagt wohl, die Einheit der Aussprache muſs aus der Volksseele herauswachsen. Das ist eins von den beliebten Ruhekissen, mit denen sich Träumer begnügen."

Und doch wird, so ratlos wir dazustehen scheinen, die Regelung nicht vergebens gesucht. Ohne entscheidende Akademie, ohne Willkürherrschaft eines Vorortes ist eben doch ein stiller Zug zum Rechten vorhanden, zu dem, was wirklich das Gemeinsame zu werden geeignet ist. Zwei Rücksichten sind es, die dabei — sei es unbewußt oder bewußt — entscheidend wirken: einmal die oben öfter erwähnte Angleichung, d. h. hier also Abschleifung dessen, was auffallend von der Aussprache anderer Gegenden abliegt, und zweitens die sprachliche Schönheit.

Doch auch hier betreten wir sofort wieder ein nicht unbedenkliches Gebiet. Denn was ist sprachliche Schönheit? Fremden Sprachen gegenüber ist man rasch mit dem Urteil bei der Hand, nennt einige in Bausch und Bogen schön und andere häßlich, namentlich so lange man sie nur in ihren Elementen und besonders aus Büchern kennen gelernt hat (denn beim Sprechenhören innerhalb des Landes ändert sich das Urteil oft sehr, es fällt da die Beschaffenheit der Organe, die Art der Artikulation und manches andere sehr ins Gewicht.) Auch innerhalb der eigenen Sprache urteilt man wohl über schön oder unschön, aber selten findet man mit seinem Urteile weithin Anerkennung, denn es ist in der That sehr unsicher und bestimmbar; bald ist uns unschön das Ungewohnte, und bald wieder erregt gerade das Fremdartige unser Wohlgefallen. In vielen Fällen kann auch wirklich von einem schöner oder häßlicher schlechterdings keine Rede sein. Wird der unparteiische Beurteiler den Wortklang des süddeutschen *vōn* für häßlicher erklären als den des *vŏn*? Klingt das thüringische *Dag* an sich schlechter als *Tag*? oder *Tak*? Ist *Kirche* an sich schöner als das mundartliche *Kürche*, und andererseits doch *Gürtel* an sich schöner als *Girtel*? Und so weiter.

Gewiß, diese und viele ähnliche Fälle, namentlich allein genommen, lassen uns ohne Antwort. Gleichwohl kann man, wenn man ordentlich beobachtet und erwägt, gewisse Grundsätze aufstellen, die für sprachliche Schönheit maßgebend sind, und man rückt damit nur in das Licht des Verstandes, was im Gefühle doch schon zu liegen pflegt. Zunächst ist richtig, was Palleske (S. 97) sagt, daß hier wie anderwärts eine unerläßliche Bedingung der Schönheit die Bestimmtheit sei. Die Entwicklung der Mundarten ist doch vielfach die gewesen, daß in ihnen der bestimmte

Charakter verschiedener Laute durch Gleichgültigkeit der Lauterregung gleichsam verwaschen wurde; die Entwicklung der Mundarten wird durchaus und ausschliefslich bestimmt durch die natürlichen Gesetze, der Mundart redende Mensch überläfst sich oder seine Rede widerstandslos dem Strome, der ihn von rings umfängt, ihn trägt und gewissermafsen fortschwemmt; er setzt keinen Willen diesem Strome entgegen, er überwacht seine Sprache nicht, und er unterliegt mit seiner Rede dem Naturgesetz der Verschleifsung. Hier deutet sich, wir nehmen das sogleich vorweg, ein erziehlicher Wert der unsererseits erhobenen Ansprüche an. Das Festhalten und das Wiederaufnehmen der Lautunterschiede, welche die Mundart verwischt hat, ist also eins der Mittel zum Schönsprechen.

Und an diesem Punkte müssen wir denn auch gestehen, dafs die Schriftsprache als solche doch nicht ohne heilsame Einwirkung auf die Lautsprache bleiben mufs, dafs sie von solcher Einwirkung bei uns thatsächlich gewesen ist. Die Schrift ist naturgemäfs konservativer als die Rede, sie ist oft über die Mafsen konservativ, indem sie Buchstaben festhält, welche nur noch Phantome aus vergangenen Zeiten sind, und Unterschiede bewahrt, die in der Rede für immer dahin sind. So ist sie denn gelegentlich auch reaktionär, und zwar in ganz erfreulicher Weise; sie giebt Anlafs, dafs Unterschiede wieder aufleben, die in der Rede grofser Teile unseres Landes verloren waren. An das saubere Nebeneinander von *t* und *d*, *p* und *b*, *k* und *g* wird man hier sogleich denken.*) Wurde für Niederdeutsche die Schrift vielfach zur Lehrerin, so ward sie für Mittel- und Oberdeutsche gelegentlich zum Spiegel, in dem sie ihre eigene Mundfaulheit erkannten. Natürlich besagt der Ausdruck „Bestimmtheit der Aussprache“ weit mehr als Unterscheidung der angeführten Art, die ja nur verhältnismäfsig wenige Fälle betrifft; er besagt überhaupt Deutlichkeit und Sauberkeit der Lauterzeugung, der „Artikulation“, aber das richtige Unterscheiden ist eines ihrer ersten Elemente.

Dieses Unterscheiden führt uns nun schon hinüber zu einer

*) Von wissenschaftlicher Bezeichnung der zur Sprache kommenden phonetischen Punkte wird absichtlich abgesehen; was gemeint ist, wird wohl auch ohne eine solche verständlich werden.

zweiten Bedingung der Sprachschönheit, nämlich dem wünschenswerten Wechsel der Laute und ihrer Eigentümlichkeiten. Nicht bloſs hart und lind, auch stimmlos und stimmhaft, lang und kurz, vokalisch und konsonantisch, gehoben und gesenkt: das alles muſs in einem harmonischen Verhältnisse zu einander stehen, wenn Schönheit der Sprache vorhanden sein soll. Über das Verhältnis von vokalisch und konsonantisch scheint die Sprache, wie wir sie vorfinden, bereits entschieden zu haben, doch in Wirklichkeit trägt das bequeme und undeutliche Sprechen hier noch Änderungen hinein, es erlaubt sich bald ein Verschleifen und Auflösen von Konsonanten (*Fischäh* oder *Fischah* statt *Fischer* etc.), bald ein Ausstoſsen von Vokalen, wodurch die schon vorhandene Konsonantenhäufung noch verstärkt wird (so süddeutsch: *dr Nachbr hat mrs gsagt* etc.) Die schöne Unterscheidung von stimmhaften und stimmlosen Konsonanten, die den allgemeinen Klang z. B. des Französischen und selbst des Englischen so fühlbar über den des Deutschen stellt, ist uns in weitem Umfange abhanden gekommen, und wird selbst bei sorgfältigem Gesange oft vermiſst. Hier kann von der Beschäftigung mit den Nachbarsprachen eine wohlthätige Rückwirkung ausgehen, so daſs wir wieder ein stimmhaftes *b*, *d*, *g*, *s*, *r* sauber erzeugen lernen. Dann ist ein weiterer, soeben noch nicht mitgenannter Unterschied, der von Klang und Geräusch, und zwar natürlich das möglichste Zurückdrängen der Geräuschlaute gegen die Klanglaute, mehr als alle erwähnten wesentlich, um der Sprache Schönheit zu geben. Unser *ch* in *ich*, unser *ch* in *auch*, unser *g* in *heilig* sind, wie unser *sch* und *f* durchweg, nur Geräusche, die den Stimmklang unschön unterbrechen, und deren reichliches Walten in unserer Sprache die wesentliche Ursache ist, warum sie im Auslande meist als unschön empfunden wird. Mundarten aber vermehren die Zahl dieser Geräusche, namentlich indem sie vielfach das *g* auch im Anlaut und im Inlaut dazu machen, ebenso wie sie groſsenteils *s*, *b*, *d* stets ohne Stimmton geben (ersteres norddeutsch, letzteres mittel- und süddeutsch). Und so ist hier wieder ein Punkt, an dem die Herübernahme der mundartlichen Aussprache nachweisbar gleich einer Verschlechterung unter dem ästhetischen Gesichtspunkte ist.

Wenn wir endlich der Beschaffenheit der Vokale gedenken, so hat es doch wohl ohne weiteres Anspruch auf Richtigkeit, daſs

Reinheit derselben ein Stück der Sprachschönheit ausmache. Natürlich handelt es sich hier namentlich um die drei, daſs ich so sage, Endvokale, um *a*, *i*, *u*. Unsere deutsche Sprache hat dieselben in reichlicher Menge bewahrt, und das ist ihr gröſster Klangvorzug, das macht sie sangbar, und daſs sie im Gesange wohlklingend sei, wird nirgends geleugnet. Aber die mundartliche Aussprache hat das reine *a* mehr oder weniger durchweg nach *o* hin getrübt (und zum Teil noch in anderer Weise verschoben, worüber unten); sie läſst in Norddeutschland in allen geschlossenen Silben das *u* zu einer Art von *o*, das *ü* zu einer Art von *ö*, das *i* halb zu *e* sich öffnen, so daſs also *ond*, *mösste*, *Beld* statt *und müſste*, *Bild* entsteht. Der Grund ist natürlich einfach Phlegma, eine gewisse Unlust, den Sprechorganen (Lippen und Zunge) eine energischere Bewegung zuzumuten, eine Thatsache, die es ja auch so mühselig macht, Niederdeutsche wirkliches Französisch zu lehren. Indessen das Vorhandensein jener reinen Hauptvokale ist es doch nicht, was allein die vokalische Klangschönheit ausmacht. Die groſse Anzahl der möglicherweise zwischen sie tretenden Schattierungen (*e*, *ä*, *o*, *ö*, *ü* mit ihren verschiedenen Spielarten) kann freilich dem Sprachklang etwas Unbestimmtes und damit Unschönes verleihen, aber sie vermag anderseits doch auch den Reichtum, die Mannigfaltigkeit der Klänge zu steigern. Und diesen Vorzug wird man mehr als jenen Nachteil empfinden, wenn jeder der gebrauchten Zwischen- oder Mischvokale einen fest bestimmten Charakter wirklich bewahrt. So ist es im Englischen, wo die an sich fürwahr nicht schön zu nennenden Laute des *u* in *but*, des *a* in *all*, des *o* in *not*, des *i* in *sir* u. s. w. durch die groſse Bestimmtheit, Festigkeit, ja wir dürfen sagen Reinheit, womit sie im Munde der Gebildeten wiederkehren, dem Gesamtklange einen Reiz vielmehr hinzufügen, als nehmen. Die mundartliche Aussprache unseres Hochdeutschen aber fährt hierin vielfach unsicher hin und her (wie man sich meist auf dem Wege zwischen Mundart und Gemeinsprache zu befinden pflegt); vielfach drängt sich einer der Mischklänge unangenehm vor, wie denn z. B. in niederrheinischen Gegenden das Ohr die Wonne eines überall durchtönenden breiten *ä*-Lautes zu empfinden bekommt (*fästsätzen* lautet es da, nicht *festsetzen* u. s. w.). Wiederum denn muſs die Durchführung der bestimmten, unserer Sprache gebühren-

den Vokalreihe gegen die mundartlichen Verschiebungen als eine Bedingung ihrer Schönheit bezeichnet werden. Wenn hierbei ein etwas offenes *o*, *u*, *ö*, *ü* und auch *i* für die geschlossenen Silben nach Art des Norddeutschen zugelassen wird, so nehmen die Süddeutschen vielleicht doch zum Vorteil ihrer Aussprache daran keinen Teil.

Aber alle Erkenntnis, alle Klärung der Sachlage, würde doch wohl ziemlich unfruchtbar bleiben, wenn der Zug zur Einigung nicht in Wirklichkeit bereits da wäre und sich in der geschilderten und gewünschten Richtung bewegte. Man ist ja nicht gradezu auf solche Einzelbeobachtungen angewiesen: eine Einheitssprache ist, wenn nicht absolut, doch in ausreichender Weise verwirklicht, und zwar auf der guten deutschen Bühne. Warum wurde nicht ohne weiteres darauf hingewiesen? Warum Schwierigkeiten aufsuchen und bekämpfen, die dort thatsächlich schon überwunden sind? Aus zwei Gründen. Erstens weil es gar nicht selbstverständlich ist, daſs die Bühnensprache die Richtschnur abgebe für die gebildete Gemeinsprache. Und zweitens weil mit dem Vorhandensein einer Normalsprache und der Gelegenheit, sie zu hören, noch keineswegs das wirkliche Auffassen derselben und noch viel weniger die allgemeine Nachahmung gegeben ist.

Was das Erstere betrifft, so wollen wir nicht etwa mit dem Standpunkte rechten, der von der Bühne als einer Welt der inneren Unwahrheit sich überhaupt scheiden will. Naturgemäſs würde, wenn es so wäre, dann auch die Sprache in einem Gegensatz zum Natürlichen und Echten stehen, sie wäre als gekünstelt und auf Effekt berechnet eher zu meiden als nachzuahmen. Indessen selbst wenn man die Bühne nur als den Ort denkt, an welchem die edelsten Erzeugnisse deutschen Dichtergeistes in lebensvoller Nachschöpfung und bei wachem Gefühl für alles Schöne auch mit sorgsamster Pflege ihres Klanggehaltes zur Wirkung gebracht werden, selbst dann möchte die Sprache dort immerhin eine Eigenart annehmen, wie sie eben dem Zwecke einer besonderen Kunstwirkung zu dienen hätte, sie möchte der freien, harmlosen Leichtigkeit entbehren, sie möchte besonders wirksame Eigentümlichkeiten anstreben, wie ja auch für den Gesang sich der Lautgehalt hier und da einer Umschmelzung zu

unterziehen hat. Und so ist es in einigen Punkten in der That. Das dental vibrierende *r*, welches die Bühne fordert, allerwärts zur Bedingung lobenswerter Aussprache zu machen, hieſse in dem angedeuteten Sinne fehlgehen, hieſse einen Lautstand zurückerobern wollen, über den die thatsächliche Entwickelung im groſsen und ganzen nun einmal hinweggeführt hat (und auch anderswo nach einer Art Naturgesetz mit der Zeit hinwegzuführen scheint). Doch das ist auch fast der einzige Punkt, an welchem die gute Bühnenaussprache nicht geradezu vorbildlich zu nehmen ist. Allein, um auf jene zweite Seite der Sache zu kommen, das vorhandene Vorbild wird noch nicht wirklich übernommen, ja wird (man täuscht sich darüber eben gewaltig) überhaupt nur mangelhaft mit dem Ohre vernommen. Wer sich einmal in eine ordentliche deklamatorische Schulung nehmen läſst, hat das an sich zu erfahren.

Nicht alles, was eingehender Pflege bedarf, gehört darum schon in die Schule. Aber was von so elementarer Art und so allgemeinem Werte ist wie die möglichst vollkommene Hervorbringung der Laute der Muttersprache, das gehört meines Erachtens dahin. In die Elementarschule natürlich vor allem. Und zum Teil wird dort wirklich Ernstliches angestrebt und Gutes geleistet. Zum Teil steht es auch ganz entgegengesetzt: die Lehrer selbst reden in stark mundartlicher Färbung und lassen Schiefheiten aller Art zu. Dazu aber kommt die oft abwärts ziehende Einwirkung der Familie, des gesamten örtlichen Verkehrs, und andrerseits steigern sich die Ansprüche an die zusammenhängende Sprachleistung. Kurz, die Aufgabe wird nicht in einem bestimmten, knappen Zeitraum erledigt, sie bleibt fort und fort bestehen. Jede Gegend bietet ihre mannigfachen Besonderheiten, in jeder ergeben sich besondere Schwierigkeiten, besondere Fragen. Ja, die Fragen nach dem „Richtigen“ oder dem „Besten“ in der Aussprache spielen doch unleugbar im Lande eine ziemliche Rolle, sind Gegenstand eines zwar nicht allgemeinen, aber doch verbreiteten Interesses, das Bedürfnis einer Vergewisserung ist da, durchweg stumpf gegen das ganze Gebiet sind unsere gebildeten Stände keineswegs.

Die Entscheidungen freilich fallen meist willkürlich, und die Begründungen sind oft ganz unzulänglich. Behaupten, Anfechten, Verabscheuen und Preisen nach persönlichem Geschmack und Gefühl oder auf unberechtigte Autoritäten hin, das kann nicht

helfen. Auch die sich als Autoritäten gebenden Schriftsteller zeigen oft viel Willkür, wenden z. B. eine Bezeichnung wie „abscheulich“ nach nur persönlichem Geschmacke an. Dafs für wirkliche Begründung und Entscheidung die Mafsstäbe nicht fehlen, ward im obigen entwickelt. Eine Anzahl von Beispielen möge noch gestattet sein.

Dafs die getrübte Aussprache des Vokals *a*, die ja in den Volksmundarten eine so grofse Rolle spielt, doch schliefslich von jedem, der überhaupt ästhetisches Gefühl hat, im Verhältnis zu dem reinen, hellen *a*-Laute als unschön, als die minder klangvolle, minder edle, mehr vulgäre empfunden wird, ward schon oben angedeutet und bedarf keines weiteren Beweises. Es ist freilich eine alte deutsche Neigung, die den romanischen Völkern den Laut von je her als offenes *o* erscheinen liefs. Sehr anstöfsig mufs aber doch auch der eigentümliche Laut heifsen, den eine Art von Gegenströmung in Hannover und Nachbargegenden hat entstehen lassen, wo in unsicherem Tasten nach dem Richtigen und Reinen ein gezierter Laut entstanden ist, den man in gewöhnlicher Schrift (von phonetischer Transscription sehen wir eben ab), am ehesten als $\widehat{oä}$ *(V*$\widehat{oä}$*ter, T*$\widehat{oä}$*bak)* zu bezeichnen hätte! Der Hannoveraner selbst ist freilich sehr erstaunt, entrüstet und ungläubig, wenn man darin nicht das Reinste, das Vorbildliche heraushört. Eine dritte, stark gutturale Bildung des *a*-Lautes mit unangenehm breiten Tönen ist mehr unseren holländischen Nachbarn eigen, doch auch angrenzenden Deutschen. Eine vierte Verunzierung des Lautes, nämlich Nasalierung, findet sich in einem Teile Westfalens. Vor *m* und *n* wenigstens wird ihm starke Nasalierung in westmitteldeutschen Gegenden zu Teil (*Hä*^{n}*nau*). Wäre eine solche Besonderheit eben nicht die Besonderheit eines Bruchteils der Nation, hätte sie zufällig allgemeine Verbreitung gewonnen, so hätten wir natürlich nichts mehr zu sagen. Aber solange sie blofs einer Minderheit angehört, ist Bekämpfung angezeigt. Wie ferner das obenerwähnte vordringliche niederrheinische *ä* weder um seines Wohlklanges willen noch aus anderen Gründen verfochten werden kann, so noch weniger der eigentümliche Klang, den in beschränkterer niederrheinischer Gegend *e* vor *l* erhält, wo *selbst* = *se*^{a}*lbst* klingt, freilich ähnlich der holländischen Aussprache und auch grofsenteils der englischen, aber dadurch doch weiter nicht gerecht-

fertigt. Auch die Neigung zu starker Öffnung des *o*, *u*, *ö*, *ü* in geschlossener Silbe teilen die Norddeutschen ja mit allen nördlichen Germanen, und sie bestimmt gradezu in einem hohen Maſse den Klangcharakter des Englischen, Holländischen, Dänischen etc. Doch kann das kein Grund sein, sie dem Hochdeutschen aufzudrängen. Aber das will man ja auch nicht, man spricht so aus ohne es zu wollen und zu wissen, man bleibt in der wildgewachsenen Mundart stecken! Nicht anders ist es im Grunde mit der hannöverschen Aussprache des *st* und *sp* im Anlaute, für die hinterher die Schrift Rechtfertigung liefern soll. Die Schrift soll freilich auch sonst gelegentlich mit Unrecht eine bestimmende Rolle spielen, so wenn man meint *Nächte* und *Hände* mit breit offenem *ä*-Laute sprechen zu müssen, während wenigstens jeder Germanist weiſs, wie solche Worte zu ihrem *ä*-Zeichen nachträglich gekommen sind. Andrerseits geschieht es wiederum sehr unbewuſst, wenn man in groſsen Teilen des östlichen Deutschlands *Kürsche*, *drüttens*, und zum Beispiel in Hirschberg *Hürschberk* sagt. Da sind die Süddeutschen, welche *Schieler* und *Keenig* (statt *ü* und *ö*) sagen, doch wenigstens ihres Mangels sich bewuſst, die Ostpreuſsen freilich, wie es scheint, bei derselben Eigentümlichkeit schon weniger.

Weiter noch als die Aussprache der einfachen Vokale geht übrigens die der Diphthonge auseinander. Der mittleren und allein zu empfehlenden Aussprache des *ei* = *a* + *i* steht ja nicht bloſs in Schwaben, am Niederrhein und Preuſsen die = *e* + *i* gegenüber, sondern anderswo, z. B. in Teilen Westfalens, auch = *ā*^{i}, (*zwei* = *zwā*^{i}). Ebenso steht der schwäbischen Aussprache des *au* = *o* + *u* in ganz weiten nord- und auch mitteldeutschen Gebieten diejenige = *ā*^{u}, *ā*^{o} (*auch* = *ā*^{o}*ch*) gegenüber. Noch mehr schwankt die Aussprache des *eu* oder *äu*. Ein süddeutscher Germanist (Behaghel) bezeichnet sie in einem erst jüngst erschienenen Buche mit *a* + *ü*, was doch eben nur für einen mäſsigen Teil Deutschlands paſst und dabei eine ganz dumpfe Aussprache des *a* voraussetzt; in Hamburg und weitem Umkreis ist sie deutlich = *oi*, *ō*^{i} (*heute* = *hō*^{i}*te* u. s. w.); in einer Gegend des Niederrheins ist sie ebenso bestimmt = *ö* + *ü* (*Nöüss*), und so weiter. Kein Wunder, daſs, wenn sich die Aussprache von dem früheren Lautbestand, der eben *e* + *u*, noch früher meist *i* + *u* gewesen ist, bis zu dem jetzigen hinüberbewegt hat, auf diesem weiten Wege

allerlei Abwege und Seitenwege eingeschlagen worden, und daſs Manche auch unterwegs verblieben sind.

Das Letztgesagte gilt auch für manche der Konsonanten. Alle die Zwischenstufen, welche zwischen dem alten (und im konservativsten deutschen Lande Münster noch fast voll bewahrten) *sk* und unserem jetzt für *sch* herrschenden einfachen Zischlaut liegen (und die zum Teil auch im heutigen Schwedischen lebendig erscheinen), sie alle findet man im deutschen Nordwesten bei aufmerksamem und geübtem Ohre noch wirklich vertreten, wiederum ohne daſs es gewuſst und zugegeben würde. Daſs die Mehrzahl der Deutschen in *Licht*, *Recht*, *Früchte*, *leicht*, *feucht* einen andern Laut spricht als in *Macht*, *Docht*, *Frucht*, *braucht*, bemerken Westfalen und Umliegende, welche ihrerseits den letzteren (älteren) Laut für die ersteren Fälle festhalten, meist gar nicht, und wissen, wenn sie etwa einmal öffentlich Verse zu sprechen haben, nicht, daſs sie damit auffallen und miſsfallen. So wissen es auch die Brandenburger selten, wenn sie *Fischäh* oder *Fischah* für *Fischer* sagen, die Thüriger ahnen nicht, daſs sie *Liewe*, *Lewen*, *Arweit*, *Elwe* sprechen, die Mittelrheiner glauben nichts Unregelmäſsiges zu sprechen, wenn sie *schwarz* als *schwachz*, die Niederrheiner ebensowenig, wenn sie *Schafe* als *Schave*, *rief er* als *riever*, *nach* als *nâ*[h], viele Westfalen nicht, wenn sie *so* und *sagte* ungefähr *scho* und *schagte* aussprechen, die Süddeutschen wissen nicht, daſs man ein labiodentales *w* auch in Deutschland sprechen kann und spricht, und daſs man zwischen stimmhaft lindem und stimmlos hartem *s* unterscheidet, den Oberschlesiern und Posenern ist unbewuſst, daſs ihr überheftig vibriertes *r* unser Ohr gleichsam bombardiert und daſs dasselbe in Verbindung mit andern harten Eigentümlichkeiten (z. B. *vergnügt* = *verrknîkt*) den Deutschen einfach undeutsch ist! Die buntverschiedene dem Buchstaben *g* gegenüberstehende Aussprache zu erörtern, würde eine lange Abhandlung erfordern; daſs auch diejenigen gebildeten Norddeutschen, welche die Aussprache *jejeben* nicht verteidigen und in gutem Vortrag vermeiden, dieselbe groſsenteils für einen bequemeren Privatverkehr sich gestatten, ist kein Geheimnis und auch kein Verbrechen; aber in die Schule, denn von dieser sprechen wir hier, sollten sie dieselbe doch nicht mitnehmen, denn sie bewegen sich damit gleichsam in Négligé, worin man doch in der Schule nicht mehr zu erscheinen pflegt.

(Die dabei sehr häufige Übertragung dieser Lautierung auf die Wörter der fremden Sprachen ist ebenso unleidlich als naiv.) Eine der überraschendsten Aussprachen tritt dem „in Deutschland reisenden Deutschen“ in niederrheinischen und benachbarten Gegenden entgegen, wo — offenbar infolge ungeschickter Korrektur der Mundart — die Aussprache des Konsonanten *j* diejenige von *g* geworden ist und man *gubeln*, *gauchzen*, *gung*, *Gugend*, *Guden*, *Goachim*, *ga* u. s. w. sich erst übersetzen mufs, ehe man deutsche Worte heraushört. Und grofses Erstaunen, wenn man diese gebildete Aussprache anficht.

Wenn wir nun diese kleine Blumenlese auf das Zehn- oder Hundertfache ihrer Ausdehnung erweiterten, so wäre ungefähr ein Bild gezeichnet von der Unfertigkeit, und es könnte eine Ahnung geweckt werden von der Notwendigkeit, sich unterzuordnen, unterzuordnen das Unschöne dem Schöneren oder wenigstens das Partikulare dem Allgemeinen. Doch wir wiederholen: nicht dafs überhaupt so gesprochen wird, ist es, was auszuführen wir hier bezwecken, sondern dafs die Sprechenden dabei eine über dem Mundartlichen schwebende reine, allgemeingültige Sprache zu reden glauben. Also mufs eben das Bewufstsein geweckt und das Organ erzogen werden.

Freilich wird, was wir jetzt als Norm finden und bezeichnen, es ja nicht immer bleiben. Der nie stille stehenden, sondern unmerklich sich vollziehenden Weiterentwicklung, Verschiebung, Umgestaltung auch des Lautgehalts der Sprache kann nicht Einhalt gethan werden. Wie thöricht wäre es, das unternehmen zu wollen! Aber die natürliche Entwicklung kann doch in günstiger Weise beeinflufst werden durch das bewufste Wollen der Sprechenden. Vor allem kann sie die Sprache bewahren vor dem Sichverlieren ins Unterscheidungs- und Klanglose, ein Weg, auf welchem man in Mittel- und Süddeutschland schon sehr weit gekommen war!

Ich gestehe, dafs die Ansprüche, welche im Unterricht der fremden lebenden Sprachen an Lehrer und Schüler gestellt werden, mich zuerst auf jene Forderungen an den deutschen Unterricht geführt haben. Wie sorgfältig mufs der Lehrer hier suchen, beobachten, nachfragen und nachlesen, was in jedem einzelnen Falle die gute, die empfehlenswerte, die edle, die beste gegenwärtige Aussprache ist, und wie mühsam mufs er die Organe der

Schüler zur Nachbildung nötigen! Ob in diesem oder jenem französischen Einzelworte kurzer oder halblanger, ob halblanger oder langer Vokal vorzuziehen, ob die Klangfarbe des *ö* in einem Einzelfalle die ganz offene oder die halboffene, die halboffene oder die geschlossene zu sein habe, ob im englischen *and*, *ant*, *glass*, *father* 2 oder 3 oder 4 Spielarten des *a* zu kultivieren seien, das sind da peinlich wichtige Fragen. Daſs der Schüler in *punir* die Laute *u*, *i*, *r* mit denkbarster Sauberkeit ausbilde, wie streng wird das verlangt und soll es verlangt werden! Daſs er, wenn auch nur in Eile, ein stimmloses für ein stimmhaftes *s* mit unterlaufen läſst, welches crimen! Daſs ihm im Englischen eine Aussprache wie *hant* statt *hand* passiert, welche grobe Unreife! Und gegenüber dieser feierlichen Strenge, dieser unermüdlichen Zucht, die dem fremden Gute gewidmet wird, als ob man sich an der Schönheit ausländischer Wortmusik versündige, wenn man etwas versäume oder verfehle, bei der eigenen, der deutschen, der Muttersprache — vollständige Gleichgültigkeit, volle Freiheit des bequemsten Sichgehenlassens, halbangedeutete Laute gut genug statt rein artikulierter, Verschwommenes, Lokales, Vulgäres sich ungehemmt breit machend! Es gehört mit zu den patriotischen Gewohnheiten, auch die Schönheit der deutschen Sprache im Munde zu führen. Worin besteht dieselbe denn? Nur in ihren inneren Vorzügen? Es geht schlecht an, Schönheit zu behaupten, wenn man die natürliche Seite, die doch die erste Sphäre des Schönen bildet, durchaus vernachlässigt und verkommen läſst.

Doch es ist nicht das allein. Die Zucht, welche dem Lernenden in der Nötigung zu bestimmter Art des Sprechens auferlegt wird, ist an sich eine wertvolle. Wenn sie bisjetzt noch nicht grade viel betont, nicht oft verstandesmäſsig dargelegt worden ist, empfunden wird sie doch längst. Freilich nicht bei den Grammatisten, die von der Bestimmung des Sprachunterrichts sehr einseitige Vorstellungen mit grimmigem Ernste hüten; aber bei den Gebildeten immerhin, ja fast bei allen Unbefangenen. Man fühlt es, daſs, wer sorgfältig, rein und sicher spricht, an sich selbst eine Erziehung vorgenommen hat, die ein Stück der gesamten persönlichen Selbstzucht ausmacht und Beherrschung der persönlichen Kräfte auch nach andrer Seite hin erwarten läſst. Auf dieser Zucht beruht zum Teil auch der Wert des Betriebs

der lebenden Sprachen. Aber leben nur die fremden? Soll die eigene nicht alles das haben und erhalten, was ihr zu einem vollen, sicheren, erfreulichen Leben gebührt? Ist es irgendwo der Mühe wert, die physische, die lautliche Seite ernst zu nehmen, dann mufs es auf beiden Seiten, hüben wie drüben, der Mühe wert sein. Der jetzt meist bestehende Gegensatz läfst das eine lächerlich erscheinen oder das andere, oder gar beides.

Damit sind wir gewissermafsen auf die nationale Seite der Frage zurückgekommen, wie denn beide, die erziehliche und die vaterländische, sich wirklich eng miteinander verbinden. Und in diesem Sinne noch ein Schlufswort. Man hält wert und in Ehren, was man erarbeitet hat. Man liebt, was man sorgfältig pflegen mufs. Die Franzosen widmen ihrer Sprache, und zwar gerade dem Sprechen der Sprache, eine Aufmerksamkeit, eine Sorgfalt, eine Hingebung, wovon man bei uns im allgemeinen keine Ahnung hat; eine Art Kultus treiben sie mit ihrer Sprache. Und wer will verkennen, dafs die Liebe zur Muttersprache mit der zum Vaterlande eng verbunden ist! Darum ist jene Liebe zur Sprache nicht blofs hübsch zu beobachten, nein, praktisch sehr schätzenswert. Auch der deutsche Knabe und Jüngling werde zur Verehrung seiner Muttersprache erzogen, aber nicht blofs zu einer phrasenhaft hochmütigen Erhebung derselben über andere, ohne den geringsten Grund dafür angeben zu können. (Diese Art von Würdigung der deutschen Sprache ist leider oft genug anzutreffen, und wie wenige sind doch, die überhaupt den Mafsstab dafür hätten, denn dazu gehört, dafs man eine Reihe lebender Sprachen aus dem Fundamente kenne und ins Innerste des Sprachlebens einblicke.) Vielmehr zur Verehrung durch die That, indem er ihr wache Aufmerksamkeit und ernstliches Bemühen zuwendet, nicht blofs der toten Sprache der Buchstaben, sondern auch der lebendigen der Klänge.

Doch freilich, die Stätte für treue Pflege der Sprachklänge wird weit über die gewöhnliche Sphäre hinaus die ideale Welt der Sprache bilden, nämlich die Poesie. Und so hängt mit diesem unserem Thema zusammen dasjenige, zu dem wir jetzt übergehen.

Zur Würdigung der Deklamation.*)

Nicht ohne eine gewisse Scheu nenne ich diesen meinen Gegenstand. Denn man spricht den Namen „Deklamation“ nicht mit der Gewifsheit aus, dafs eine ernstere Bildungsaufgabe darunter vorgestellt, damit vernommen werde. Das Wort „Deklamieren“ hat — Palleske sagt es (Kunst des Vortrags S. 124) ganz richtig — von früher her „einen fatalen Beigeschmack“, „von dem es sich noch nicht ganz erholt hat“. Und die Sache geniefst denn auch ein recht zweifelhaftes Ansehen, womit die im ganzen noch zweifelhaftere Pflege in natürlichem Zusammenhang steht. Sehen wir zunächst einmal von der besonderen Welt der Schule ab: wer strebt die Kunst des Deklamierens an, wer sieht in möglichster Vervollkommnung auf diesem Gebiete ein Ziel hingebender Bemühung? Sehr Vereinzelte in der That, und diese Wenigen teils in verschämter Stille, mit dem Bewufstsein eine leicht belächelte Liebhaberei zu treiben, teils in recht aufdringlicher Öffentlichkeit, mit der unruhigen Eitelkeit und der Effekthascherei der Virtuosen. Wie die Musik in unserer Zeit alle anderen Künste im allgemeinen Interesse stark zur Seite gedrängt hat, so hat sie insbesondere die nächstverwandte Schwester zum Aschenbrödel werden lassen, zu einem Aschenbrödel, welches denn freilich hier und da einmal mit Flitterschmuck aufgeputzt die Aufmerksamkeit auf sich zieht, aber ob im Mägdekleid oder im Putz, doch immer neben der allgefeierten, vornehm sicheren Schwester, der wahren Prinzessin, eine schlechte Figur macht. Doch in der Zukunft kommt wohl auch Aschenbrödels Ehrentag.

*) Zweiter Teil der Programmabhandlung des Realgymnasiums zu Barmen, Ostern 1887.

Die Kunst des schönen Wortvortrags hängt mit dem echten Gedankenverständnis, mit dem Vermögen der klaren und vollen Empfindung so nahe zusammen, daſs sie anscheinend schon deswegen als Zeugnis echter, tiefer Bildung geschätzt werden müſste. Sie bedarf ferner so viel weniger als andere Kunst der übenden Handwerksarbeit, und ihre Werkzeuge sind so gar nicht mechanisch, sind so bildsam und so zugänglich, daſs sie schon deswegen in einem Vorteil sein müſste. Vielleicht auch ist sie grade deshalb nicht gewürdigt. Sie giebt so viel weniger Gelegenheit zum Anstaunen, und danach scheint in Wirklichkeit fast stärkeres Bedürfnis zu sein als nach dem Bewundern, welches ein Verstehen zur Voraussetzung hat, während das Anstaunen auf dem Nichtverstehen beruht. Es hängt aber jene geringe Schätzung doch noch mit Wichtigerem zusammen. Wir befinden uns in einer Zeit der Reaktion gegen die Verehrung ästhetisch-litterarischer Bildung. Und ferner, wir nehmen in der Hast unseres gesamten Treibens die litterarischen Kunstwerke — soweit wir sie nicht in Bühnendarstellung genieſsen — nur durch taubstummes Lesen in uns auf, wobei nicht bloſs das zu bedauern ist, daſs man der reinen Sinnenfreude verlustig geht, sondern auch das Wichtigere, daſs fast nur des Stoffes geachtet wird, und wenig der künstlerischen Form.

Wenn es so im allgemeinen aussieht, wie steht es in der Schule? Natürlich, sie hängt von der allgemeinen Schätzung ab. Aber sie kann doch auch in einen Gegensatz zu dieser treten, kann eigene (pädagogische) Ziele verfolgen, kann ernstere Gesichtspunkte haben, kann veränderte Anschauungen pflanzen und vorbereiten wollen. Indessen sind nicht grade die ernsteren Gesichtspunkte, um dies zunächst herauszugreifen, auf seiten der Verächter der Deklamation? Muſs nicht die Schule um des ihr und ihren Bestrebungen gebührenden Ernstes willen dem Gemachten, dem auf Effekt Berechneten aus dem Wege gehn, oder vielmehr es unter ihren Füſsen lassen? Muſs nicht das, wie andere Künste des Salons, von ihr fern bleiben? Denken soll sie lehren, Erkennen und Verstehen pflanzen, und zu einem schlichten Können hinführen, bei dem wiederum anspruchslose, ruhige Richtigkeit vielmehr als blendende Gewandtheit den Wert bestimmt!

Das ist wahr, ich selbst drücke das Ziel so aus. Aber ich finde nicht, daſs es in Gegensatz tritt zu dem, was auf dem Ge-

biete des Vortrags zu erstreben ist. Es muſs sich bei dem Denken doch nicht immer um nüchterne logische Schlüsse handeln, bei dem Erkennen und Verstehen nicht bloſs um Wortbedeutungen, Konstruktionen, Lehrsätze und dergleichen, und unter Können muſs nicht schon ein matt schwerfälliges Hervorbringen, vorwiegend immer mit Feder und Tinte, verstanden werden, auch muſs nicht die Vermeidung der groben Sprach- oder Schluſsfehler schon das Ideal der Korrektheit sein. Ein Gedicht verstehen und es sprechen können, ist etwas anderes und ist mehr, und auch schon in der Welt der Schule soll es mehr sein. Grade über die ärmliche Vorstellung müssen wir uns erheben, als ob man ein Gedicht schon aufnehme und habe, indem man das Gedruckte mit den Augen überfliege und damit seinen Inhalt (übrigens fast immer nur im groſsen und ganzen) erfasse, oder allenfalls indem man es herunterlese oder „aufsage“. Nimmer hast du das Gedicht vernommen, das dir nicht in gutem Vortrag ins Ohr tönte, und nimmer kannst du es, so lange du's nicht mit voll richtiger Betonung sprechen kannst. Doch brechen wir ab von diesen allgemeinen Erwägungen, sie werden im einzelnen später wieder durchklingen, und hoffentlich sich rechtfertigen.

Nun freilich wird man die Deklamation in den Schulen vielleicht gar nicht vermissen. Bei allen öffentlichen Schulfeiern bildet sie ja den Hauptteil! Doch es handelt sich nicht um das, was für den einzelnen Fall, für den festlichen Tag eingeübt wird und was einzelne dann leisten (wobei übrigens die Höhe der Leistung noch sehr ungleich und oft sehr unbefriedigend ist); sondern um die planmäſsige Pflege durch die Gesamtheit. Dabei wird vielleicht weniger herauskommen oder herauszukommen scheinen, als an jenen Glanztagen ans Licht tritt, aber es wird echter und wahrer sein und also doch wertvoller, richtiger erarbeitet und mit besserem pädagogischem Gewissen dargeboten. Daſs ein bestimmtes, ein pädagogisch erwogenes Ziel ins Auge gefaſst werde, ist natürlich das Erste, was es dabei gilt. Dann aber auch, daſs die Gesamtheit der Lehrer des Deutschen an einer Anstalt dem erkannten Ziel mit gleichem Ernste zustrebe. Das ist hier und da seit lange gut verwirklicht, aber eben nur hier und da. Meist gilt auch auf Schulen das Vortragenkönnen als eine Luxusleistung, zu der einige Beanlagte gelangen, die übrigen

nicht einmal hinzustreben brauchen. Nicht selten gilt das Nichtkönnen sogar als das Gesundere.*) Wie viele von den Lehrenden selbst übrigens haben sich denn ausgebildet? Der grofse Mangel, um ihn mit einem Worte zu bezeichnen, ist: es fehlt die Überlieferung! Einen ungebahnten Weg selbst zu finden, kann nicht jedermanns Sache sein.

Es sei denn gestattet, hier dasjenige mitzuteilen, was auf grund von Beobachtung, Erwägung und Versuch für den eigenen Wirkungskreis von mir aufgezeichnet und anempfohlen wurde, und wenn mancher Gedanke anderswo ebenso gut oder besser zu lesen ist, wenn auch mancher anderswo zu lesende gute Gedanke hier fehlt, so bitte ich das zu entschuldigen: denn es soll vielmehr ein Beispiel gegeben werden, wie man die Sache ordnen kann, als ein System, welches zu herrschen beanspruchte. Auch beziehen sich die Anweisungen ganz vorwiegend nur auf die Unter- und die Mittelstufen des Unterrichts; dort gerade mufs Ernst gemacht werden, dort darf die Gewöhnung an das Verkehrte oder Unzulängliche sich nicht bilden, dort ist Bildsamkeit wie Empfänglichkeit noch in erfreulichem Mafse vorhanden, und auch die Gleichmäfsigkeit der Gesamtentwicklung der Klassengenossen ist noch grofs genug. Denn in der That, die Gesamtheit soll kräftig herangezogen werden, nicht einzelne.

Von einem pädagogisch erwogenen Ziel war soeben die Rede. Ich sehe dasselbe in folgendem: Die Belebung der Gedichte in möglichst sorgfältigem Vortrag soll hinführen zu einem volleren Erfassen (d. h. nicht blofs Empfinden, sondern auch Verstehen) derselben; sie soll die Freude daran erhöhen; sie soll zugleich erhöhen — die Freude an der Muttersprache; es soll damit aber auch ein Können gepflegt werden, welches an sich einen Bildungswert hat und eine Art von Selbsterziehung nach einer nicht zu verachtenden Seite hin bedeutet. Dafs ein

*) Um des „fatalen Beigeschmacks“ willen, von welchem oben die Rede war, und um des fatalen Beiwerks willen, das sich hinzugesellt hat. „In unsern Schulen wird noch heute deklamiert, wobei bald der rechte, bald der linke Arm die Nachricht in die Luft telegraphiert, dafs der Vortragende sich in grofser Aufregung befinde“ (Palleske, a. a. O.). Das entgegengesetzte Extrem ist übrigens längst das vorherrschende, nämlich Verzichtleistung auf alles, was über ein richtiges Aufsagen hinausgeht.

eigentlicheres Verstehen der Dichtungen gewonnen werden soll (der erste der angeführten Gesichtspunkte), wird vielleicht manchem Fachgenossen wesentlich erscheinen, den das Übrige unwesentlich dünkt. In der That lege ich darauf grofsen Wert, und glaube es rechtfertigen zu können; doch das andere steht mir nicht minder hoch. Wir kommen zum Schlusse darauf zurück.

Jetzt unmittelbar zu den Einzelforderungen.

Die erste Anforderung, welche gestellt und erfüllt werden mufs, ist lautliche Korrektheit, oder mit anderen Worten vollständige, bestimmte und deutliche Aussprache der Wörter nach allen ihren Lauten. Das besagt aufserordentlich viel mehr, als man wohl denkt. Wie weit sind wir in Wirklichkeit davon entfernt, bei gewöhnlicher Rede die Laute, aus denen das Wort nach unserem eigenen Bewufstsein besteht, sämtlich und in ihrer Eigenart zu sprechen! Natürlich nicht um die geschriebenen handelt es sich hier, wie z. B. um das *d* in *Hand*, das *ä* in *Hände*, das *e* in *wert* oder das *e* in *lobe*; diesen Zeichen stehen in der gesprochenen Sprache andere Laute von je her oder seit langer Zeit gegenüber, das *d* in *Hand* ist für die Aussprache *t*, das *ä* in *Hände* ist *e*, das *e* in *wert* ist *ä*, u. s. w., ebenso wie das *ch* in *Wachs*, *wechseln*, *Wuchs*, in *Chor*, *Christ* *k* ist, das *eu* überall eine Art *oi* u. s. w. Nein, auch von den Lauten, welche den Worten nach heutiger allgemeingültiger Aussprache und, wie gesagt, nach unserem eigenen Bewufstsein gebühren, geht die gewöhnliche Rede in Flüchtigkeit und Nachlässigkeit beständig vielfach ab, läfst manche ganz ausfallen, deutet andere nur eben an, läfst verschiedene zusammenfliefsen und ersetzt nicht wenige durch Surrogate. Weitaus das Gewöhnlichere ist, dafs nicht blofs von einem Worte wie *aufserordentlich* im Zusammenhang und zumal an unbetonter Stelle nur ein Teil der Laute zur Aussprache kommt, sondern auch von Worten wie *gefunden* der Schlufsteil verkümmert, und zwar keineswegs blofs im Gespräch, sondern selbst beim Vorlesen und öffentlichen Reden. Man täuscht sich da über sich selbst, worin wir Menschen ja auf so vielen Gebieten grofs sind. Jene Sprechweise ist übrigens nicht etwa durchweg anzufechten; die Umgangssprache hat ihre eigene Art und darf sie haben, wie sie ihre eigenen praktischen Zwecke hat, nämlich Gedankenäufserung und Gedankenverständnis; verwischte, verblafste, verwandelte Laute

in ihr eigensinnig festhalten oder zurückführen zu wollen, wäre thörichte Pedanterie. Aber anders steht die Sache schon, wenn die Sprache nicht mehr bloſses Mittel zu jenem Alltagszweck ist, sondern einen Wert für sich zu beanspruchen hat, und ganz anders vor allem, wenn es gilt, ein Gedicht zu sprechen.

Ein Gedicht: denn hier haben wir die Sprache als Trägerin des Schönen, wir haben die Worte als Vermittler gehobener seelischer Empfindung, wir haben die Klänge vereinigt zu edler Harmonie. Es sind durchweg keine anderen Worte als die uns auch sonst wohlbekannten, ja alltäglichen und gleichgültigen, aber sie verwirklichen in dieser ihrer Verbindung und Verwebung eine ideale Sphäre. Daſs wir diese Worte zu ihrer vollen lautlichen Erscheinung kommen, daſs wir sie unverkümmert wirken lassen, das sind wir Empfangenden und Nachsprechenden ihnen oder dem Dichter gewiſs schuldig.

Das zu können ist nicht so ganz leicht. Es muſs der Sinn geweckt, das Ohr geöffnet, der Mund gewöhnt werden. Zunächst erscheint die Forderung dem Lernenden unnatürlich und pedantisch, es widerstrebt ihm, zu verweilen und das besonders auszuarbeiten, was er doch ganz natürlich und richtig hervorzubringen sich bewuſst ist. Und so verschiebt er denn je nach seiner Mundart oder vernachlässigt nach seiner bequemen Gewohnheit, glaubt *gefunden* zu sprechen und spricht nur *gefun'n*, meint *sieben* zu sprechen und spricht nur etwa *sie'm* oder *siemm*, läſst etwa für *auch* ein *aa*^{o}*ch* ertönen, für *zwei* vielleicht ein *zwä*^{i}, für *Lust* ein *Lost*, für *Bild* eine Art von *Beld*, für *müſste* ein *möſste* — die letztgenannten insbesondere lauter Abschwächungen des Vollklangs, welche in der Umgangssprache auch der gebildetsten Niederdeutschen sehr gewöhnlich und deren dieselben sich eben nicht bewuſst sind. Im Verse aber erscheinen sie vulgär. Die Bekämpfung solcher Dinge stöſst auf ein gewisses unmutiges Erstaunen, als ob nur willkürlich Gekünsteltes zugemutet werde. Ebenso, wenn Mitteldeutsche deklamierend sprechen: „Was nützt *mr* (statt *mir*) das, wenn also scharf Die Wind' und Wellen jagen!" Oder wenn sie statt *sie* an unbetonter Stelle *se* sprechen. Viele Lernende und auch manche Lehrende wissen nicht, wie sie den unbestimmten Artikel behandeln müssen, ob sie *ein Mann* zu *'n Mann* zusammenschwinden lassen sollen oder nicht; es läſst

sich natürlich eine vollständige Aussprache des Artikels recht wohl geben, ohne daſs er zu vollwichtig oder vordringlich wird. Doch die Einzelworte an sich sind nicht so sehr gefährdet als ihr Lautbestand im Zusammenhang, und da erst zeigt sich recht die Unzulänglichkeit der Alltagssprechweise. „*Eschenkte* der Böhme des perlenden Weins", „Es *hatter* alte Degen", „*Alspräch's* mit seinen Mienen", „*Läschmettern* Festdrommetenschall" sind einige wenige Beispiele aus der Praxis (statt *Es schenkte*, *hat der*, *als spräch's*, *läſst schmettern*). In jeder Gegend sind zahlreiche besondere Feinde zu bekämpfen. „*Da riever seinen Sohn*", „*Ewijauf den Lippen schweben*", „*Kugel, raffs mich doch nicht nieder*" u. a. sind gewöhnliche Vorkommnisse der Gegend, in welcher dies geschrieben wird. Freilich erfordert die deutliche Ausarbeitung aller Konsonanten mitunter einen besonderen Aufwand von Energie und scheint dann noch den Fluſs des Verses vielmehr zu verderben als zu ermöglichen; aber es muſs doch alles gesprochen werden, und wenn Verzögerung darüber entsteht, wenn harscher Klang, holperichter Vers herauszukommen scheint, so wird der Dichter das selbst gewuſst und — gewollt haben. Also getrost: „Läſst - schmettern - Festdrommetenschall", mit dem ganzen Kraftaufwand! Uhland wird sich nicht darüber beklagen.

Doch wenn Beispiele dieser Art mehr Ausnahmen darstellen, im allgemeinen liegt die Schwierigkeit freilich nicht darin, die Vollständigkeit der Aussprache überhaupt zu verwirklichen, als sie so zu beherrschen, daſs das natürliche Tempo darüber denn doch nicht verloren, die natürliche Modulation dadurch nicht erstickt wird! Sobald wir uns von dem Übel vernachlässigter Lautaussprache entfernen und in das Übel schwerfällig-unnatürlich-unfreien Vortrags geraten, haben wir weniger als nichts gewonnen. Ganz leicht wird die Vermittlung beider Aufgaben dem Schüler nicht, aber sie muſs durchgesetzt werden und ist zu erreichen durch Übung. Übung und Erfahrung bedarf dabei denn auch der Lehrer, und er mag zu gewissen besonderen Kunstgriffen und Hilfen Zuflucht nehmen. So empfiehlt es sich, um auf ein obiges Beispiel zurückzukommen, bei einem Worte wie *gefunden* die Zumutung eines zu sprechenden doppelten *n* (= *gefunnden*) zu stellen, wodurch der Schluſsteil eher zu sauberer Aussprache kommt, und was dergleichen Mittel mehr sind. Im ganzen aber

ist das Mittel: eine erhöhte Energie der Gesamtartikulation, die nicht ist ohne eine erhöhte Belebung gleichsam der Gesamtpersönlichkeit. Man ist ja gewissermafsen schon auf diesem Wege, indem man ein recht lautes Sprechen fordert, ja nicht selten ein Schreien. Aber Schreien ist, abgesehen davon, dafs es die Modulation verschlechtert, ganz wohl vereinbar mit der nachlässigsten Artikulation!

Jene erhöhte Belebung wird nun auch ein zweites leisten können und ist auch um seinetwillen nötig. Wie der Lautbestand der Worte voll zur Geltung kommen soll, so auch ihr Klanggehalt. Was von Klang in dem edel gesprochenen Worte enthalten ist, soll erscheinen. Die Organe sind sehr ungleich; aber es ist doch nicht so, dafs nur ein bevorzugtes Organ gut genug wäre, rechte Wirkung hervorzubringen; auch das unbedeutendere kann meist zu wohlbefriedigender Leistung gebracht werden durch den Willen. Das gewöhnliche, nicht vom Willen kontrollierte Sprechen zeigt oft wenig Klang und viel blofses Geräusch. Neben einer mäfsigen Verstärkung der Stimme ist im allgemeinen eine gewisse Tonerhöhung, eine Höhe etwas über der Mittellage Mittel zum Klange. Und diese Erhöhung kann jede Stimme bequem leisten, obwohl sich viele dessen gar nicht bewufst sind, dafs die menschliche Stimme auch beim Sprechen nach der Höhe wie Tiefe hin von ihrer gewöhnlichen Lage abweichen kann.

Diese Fähigkeit der Tonhöhe ist aber weiterhin das erste Hauptmittel zum eigentlichen Deklamieren, zum kunstmäfsig ausdrucksvollen Vortrag. Das soeben Gesagte galt nur von der grundsätzlich zu wählenden Tonhöhe; von da aus geschieht dann der Wechsel, das Steigen oder Sinken im einzelnen. Nicht in den fest bestimmten Abstufungen der Musik erfolgt dasselbe, sondern in freien, vom Redenden selbst gewählten. Bei der unbegrenzten Fülle der Möglichkeiten verfügt er hier über einen unerschöpflichen Schatz. Der Deklamierende verfügt darüber, aber er hat darum doch hauszuhalten. Er fährt nicht grundlos hin und her er nimmt sich in besonnene Zucht, aber er wechselt doch vol als bei gewöhnlichem Sprechen, es entsteht gleichsam eine Wellenlinie mit stärkeren Kurven. Man nähert sich damit etwas dem Gesang, was freilich wiederum dem Lernenden zunächst widerstrebt, aber doch mehr deshalb widerstrebt, weil die Freude

an schöner Modulation durch den reichlichen Buch- und Buchstabenunterricht verloren gegangen ist, als weil sie nicht im Keime vorhanden wäre — wie es das noch ungeschulte Kindesalter in erfreulichster Weise zeigt. Sich dem Gesange etwas nähern, ist ja nicht etwa sinnwidrig, denn Gesang und Rezitation sind doch von Hause aus nicht zwei, sondern eins. Auch heifst das ja keineswegs in das verpönte sogenannte Singen verfallen. Denn dieser Ausdruck, der als Tadelsprädikat in verschiedener Weise angewandt wird (so auf die auffallenden Satzmelodieen fremder Mundarten, wobei denn viel unbegründetes gegenseitiges Anklagen und Verspotten stattfindet), bedeutet hier doch wohl ein unterscheidungsloses Hineintragen einer gewissen Art von eintönig-süfslicher Melodie in alles, was Poesie heifst und als solche erscheinen soll: eine Verirrung, die übrigens nicht grade in der Knabenwelt ihre Hauptstätte hat. Diese bietet dafür ihrer Natur nach die entgegengesetzte Schwierigkeit, die der Unbiegsamkeit, der Spröde.

Auch selbst in Beziehung auf die Tonstärke und den mit ihr vorzunehmenden Wechsel macht sich diese Sprödigkeit fühlbar. Doch sei auf dieses Gebiet für jetzt nicht weiter eingegangen, und nur das Eine gesagt, dafs auch hier im Wechsel Mafs gehalten und namentlich nicht der Knabe gezwungen werden mufs, Kontraste und Wirkungen hervorzubringen, wie sie nur dem Manne nicht unnatürlich und nur bei ihm vielleicht wahr sind, bei jenem nicht. Denn die zarte Linie, welche den blofs geläuterten und veredelten Empfindungsausdruck von dem gemachten und unwahren scheidet, im Auge zu behalten, ist höhere Pflicht.

Nur schwer, nur sehr umständlich und notdürftig liefsen sich hier für das Gesagte Beispiele geben; hier versagt die Schrift ihren Dienst, und das ist auch ein Grund, weshalb so wenig klare, zureichende, übereinstimmende Anschauungen über dieses ganze Gebiet Gemeingut der Gebildeten sind. Die Verbreitung einer Erkenntnis und eines Könnens von Mund zu Ohr und von Ohr zu Mund geht mit einer Langsamkeit, mit der wir sonst wenig mehr zu rechnen haben. Um so mehr aber soll die Schule über diese Fragen sich selbst klar werden und entsprechend einwirken.

Noch in einem weiteren Punkte hat die Deklamation sich grundsätzlich von gewöhnlicher Rede zu entfernen, und wieder läfst sich dafs auf einen kurzen Ausdruck bringen. Ich meine — der musikalische Kunstausdruck mufs übernommen werden — das Tempo. Unsere Regel lautet hier: wie die Artikulation sauberer und energischer, die Stimme klingender, der Tonwechsel voller, so soll das Tempo durchweg gehaltener sein als in der gewöhnlichen Rede. So ungleich freilich auch hinsichtlich der Schnelligkeit das Sprechen der Individuen ist, so ist im ganzen doch gewöhnliche Rede flüchtige Rede, die oft mehr erraten als vernommen wird, die sich nur stellenweise verlangsamt, namentlich wenn etwas nicht verloren gehen soll, während von dem Meisten getrost ein Teil verloren gehen kann. Von dem Gedichte, das überhaupt als solches gelungen ist, und mit anderen haben wir es ja nicht zu thun, von dem alles Einzelste in der harmonievollen Seele des Dichters abgewogen ist, hat nichts verloren zu gehen, nichts nur flüchtig angedeutet vorüberzurauschen, soll nichts blofs erraten, sondern alles wirklich und voll vernommen werden. Zu vertiefter Empfindung gehört gehaltener Ausdruck. Und während das Tempo der gewöhnlichen Rede ferner willkürlich und ungleich ist, mufs es für die Dichtung in so feste Zucht genommen werden, dafs auch ein Vers, der nach seinem Gehalte an Lauten, Worten und Sinn zu verflüchtigendem Vortrag verführen will, die ihm als Vers nun einmal gebührende Zeitdauer erhält, damit der harmonische Eindruck nicht gestört werde. Zum Beispiel ist in den Versgruppen: „Doch aller Glocken Krone, Die er gegossen hat“ oder: „Und kühn in Gottes Namen sprang Er in den nächsten Fischerkahn“ jedesmal der zweite Vers ein solcher, der namentlich durch die Schwäche der Neben-Hebungen zu jener zeitlichen Verflüchtigung und rhythmischen Störung leicht verführt, aber nicht verführen soll. — Übrigens ist ein gelegentlich absichtliches Beschleunigen oder Verlangsamen des Tempo, obwohl es vielleicht einer verfeinerten Kunstsphäre anzugehören scheint, doch selbst für die Deklamationen der mittleren oder unteren Schülerklassen, womit wir uns wesentlich beschäftigen, nicht zu viel verlangt. Natürlich nicht, dafs es von selbst gefunden und geübt werde, aber es kann vorgemacht werden, und wird von den Empfänglichen gerne aufgefafst und nachgeahmt,

wie alles, was dem Gedichte echtes Leben giebt. Im „Glück von Edenhall" soll z. B. der Vers „Springt das Gewölb mit jähem Knall" rasch abstofsend, in „Des Sängers Fluch" die Schlufsworte „Das ist des Sängers Fluch" zögernd gesprochen werden. Gewissermafsen kommen wir unten auf diesen Punkt zurück.

Wir haben mit dem Obigen zugleich schon auf ein neues Gebiet hinübergeblickt, das des Rhythmus. Hier nun sind wir nicht mehr in der Lage, selbst wählen und hineintragen zu müssen: diese wesentlichste aller Eigentümlichkeiten unserer poetischen Rede, das Zeit- oder Gewichtsverhältnis der Silben untereinander, ist mit dieser selbst gegeben. Aber wir müssen sie richtig behandeln. Einer ganz naiven Entwicklungsstufe genügt der starre, eintönige Rhythmus, ihn zu gewahren giebt Befriedigung, ihn recht fühlbar hervortreten zu lassen scheint Bedürfnis. Es mag bei dem Heldengesang unserer Vorväter nicht viel anders gewesen sein, wuchtig schlugen wohl die „Hebungen" ans Ohr. Heute verpönen wir solche elementare Rhythmik mit der Bezeichnung „leiern"; aber so sehr sie den Gebildeten abstöfst, das jugendliche Alter ist nicht ohne Mühsal über diese Stufe zu erheben. Und freilich, der Massen-Unterricht ist leider ein nur zu günstiger Boden für das Wuchern der roheren Überlieferung. Um so ernstlicher aber mufs die Aufgabe angefafst werden, und die Empfänglichkeit für edlere Rhythmik ist denn doch vorhanden; gutes Vorbild wird sie nähren.

In welchem Mafse, in welcher Stärke soll denn der Vers-Rhythmus überhaupt durchklingen, nämlich durch den ungeregelten natürlichen Rhythmus der Rede? Zwischen der kläglichen Recitation des Leierns, des starken und unterscheidungslosen Ausdrucks der Hebungen auf Kosten von Sinngewicht und Satzaccent einerseits, und andrerseits der vom rhythmischen Schema fast ganz emanzipierten Art wie z. B. Schauspieler im versifizierten Lustspiel die Dichtersprache geben, liegt ja eine Reihe von Zwischenstufen. Der Rezitationskünstler wird seinen Standort auf ästhetisch fein erwogener Linie nehmen und nach Beschaffenheit des Stückes und der Stelle wechseln. Wie viel aber ist für die Schule zu fordern? Man geht wohl auch hier im Gegensatz gegen die falsche Herrschaft des Rhythmus so weit, sich dem Sprechen der Verse als Prosa möglichst zu nähern. Sehr mit Unrecht, und

auch sehr gegen das Gefühl der Jugend!*) Worauf es hier vor allem ankommt, das ist, dafs verschiedene Grade der Hebungen unterschieden, dafs die Haupthebungen vor den anderen ausgezeichnet werden. So elementar diese Forderung ist, so wenig pflegt sie doch von selbst erfüllt zu werden. Hier mufs zur Überwindung der Unbefangenheit oder der Gedankenlosigkeit planmäfsig erzogen werden, hier wird sinnige Betrachtung des Textes nötig, hier verbindet sich zuerst ein logisches Moment mit der Deklamations-Aufgabe. Man kann das Erkennen der Haupthebungen anfangs sogar durch mehr äufsere Regeln fördern; so haben die meisten fünfaktigen Jamben zwei Haupthebungen; die dreiaktigen Verse z. B. in W. Müllers „Glockengufs zu Breslau" haben durchweg eine, und diese sicher zu finden ist dem Knaben, für dessen Stufe das Gedicht inhaltlich pafst, eine gewisse Aufgabe; aber auch in so langen Versen wie bei Platens „Harmosan" gilt es oft nur zwei Haupthebungen hervortreten zu lassen. („Es plündert Moslemínenhand das schätzereiche **Ktésiphon**". „Ward ein **Satráp** vor ihn geführt, er hiefs mit Namen **Hármosan**".) Die Nebenhebungen dann bewufst zu dem ihnen gebührenden Mafse von Stärke kommen zu lassen, ist weitere Aufgabe. Damit ist denn nicht nur dem Ohre die Genugthuung des Wechsels innerhalb des Konstanten gegeben, sondern es ist auch ein wesentlicher Schritt zur Natürlichkeit, oder vielmehr zur Vermittlung des Natürlichen mit dem Künstlichen gethan. Jener Wechsel aber erscheint nicht etwa blofs darin, dafs in einem Verse stark gehobene, schwach gehobene und nicht gehobene Silben sich ablösen, sondern namentlich auch darin, dafs die sich folgenden Verse jeder innerhalb des festen rhythmischen Schemas doch einen eigenen Charakter erhalten, wozu denn etwa der Wechsel der Cäsurstellen noch hinzukommt. (Auf jener Thatsache und ihrem Reize beruht, nebenbei gesagt, ja auch die Anmut des heroischen Verses der Franzosen, der dem unzulänglichen Beurteiler des Gedruckten so steif zu erscheinen pflegt.)

*) Es macht freilich einen Unterschied, mit welchem Texte man es zu thun hat. Aber selbst die Herderschen Legenden — die übrigens für Vorgerücktere eine ganz vorzügliche Schule bilden — dürfen nicht, wie leicht geschieht, in eine Art blofser rhythmischer Prosa aufgelöst werden. — Auch die Bemerkung sei hier noch angefügt, dafs besonders kurze Verse leicht zum Leiern verführen, wie besonders lange leicht zu eintönigem Pathos.

Noch aber würden wir vielfach aus der Stümperei, aus Willkür und Manier*) nicht herauskommen, wenn wir nicht zugleich ein anderes lehrten, was wiederum die natüliche Rede von selbst leistet, was aber dem zum Leiern disponierten Schüler nicht in den Sinn kommt. Dies ist die Verteilung oder Bewahrung einer Hebung über zwei (oder mehr) Silben oder auch über die Tonsilben von zwei (selten auch mehr) Worten. Es giebt eben viele Fälle, in denen die Hebung durchaus über einer Silben- oder Wortgruppe schweben mufs, weil nur so der zu hebende Begriff zum Ausdruck kommt. (Nach einem Ausdruck bei Palleske bildet die betreffende Gruppe dann eine „Toneinheit“.) Man nehme als Beispiele aus bekannten Gedichten: „**Ein-stürmt** der Feind“ (Glück von Edenhall), „**Auf-bäumt** das Rofs“ (Kampf mit dem Drachen), „**Weit-glänzt** es über die Lande (Sängers Fluch), „**Manch-Lied** von tapfrer Männer Wehr“ (Schönster Tod, von Wolfg. Müller); „Und **purpurn Licht** wird überall“ (Glück von Edenhall). Die gleiche Praxis wird dann mitunter durch das Auseinanderfallen der Wort- und der Vershebung erfordert, wie im Harmosan: „**Ab-wägend** dein Geschick und meins“, und so bekanntlich oft.

Aber es kommt ja nicht selten auch zu wirklicher Umkehrung des Rhythmus, namentlich des jambischen in den trochäischen. Wie diese Umkehrung namentlich im Anfang des Shakespeareschen Blankverses, auch nach der Cäsur in demselben, ziemlich häufig ist, wie sie in der ganzen südwestromanischen Poesie eine grofse Rolle spielt, so wird sie ja auch von unseren Dichtern nicht gradezu gemieden. Dafs da nicht etwa der Regelmäfsigkeit

*) Da hier auf Willkür und Manier die Rede kommt, so sei nicht verschwiegen, dafs diese beiden nahe verwandten Mächte gegenwärtig auch bei der Schuldeklamation einen weitverbreiteten, unglückseligen Einflufs üben. Die Rezitation vollzieht sich vielfach gleichsam nach einem Rezepte, das etwa anhebt: Man nehme ein beliebiges Gedicht, betone darin jedes „nicht“ oder „kein“ mit grofser Vehemenz, betone desgleichen und spreche mit einem bestimmten singenden Verweilen jedes (Nachsatz einleitende) „da“, jedes hinweisende „so“, jedes steigernde „zu“, setze diese grellen Lichter mit besonderer Energie dann auf, wenn sie bei rhetorischer Parallelität der Wortgruppen zweimal oder öfter wiederkehren, und im übrigen spreche man das Gedicht nach Belieben. Über dieses Verfahren noch ein urteilendes Wort zu verlieren, hiefse dem Standpunkt zu viel Ehre authun. Aber noch einmal: so schreiendes Unrecht gegen die zur Empfindung jedes Schönen zu erziehende Jugend er bedeutet, so häufig ist er doch anzutreffen.

des Rhythmus zuliebe der natürliche Wortaccent verkehrt werden, also nicht „Manchém Gespénst begegnet er“ gesagt werden darf, versteht sich ja, mufs übrigens bei Knaben doch ausdrücklich bekämpft werden. Ein über beiden Silben schwebender Ton bildet auch hier das gewöhnliche Auskunftsmittel. Aber man halte die Augen dafür offen, ob nicht die örtliche Durchbrechung des regelmäfsigen Rhythmus geradezu dem Sinne der Dichtung dient, und vom Dichter, wenn auch nicht ausgeklügelt, doch so gedacht und empfunden, also gewissermafsen gewollt ist. Und das wird sich denn in den meisten Fällen als das Wirkliche erweisen. So in dem eben berührten Grafen Richard Ohnefurcht: „Da sah er das Gespenst **aufstehn**“. Oder im Glück von Edenhall: „**Springt** das Ge**wölb** mit jähem Knall“. Freilich ist hier der trochäische Verseingang nicht so unmittelbar gegeben, dafs ein trivialer Rezitator nicht einfach sprechen könnte: „Springt **das** Ge**wölb** etc.“ Aber wenn nicht der unmittelbare Wortaccent, so fordert der Satzaccent, der Vortrag jene rhythmische Verschiebung, es mufs der „rhetorische Trochäus“ beobachtet werden.

Das Gesagte galt dem Rhythmus als Gewichtsverhältnis der Silben. Sofern derselbe nun andrerseits ein Zeitverhältnis der Silben bedeutet (welcher Charakter ihm im Deutschen trotz der tiefen Verschiedenheit von griechisch-lateinischer Poesie doch nicht grade fehlt), hat der Sprechende ja im allgemeinen nur dem Gebilde des Dichters zu folgen, gleichsam an ihm hinzugleiten. Doch kommen auch hier Fälle vor, wo ein Konflikt erwächst und damit eine Aufgabe. In Schillers Versen „Mit der furchtbaren Stärke gerüstet“ oder „Und das ermüdende Gleichmafs der Tage“ kommt der zweiten Silbe von „furchtbaren“ und von „Gleichmafs“ bei dem daktylischen Rhythmus nur das Zeitmafs einer „Kürze“ zu; die normale Wortaussprache erfordert in diesen beiden Fällen, und besonders in „Gleichmafs“ zweifellos „Längen“. Was ist zu thun? Die Antwort lautet: Liegt wirklich eine Unvollkommenheit des Versbaus vor, so ist der Konflikt zu verdecken und solchen Silben ein gewisses Mittelmafs von Dauer zuzuwenden. Ist aber die Unregelmäfsigkeit vielleicht gradezu Mittel einer besonderen Kunstwirkung, so komme sie voll zu ihrem Ausdruck. Und so ist es zweifellos in den beiden obigen Versen Schillers, so wird es in den meisten der-

artigen Fällen sein. Dafs der Gesamtrhythmus des Verses durch solche (selbst absichtlich verstärkte) Dehnung gestört werde, ist ja nicht der Fall; die nächste Silbe läfst sich um so viel flüchtiger sprechen, so dafs also ungefähr ein ♩♪.𝅘𝅥𝅯 statt ♩♪♪ entsteht.

Derartige Störungen des regelmäfsigen Rhythmus sind gewissermafsen ein *Recht des Geistigen über das Sinnliche.* Unterbrechung oder Auflösung dieser Regelmäfsigkeit ist ferner auch wünschenswert da, wo ein weitgehender Parallelismus der Worte zur *Eintönigkeit* Veranlassung geben will. Rhetorisch ist es, in solchen Fällen das Gewicht des Tones immer recht regelmäfsig auf die gleiche Stelle fallen zu lassen, gewissermafsen durch ein gleichmäfsig sich erneuerndes Heranwogen des starken Tones Ohr und Seele des Hörers zu packen. *Rhetorisch, aber nicht dichterisch!* Von der zarten Sphäre der Dichtung aus betrachtet, ist jenes Kunstmittel zu plump. So wird denn also in die Uhlandschen Verse „Denn was er sinnt, ist Schrecken, und was er blickt, ist Wut, Und was er spricht, ist Geifsel, und was er schreibt, ist Blut“ *eine gewisse absichtliche Ungleichmäfsigkeit der Betonung* gebracht werden, natürlich zugleich mit Zuhilfenahme verschiedenartiger Tonhöhe, etwa so, dafs Steigerung der Stärke, des Tempo und der Höhe stattfindet bis „Geifsel“, und dann mit Abschwächung, Verzögerung und Senkung der dumpfe Schlufs. Ähnliche Verpflichtung erwächst bei Rückert: „Der Mann in Angst und Furcht und Not, Umstellt, umlagert und umdroht“. Oder bei Goethe: „Der König sprach's, der Page lief, Der Knabe kam, der König rief“, wo übrigens auch das Kunstmittel der Pause (nach „lief“) eintreten mufs, auf das wir nachher kommen. Selbst im Kleinen sollte die rhetorische Eintönigkeit vermieden werden, und im Schenk von Limburg ist nicht zu sprechen: „**Kein Sturm** und auch **kein Regen**“, sondern „**Kein Sturm** und auch kein **Regen**“, also das erstere mit zweifacher oder angehaltener kräftiger Hebung, dann die Worte „und auch kein“ flüchtig. Oder wenn es in „Schönster Tod“ von Wolfgang Müller heifst „Manch Lied von tapfrer Männer Wehr, Manch Lied von echter Lieb und Treu“, so hat das erstemal „Manch Lied“ eine starke, auf den beiden Worten ruhende Hebung zu erhalten, das zweite Mal ist es tiefer und schwächer zu sprechen und rascher zu den Worten „Lieb und Treu“ hinzueilen, die ihrerseits voll

ausklingen sollen. Ganz und gar ins Rhetorische würden wir sinken, wenn wir Geroks Gedicht „Wie Kaiser Karl in Büchern las“ schliefsen wollten: „Noch lebt der grofse Kaiser Karl im deutschen Lied und Wort, So lang die deutsche Zunge klingt, bei seinen Deutschen fort“. Freilich ist das „deutsch“ jedesmal wesentlich: aber nicht alles, was wesentlich ist, was zum Sinn nicht fehlen dürfte, mufs darum noch durch den Ton hervorgehoben werden; genug, dafs es dasteht und dafs es voll und deutlich gesprochen wird! (Dies gilt auch sehr von den Verneinungswörtern, auf welche vorher in der Anmerkung die Rede kam.)

Eine fernere Vervollkommnung im Sinne verständiger Sinnesberücksichtigung hat die Deklamation auch schon der einfachen Schuldichtungen zu erfahren durch Beobachtung angemessener Pausen. Der natürliche Mensch im Schüler macht, sofern sein Gedicht strophisch ist, nach jeder Strophe eine gewisse, an sich möglichst kurze Pause, dies übrigens, wenn das Gedicht auswendig gelernt ist, schon nicht so sehr in der Absicht eines plastischen Abhebens der Teile, als weil es ihn hier ein gewisses Besinnen kostet, und je nach seiner Beherrschung des Gedächnisstoffes wird die Pause denn auch kürzer oder länger. Dem gegenüber haben wir zunächst eine Einteilung hervorgehn zu lassen, welche der inhaltlichen Entwicklung des Gedichts gerecht wird, und offenbar fällt auch hier das Interesse des Verständnisses, das logische Interesse mit dem ästhetisch-deklamatorischen zusammen. Das Ende der Teile ist durch gröfsere Pausen fühlbar zu machen. Ist das Gedicht unstrophisch, etwa in 4taktigen Reimpaaren, wie Graf Richard Ohnefurcht, Schwäbische Kunde, Wikher, so fällt das Ende eines sachlichen Teiles nicht selten mitten in ein Reimpaar, was uns um so weniger beirren darf, als es ja seit alters gradezu ein Kunstmittel der Dichter ist. Dafs vielfach auch inmitten einer Strophe ein verhältnismäfsig tiefer Einschnitt liegt und beim Sprechen zum Ausdruck kommen mufs, dafs auch selbst inmitten eines Verses ein erheblicher Ruhepunkt inhaltlich geboten sein kann, das und ähnliches ist zwar für den gereiften Vorleser selbstverständlich, es handelt sich aber darum, dafs es auch für den Unterricht als Aufgabe ausdrücklich anerkannt und mit Plan und Ernst geleistet werde.

Wie auf das angemessene Pausieren selbst, so mufs dann die Aufmerksamkeit zugleich gelenkt werden auf angemessenes Unterlassen der Pausen da, wo nur der Strophenabschlufs dafür, der Sinnzusammenhang aber dagegen spricht. Also z. B. im „Glockengufs zu Breslau“ zwischen Strophe 15 und 16: „. . es reifst . . Der jähe Zorn ihn fort. Er stöfst sein scharfes Messer Dem Knaben in die Brust“ etc. (Nachher aber ausdrücklich Pause vor: „Doch sieh, der Gufs ist fertig“ etc.) Ein solches möglichst ununterbrochenes Verbinden kann natürlich auch über die einfache Versgrenze hinaus angezeigt sein, wie z. B. im Glück von Edenhall: „Und als das Trinkglas gellend springt, Springt das Gewölb“ etc., wo das zweite „springt“ unter sehr verstärktem Tone dem ersteren unmittelbar zu folgen hat, um das Zusammentreffen des furchtbaren Gerichts mit der frivolen Handlung zum Ausdruck zu bringen. Dem gegenüber ist freilich oft darauf zu dringen, dafs die Versgrenze nicht gradezu verwischt werde, auch wo der Satz dazu leicht veranlassen kann. Schon oben ward der Stelle gedacht: „Und kühn in Gottes Namen sprang Er in den nächsten Fischerkahn“, wo durch ein (oft anzutreffendes) rasches Zusammensprechen von „sprang er“ die rhythmische Harmonie durchaus vernichtet wird. Ebenso mag im Eingang der Wandelnden Glocke „Es war ein Kind, das wollte nie Zur Kirche sich bequemen“ die Pause nach „Kind“, also im ersten Verse, gröfser sein als am Schlusse desselben nach „nie“, aber die letztere darf nicht ganz fehlen. Damit entfernen wir uns auch gar nicht vom natürlichen Sprechen, denn die Pausen des Sprechenden, des Erzählenden fallen ja mit den unter dem Gesichtspunkt grammatischer Zusammengehörigkeit gewonnenen keineswegs zusammen, sondern bilden sich nach psychologischen Gesetzen, namentlich der Zusammengehörigkeit der Vorstellungen und der Spannung derselben gegen einander.

Und hiermit sei zu einer zweiten Art der Pausen übergegangen, nämlich denjenigen, welche einer gewissen Spannung zu dienen haben. Natürlich ist dergleichen zu fein, um von dem Schüler selbst getroffen zu werden, aber der Lehrer kann dazu hinführen, und es wird den Reiz erhöhen und gern beobachtet werden. So sei in Graf Richard Ohnefurcht eine kleine Pause in dem Verse „Woselbst er — einen Leichnam fand“, um dem Ent-

setzlichen des plötzlichen Antreffens eine gewisse Folie zu geben, oder um gleichsam das natürliche Stutzen und momentane Entsetzen anzudeuten. Ebenso sei eine Pause in Höltys „Feuer im Walde“ vor der Frage: „Wer bist du, guter alter Mann?“ Denn vorher beschauen die Knaben natürlich den Invaliden, und dann erst rücken sie mit dieser Frage heraus. Desgleichen im Glück von Edenhall vor „Die Gäste sind zerstoben all“, denn nach dem plötzlichen und erschütternden Vorgang, Springen des Gewölbes, Einbruch des Feindes, Brand, Tod des jungen Lord, schaut man sich gleichsam um und wird gewahr, daſs das Haus leer geworden ist; es heiſst ja auch: die Gäste sind zerstoben, das Zerstieben selbst liegt dazwischen. In demselben Gedicht sei Pause nach den Worten „Mit Händezittern gieſst der Greis“ und vor den Worten „Und purpurn Licht wird überall“: eine überraschende, wunderbare Wirkung des Eingieſsens in dieses Glas, die nicht bloſs so mit in den Kauf gehn soll. Ähnlich in Des Sängers Fluch vor „Draus statt der goldnen Lieder ein Blutstrom hoch aufspringt!“ In „Bertran de Born“ tritt natürlich eine erhebliche Pause ein vor den Worten des Königs: „Kamst du, der mit Schwert und Liedern etc.“: denn der König weidet sich offenbar am Anblick des Gefangenen, ehe er zu den hohnvollen Worten den Mund öffnet. Ebendaselbst sei Pause vor der Stelle: „Jenem Todespfeil entgegen, der ihn traf vor Monforts Thor“: denn die ganze Gröſse des Übergangs von dem stolzen Auszug mit vorgetragenem Banner zu der plötzlichen Katastrophe soll fühlbar werden. Im Getreuen Eckart ergiebt sich eine Pause in dem Verse „Doch siehe, man kostet — — ein herrliches Bier!“ Es wird gleichsam die Spanne Zeit des Kostens bis zum Ausruf abgewartet. In demselben Gedichte später: „Sie stammeln und stottern und — — schwatzen zuletzt“; denn so paſst der Vortrag zu dem Vorgang, und das ist nicht Klügelei und Künstelei, sondern just so wie ein Erzählender dergleichen zu erzählen pflegt, ohne daſs er sich künstlerischer Berechnung bewuſst ist. Auch dies denn also wird dazu beitragen, daſs das Gedicht lebe, daſs es aus seinem bloſsen Buchstabendasein herauswachse!

Minder interessant, aber doch auch beachtenswert und nötig sind endlich die kleinen Pausen, welche zur ruhigen Orientierung des Hörers bedurft werden. Dieselben sind von zweierlei

Art: entweder soll trügerische Zusammengehörigkeit aufgehoben, falscher Verbindung vorgebeugt werden, oder es sollen die einzelnen Momente eines Bildes in ruhigem Nacheinander zu klarer Aufnahme dargeboten werden. Von der ersteren Art ist es, wenn im Eingang von Wikher (von Wolfg. Müller) gelesen wird: „Fern von des Rheines Heimatstrand Zog ins gelobte, heil'ge Land Mit Gottfried Bouillon — schlecht und recht Wikher, ein deutscher Landesknecht." Denn nicht zu Gottfried Bouillon soll das „schlecht und recht" gehören, sondern zu „Wikher", das folgt, und zu „zog", das vorhergeht. Oder wenn wir im Anfang des „Riesenspielzeugs" sprechen: „Burg Niedeck ist — im Elsafs — der Sage wohl bekannt"; denn Chamisso will doch wohl nicht sagen, dafs die Burg der elsässischen Sage bekannt sei, sondern dafs die im Elsafs liegende Burg N. sagenberühmt sei; es liegt also eine kleine Freiheit der Wortstellung vor, die durch jene zwei kleinen Pausen ausgeglichen wird. Ebenso, wenn wir in Rückerts „Leben und Tod" sprechen: „Das Tier — mit grimmigen Gebärden Urplötzlich anfing scheu zu werden"; denn „mit grimmigen Gebärden" gehört zur Handlung, nicht zum Subjekt. — Die zweite Art dieser Orientierungspausen wäre vertreten durch die Eingänge etwa von Bertran de Born, von der Kaiserwahl, von Des Sängers Fluch. Wir sprechen sie: „Droben — auf dem schroffen Steine — Raucht in Trümmern Autafort." „Zu Aachen — in seiner Kaiserpracht — im altertümlichen Saale — safs König Rudolfs heilige Macht" u. s. w. Es werden hier, um Obengesagtes zu wiederholen, die einzelnen Momente der Situation ruhig neben oder nacheinander dem Hörer dargeboten, die Zusammengehörigkeit ist nicht just die, welche die Wortgruppenfolge ergeben würde; so gehört im zweiten Beispiel „im altertümlichen Saale" näher zu „Aachen", „in seiner Kaiserpracht" näher zu „König Rudolfs heilige Macht".

Wenn hiermit eine ganze Reihe von Pausen, des Abschlusses und Einschnitts, der Spannung, der Orientierung, und zwar in mancherlei Spielarten zur Sprache kommen, so braucht nicht noch gesagt zu werden, dafs die einzelnen von sehr verschiedener Dauer sein müssen. Mit einem derartigen Mangel an Takt, der das nicht selber unterschiede, wäre überhaupt nicht zu verhandeln.

Vielleicht bedeutet alles bisher Dargelegte nicht mehr als den Deckfaden des Gewebes, und damit es zum wirklichen und wo möglich zum schönen Gewebe werde, muſs nun der bunte, wechselreiche Einschlag erfolgen; es muſs der jedesmalige Text richtig empfunden werden und die Sachempfindung aus der Vortragsweise heraustönen. Das nun läſst sich seinem besten Teile nach schwerlich unter geschriebene Normen bringen. Aber einiges läſst sich immerhin bestimmen, und es wird zugleich auf weitere Aufgaben hindeuten.

Zuerst etwas ganz Bescheidenes. Es wurde vorher darauf hingewiesen, wie der unbefangene Erzähler denn wirklich zu erzählen pflege. Daſs wir bei erzählenden Gedichten davon als Norm ausgehen oder dazu als einer Norm zurückstreben müssen, wird, so selbstverständlich es sein sollte, oft vergessen. Es wird aber gradezu für den Lehrer wie die Schüler ein wertvolles Mittel sein, sich einmal den natürlichen Erzählungston durch Wiedergabe des Inhalts in einfacher mündlicher Prosa zu vergegenwärtigen.*) Wie erzählt man denn? „Es war einmal ein Kind — das wollte nie in die Kirche gehen — und wenn Sonntag war — fand es stets ein Mittel — um ins Feld zu kommen — Da sprach die Mutter des Kindes" u. s. w. Oder: „Mit Gottfried von Bouillon zog ins gelobte Land, weit weg von seiner Heimat am Rhein, auch ein deutscher Landesknecht, schlecht und recht, namens Wikher". Ist dieser Satz in natürlicher Betonung gesprochen worden, dann ist die Übertragung der einzelnen Hebungen auf die so ganz anders aufgereihten Wortgruppen in dem Gedichte nicht schwer, dann werden Rhein, Heimatstrand, heil'ge Land, Gottfried Bouillon, deutscher Landesknecht, jedes zu seiner rechten Geltung und Betonung, auch zu einer ihm angemessenen Tonhöhe kommen, und über alle wird sich, obwohl erst im vierten Verse eingeführt, „Wikher" erheben, der Name des Helden, von dem das Gedicht handeln soll.

*) Wie man sieht, beschränkt sich unsere Besprechung überhaupt durchaus auf einfachere epische Gedichte. Denn natürlich, Ungeeignetes zum Deklamieren zu wählen, heiſst von vorne herein Vermögen und Lust verderben. Manches Vorzügliche eignet sich darum noch keineswegs für Schülerrecitation, selbst wenn es so herkömmlich dazu benutzt wird wie „Der Alpenjäger" oder „Der Erlkönig" oder auch „Der Fischer".

(Kleine Pausen vor und nach diesem Namen werden denselben als solchen noch deutlicher hervortreten lassen.) Man versuche dies nur an einem ganzen erzählenden Gedichte, es wird seinen Dienst thun, es wird manche schiefe Neigung, die sich mit dem Verse fast von selbst einstellt, korrigieren. Dabei mufs mitunter auch das grammatische Verhältnis der Sätze oder Wörter vorher ausdrücklich klar erkannt werden. In „Seydlitz“ von Th. Fontane heifst es z. B.: „Er reitet auf und nieder Und blickt so lustig drein, Da wissen's alle Glieder: Heut wird ein Tanzen sein“. Man könnte das umsetzen in: Er blickte so lustig drein, dafs alle schon merken konnten, es würde heute einen besonderen Tag geben. Demgemäfs mufs bei „drein“ die Stimme in der Höhe bleiben, denn das Folgende ist, obwohl scheinbar selbständig nachfolgend, doch nur als Wirkung des Vorhergehenden zu verstehen. Dasselbe findet Anwendung auf die Stelle in Rückerts Leben und Tod: „Und that so ganz entsetzlich schnaufen, Der Führer vor ihm mufst' entlaufen“, und ebenso auf Uhlands: „ein Schlofs so hoch und hehr, Weit glänzt' es“ u. s. w.

Ohne grofse Schwierigkeit ist auch Knaben schon das Folgende abzugewinnen, wenngleich eine nüchterne Pedanterie es vielleicht für gekünstelt hält. Es haben sich — nicht mit Naturnotwendigkeit, denn sie sind in jeder Sprache anders, aber thatsächlich — für gewisse Äufserungen von bestimmtem Stimmungsinhalt bestimmte, dafs ich den Ausdruck gebrauche, Satzmelodieen gebildet, die uns als solche vertraut sind. Man vergegenwärtige sich, in welchem bestimmten, eigentümlichen Tone allerwärts eine Äufserung gethan wird wie: Das thut noch lange nicht jeder! Oder: Die Sache steht ja viel besser, als ich dachte! Oder: Hab' ich dich jetzt, du Taugenichts! Oder: Das war das eigentlich Schlimme an der Sache. Oder: O weh, jetzt geht es uns schlecht! Oder: Und wenn du mir tausend Thaler gäbst! Oder: Das kann ja ein andrer thun, das brauch' ich doch nicht! Jede dieser wohlbekannten Äufserungen hat ihren wohlbekannten Eigenton, und fast schon der Ton vermittelt die Empfindung. Was ist richtiger, als dafs, wo in der Dichtung Äufserungen dieses Gehaltes auftauchen, wir ihnen ihren charakteristischen Eigenton geben, oder vielmehr lassen? Und so sprechen wir denn ausdrücklich nach den oben angedeuteten „Melodieen“ z. B. den

Schlufsvers in Graf Richard Ohnefurcht: „Wohl mancher wär' nicht wieder kommen“; im Glockengufs zu Breslau: „Doch sieh, der Gufs ist fertig, Es fehlt kein Tropfen dran“; in Bertran de Born: „Kamst du, der mit Schwert und Liedern Aufruhr trug von Ort zu Ort“; ebendaselbst: „Das war seines Sterbens Qual“; im getreuen Eckart: „Wir kriegen nun Schelte und Streich' bis aufs Blut“; im Taucher (denn grade dieses Kabinetsstück für Deklamatoren wird so vielfach mit einem unangemessenen Pathos übergossen, es werden für verschiedene Stellen die Eigentöne herkömmlich versäumt): „Und wärfst du die Krone selber hinein“; und später: „So mögen die Ritter den Knappen beschämen“. Ins Triviale brauchen wir das Gedicht damit ja nicht herabzuziehen. Wie wenig aber dieses Natürliche dem aus seinem Buche lesenden und lernenden Schüler an sich nahe liegt, davon kann man sich jeden Augenblick überzeugen. Welcher Knabe wird nicht, wenn eine böse Katze ihn unvermutet ihre Krallen fühlen läfst, in einem ganz bestimmten Tone ausrufen: Ei du verfluchte Katze! Aber welcher Knabe andrerseits läfst den Wikher, als ihn unversehens das grofse gelbe Tier aus dem Walde her anfällt, wirklich just in jenem (erstaunt-ärgerlich-drohenden) Tone rufen: „Ei, verfluchte Katze“? Keiner thut das von selbst, aber mit Vergnügen wird es jeder frische Knabe thun, wenn man ihn darauf hinweist.

Dies müfste uns zur Anwendung des rechten Stimmungs- (oder Situations-) Tones in weiterem Sinne hinüberführen. Bleiben wir bei dem letztgenannten Gedichte. Etwas mifsmutig die Schilderung der palästinensischen Hitze und der drückenden Rüstung, dann phlegmatisch unbekümmert: „Die Hitze drückt zu sehr, Zur Nachtzeit hol' ich ein das Heer. Und legte sich in die hohe Heide; das Pferd erlabt sich auf der Weide“. Unruhiges, beschleunigtes Tempo: „Da störet ihn ein furchtbar Brüllen etc.“ In festem Tone dann die Bereitschaft des Knechtes zum Kampfe. Im Tone des Bangemachens: „Da sieht er weh'n die langen Mähnen, dazwischen den weiten Rachen gähnen“ etc., immer schneller, aufgeregter; ganz jäh dann: „Es springt an den Schild mit der Krallentatze“, und so fort. Das zu erlangen scheint vielleicht, wenn man's so liest, viel, ja zu viel, aber es sind im grunde lauter ganz einfache Dinge, für die nur der Sinn zu öffnen ist, und die bequem und gern geleistet werden. Entsprechend in Graf

Richard Ohnefurcht, im Tone des Unheimlichen, zuerst halblaut, dann entsetzt: „Da rührte hinter ihm im Gange — Der Leichnam sich auf dem Gestelle!“ Ebenso später: „Da sah er das Gespenst aufstehn, Sich drohend ihm entgegenrecken, Die Arme in die Weite strecken, Als wollt' es mit Gewalt ihn fassen! etc.“ Der Schlufs, von den auch noch aus der Kirche geholten Handschuhen, gleichmütig behaglich. Höhere und edlere Aufgaben, aber darum nicht zu hohe, bieten sich späterhin dar bei Gedichten wie Des Sängers Fluch, Das Glück von Edenhall, Betran de Born. Wiederholt eintretender vollständiger Wechsel des Tones ist in diesen drei Gedichten zweifellos Erfordernis. Im Glück von Edenhall die Rede des jungen Lord mit dem wachsenden Übermut und die ahnende Bangigkeit des alten Schenken, der steigende Vollklang des Kelchglases in Strophe 6, das plötzliche Springen des Glases, die jähe Kampf- und Mordscene, die Ruhe nach der Zerstörung: das alles in Tempo und Ton zum Ausdruck zu bringen ist nichts zu Schweres. So in Des Sängers Fluch nach der majestätischen Exposition (Str. 1. 2) der ruhig friedliche Ton der beginnenden Erzählung, später der jähe Übergang zum Wutausbruch des Königs u. s. f.; so in Bertran de Born die höhnische Rede des befriedigten Siegers, die resignierte und innerlich überlegene Ruhe des Besiegten, die verschiedenartigen Erinnerungsbilder, die in seinem Gesange aufleben, die tiefe Wirkung auf den König, der sich widerstrebend gefangen giebt, der erlösende Befehl: „Weg die Fesseln“, der weihevolle Schlufs.

Manche Recitationskünstler thun sich etwas Besonderes darauf zu gute, wenn sie in ihrem Vortrag gewisse vereinzelte Effekte aufsetzen. Dazu gehört das sogenannte Malen, das ja auch in der Musik seine (viel angestaunte, aber oft etwas fragwürdige) Rolle spielt. Wie jene überhaupt den Effekt suchen und durch starken Kontrast ihn finden, so heben sich bei ihnen dann wohl die gemalten Stellen als solche möglichst stark ab, um stark in die Sinne zu fallen. Dergleichen müssen wir verpönen, wir dürfen nicht Effekt suchen, wir könnten das, wo das Recitieren ein Stück edler Jugendbildung sein soll, nicht verantworten. Dieser Gesichtspunkt verwehrt uns aber doch nicht, auch die sinnlich lautliche Seite der Gedichte, soweit sie die Stimmung lebensvoll trägt, zu Recht und Geltung kom-

men zu lassen. In Wilhelm Müllers einfachem Glockenguſs zu Breslau ist z. B. der Vers: (Und seine Glocken klangen) „So voll so hell, so rein“ nicht zufällig das was er ist, sondern giebt gleichsam den Dreiklang wohltönender Glocken: da thun wir nur recht, wenn wir die Worte recht langsam, die Laute recht klar, die Vokale recht klangvoll, die *l*-Laute etwas nachklingend sprechen. (Natürlich darf dabei nicht die armselige, oben verurteilte Betonungs-Manier platzgreifen, wonach das Wörtchen „so“ jedesmal gewaltig gehoben wird!) In „Seydlitz“ von Fontane mag der Rhythmus von Anfang an etwas den Charakter eines Pferdegalopps annehmen, wie es die — recht empfundenen — Worte von selbst nahe legen. Auf das Glück von Edenhall kam auch nach dieser Seite hin schon oben einigemal die Rede; es sei aber noch daran erinnert, wie der Vers „Läſst schmettern Festdrommetenschall“, mit starker lautlicher Deutlichkeit und in strammem Fortschritt gesprochen, von selbst ein Bild der lärmenden Festmusik giebt; wie ferner das erste Erklingen des wunderbaren Trinkglases gleichsam wahrnehmbar wird in dem Lautgehalt des Verses: „Erst klingt es milde, tief und voll“, welcher Lautgehalt dann auch sorgfältig geschöpft werden muſs, und entsprechend weiter: „Dann wie des Waldstroms laut Geroll“; und endlich wie der das ganze Gedicht charakteristisch durchziehende Reimklang des *all* zu gebührender Geltung kommen muſs, nicht etwa durch unnatürliches Hervorstoſsen, aber durch sorgfältige Deutlichkeit. — Wie hier der Endreim, so ist es dann nicht selten die Allitteration, die gewürdigt sein will. Dieselbe spielt ja überhaupt auch in unserer neueren (und vielleicht in aller) Poesie eine gröſsere Rolle als dem nur zu einseitiger Empfänglichkeit gewöhnten Ohre bekannt zu sein pflegt. Schon in dem oft erwähnten schlichten „Glockenguſs“ ist nach dem „wogt und wallt und wirbelt und will entfesselt sein“ das „zischt“ und „zuckt“ und „zieht“ der folgenden Strophe (12) ja kein Zufall, sondern sinnvoll, und soll denn auch ins Ohr fallen.

Genug für jetzt. Aber ist nicht das alles dennoch überstiegen? Sollen damit die Knaben nicht doch zu schauspielerischen Künsten geführt werden? Und ist das wertvoll, ist es gesund? Nun, das Schauspielerische an sich wäre eine so edle

Kunst als eine andere. Aber daſs diese Bäume nicht in den Himmel wachsen, dafür ist durch die spröde Natur reichlich gesorgt. Und wäre alles, was im Obigen verlangt ist, voll erfüllt, wie weit stünde eine derartige Jugendleistung doch noch ab von der künstlerischen Leistung des Mannes, dessen Seele von so ganz anderen Gewichten bewegt wird, der das Echo der dichterischen Empfindung in seinem Innern hat, dessen Vortrag an die Herzen greift, weil ihm selbst das Herz ergriffen ist!

Indessen wäre auch unser Ziel etwas höher hingezeichnet als notwendig scheint, so braucht man deshalb doch wohl den Weg dazu nicht zu verschmähen. Vor allem aber verachte man das Ziel selbst nicht, und verschmähe es nicht, bewuſstes Bemühen daran zu setzen. Wie wenig leicht durchbricht der Geist des Schülers von selbst den Schleier der Buchstabenworte, der sich vor den wirklichen geistigen Inhalt legt! Und wie oft erscheint uns ein Gedicht erst viel später klar, natürlich, schön, wenn die Erinnerung an seine Behandlung in der Schule ganz überwunden ist! Die schlechte Recitation bleibt auf dem Wege von den Buchstaben zu dem Lebendigen in der Mitte stecken. Daſs der Lehrer sich auf die erklärende Behandlung eines Gedichtes ordentlich vorbereite, wird längst von ihm verlangt. Warum nicht auch auf diese Seite, auf die richtige Lebendigmachung? Sie schafft das Gedicht gleichsam nach, während die Erklärung es leicht zerpflückt. Am besten aber wachsen beide ineinander; hat doch die Frage nach richtiger Betonung oft genug grade die rechte Sinnesauffassung zur Voraussetzung. Ein Kommentar in diesem Sinne ist wohl nicht erschienen, aber er wäre denkbar und vielleicht heilsam. In dem Maſse, wie ein Gedicht zunächst für die Seele des Lehrers wirklich lebt, kann er es andern lebendig machen. Soll er es bedauern, wenn ihm auch eine derartige Rolle zufällt? Bedeutet das ganze Gebiet eine Art nebensächlichen Spiels? Meine Anschauung von den wahren Zielen der Jugendbildung ergiebt mir das Gegenteil, und vielleicht findet sie hier und da Freunde.*)

*) Ähnliche Forderungen werden erhoben und trefflich begründet in dem kürzlich (in gleichem Verlage wie Gegenwärtiges) erschienenen Buche von W. Parow „Der Vortrag von Gedichten als Bildungsmittel.“

Eigenart und Aufgaben des deutschen Unterrichts am Realgymnasium.*)

(Inhalt: I. Die äufsere Stellung des Deutschen am Realgymnasium. Stundenzahl. Umgebende Fächer.

II. Innere Eigentümlichkeit. Einwirkung der neueren Sprachen im Vergleich zu derjenigen der alten. Veränderte Grundlage der Poetik. Die Sonderaufgabe antiker Übersetzungslektüre. Rückwirkung der Umgebung auf die deutsche Litteraturgeschichte. Modifikationen in der deutschen Klassikerlektüre. Forderung moderner Prosalektüre. Eigenart des Betriebs der philosophischen Propädeutik.

III. Die notwendige Centralstellung des Deutschen im Unterricht des Realgymnasiums. Verwirklichung derselben durch Pflege der Beziehungen zu verschiedenen Unterrichtsgegenständen, namentlich beim Aufsatz.

IV. Wichtigkeit des Strebens nach mündlicher Beherrschung der Muttersprache. Der tote Buchstabe und das lebendige Wort.)

Die Stellung des deutschen Unterrichts ist an den verschiedenen höheren Schulkategorieen keine ganz gleiche. Selbst da, wo die Ziele und Wege verschiedenen Anstalten gleichlautend vorgeschrieben sind (und es ist fast durchaus so bei dem humanistischen und dem modernen Gymnasium), ist die Lage doch nicht gradezu gleichartig. Wie in anderen, so ist nun auch in dieser Frage das jüngere, das Real-Gymnasium in der öffentlichen Erörterung und auch in den Verordnungen mehr so obenhin mitbedacht worden, während bei der selbständigen Idee, die diese Anstalt zu verwirklichen hat, und ihrer vielfach abweichenden Gesamteinrichtung die Lage doch auch dieses Unterrichts nicht wirklich die gleiche ist und seine Aufgaben nicht ohne Besonderheit sind.

*) Abhandlung zum Programm des Realgymnasiums zu Barmen, Ostern 1886.

I.

Gegenüber den humanistischen haben die Reallehranstalten von je her dem deutschen Unterricht etwas breiteren Raum zugestanden; die einen mehr aus dem praktischen Gesichtspunkte der zu erzielenden Fertigkeit, die andern mehr aus demjenigen reichlicher sprachlicher Durchbildung und zum Teil als Ersatz für mindere fremdsprachliche Stunden. Auch das Realgymnasium, obwohl grundsätzlich hinlänglich von den sonstigen Reallehranstalten geschieden, bleibt diesem Standpunkt treu, auch hier tritt der deutsche Unterricht mit etwas stärkerer Stundenzahl auf als am Gymnasium. Dort, an dem letzteren, in 9 Klassen 21, hier 27, dort 6 Jahre hindurch, von V bis OII, nur 2, hier auch auf diesen Stufen wie auf allen 3 wöchentliche Stunden. Wer in der Praxis steht, weiſs, wie dieser Unterschied fühlbar ist; aber es ist damit die Lage noch nicht gekennzeichnet. Auf der der Muttersprache als solcher unmittelbar zugewiesenen Stundenzahl allein kann die Aufgabe der Ausbildung im Deutschen nicht ruhen; sehen wir uns deshalb um, wie der deutsche Unterricht umgeben, ergänzt und unterstützt wird.

Von drei verschiedenen Seiten kommt ihm diese Unterstützung, von jeder auf andere Weise. Eine eigenartige Hilfsgruppe bilden zunächst die fremden Sprachen, eine zweite die ethischen und allgemeinen Bildungsfächer Religion, Geschichte, Geographie, Naturgeschichte. Wie diese letztgenannten Fächer in unmittelbarer Weise dem Deutschen zu Hilfe kommen, ist auf den ersten Blick klar. Wofern nicht der bedauerliche Fehler gemacht wird, daſs man in diesen Stunden sich mit der Richtigkeit des Inhalts begnügt, statt die sprachliche Einkleidung treulich mit zu überwachen, so sind das nach ihrer formalen Seite, wenigstens in Unterklassen, fast gleichwertige deutsche Stunden. Fast gleichwertig, obwohl nicht gleichartig; denn wenn ihnen einerseits die planmäſsige Vorführung und durchdringende Behandlung des Sprachlichen als solchen abgeht, so findet in ihnen dagegen um so regelmäſsigere Übung auf beschränktem Stoffgebiete statt, wie sie im deutschen Unterricht selbst kaum hinreichend sich ermöglicht und doch zur Sprachbeherrschung unentbehrlich ist. Die Gesamtzahl der Stunden in diesen vier Fächern, weit gröſser als die im Deutschen selbst, beträgt hier — gegenüber 54 am Gymnasium — wöchentlich 61.

Doch es darf nicht geleugnet werden, daſs die erste der obengenannten Hilfsgruppen, durch die Sprachen gebildet, auch für das Deutsche bedeutungsvoller ist. Nur eben nicht so unmittelbar und nicht so sicher. Auf der einen Seite freilich wird tieferes Verständnis wie bewuſste Beherrschung der eigenen Sprache kaum ohne das Eindringen in fremde Sprachen erreicht werden, und unter diesem Gesichtspunkte erhält jene von diesen die wichtigste aller Dienstleistungen. Aber verkennen wir nicht: es heiſst doch ein zweischneidig Schwert zur Hand nehmen, wenn man dem in der eignen Sprache erst dürftig Entwickelten oder noch unsicher Tappenden Material und Satzungen fremder Sprachen zu eigen machen will. Wird das Fremde ein Hebel werden, um dem Heimischen desto sicherer in die Helle des Bewuſstseins emporzuhelfen? Oder wird es durchkreuzend, verwirrend, lähmend wirken? Diese Frage erhebt sich bei dem frühen Beginn der fremden Sprachen. Indessen ist es ja nun Sache der Unterrichtsführung, der Methode, daſs das zu Gewinnende wirklich gewonnen und dem drohenden Schaden gewehrt werde. Nur wird nach dem Gesagten das Gewicht dieser gesamten Hilfsgruppe (natürlich ist diese Bezeichnung im Sinne des Zusammenhangs zu verstehen, nicht als ob solche Hilfsarbeit überhaupt der Zweck der fremden Sprachen sein solle) nicht so voll in die Wagschale fallen, als die Zahl ihrer Stunden groſs ist. Die Stundenzahl selbst beträgt am Realgymnasium für Latein, Französisch, Englisch zusammen wöchentlich 108, gegenüber 138 am Gymnasium (für die drei dortigen Sprachen). Von der Aufführung der Zahlen für die einzelnen Klassen kann hier abgesehen werden, da das Verhältnis kein wesentlich anderes ist. Von jenen 108 Stunden sind 54 den neueren Sprachen gewidmet und 54 dem Lateinischen, während am Gymnasium der neueren Sprache (das Englische gehört nicht mit zum Lehrplan) 21 gelten und den alten 117 (das fakultative Hebräische nicht mitgerechnet). Es liegt nahe genug, daſs die Einwirkung alter und neuerer Sprachen auf das Deutsche nicht gleichartig ist. Doch darauf soll weiter unten die Rede kommen.

Aber auch die dritte Gruppe der umgebenden Unterrichtsfächer darf hier nicht übergangen werden. Wie viel weniger reich und fruchtbar die Beziehungen zwischen den exakten Wissenschaften einerseits und der deutschen Sprache anderseits auch erscheinen

mögen, so ist ihnen ihr Wert für die Ausbildung in dieser doch nicht abzustreiten. Ist hier Mannigfaltigkeit des Ausdrucks naturgemäfs gering, so schliefst sich dafür eine desto schärfere Überwachung und gründlichere Pflege der sprachlichen Klarheit und Genauigkeit fast unlöslich an die inhaltliche Aufgabe dieser Unterrichtsstunden an; und niemand wird leugnen, wie schätzenswert diese Punkte sind. Die Zahl der Wochenstunden nun in Mathematik mit Einschlufs des Rechnens, in Physik und Chemie ist am Realgymnasium 62, gegenüber 42 am Gymnasium. Auch diese dritte Hilfsgruppe also haben wir zu würdigen und mit in Anschlag zu bringen.

Es bedurfte zunächst der Konstatierung dieses Thatsächlichen, wenn auch daraus an sich kein bedeutungsvolles Ergebnis zu ziehen ist. Aber es mufs als Unterlage dienen oder wenigstens im Hintergrunde festgehalten werden bei den sich nun weiterhin ergebenden Fragen. Wie ist jene immerhin abweichende Stellung für den deutschen Unterricht im einzelnen auszunutzen? Welche Vorteile können erwachsen und welche Gefahren? Welche besonderen Aufgaben stellen sich dar? Darauf müssen wir nun unser Augenmerk richten.

II.

Derjenige Unterschied zwischen den beiden Arten von Gymnasien, an welchen man stets zuerst zu denken pflegt, liegt in der Wahl und Rolle der fremden Sprachen. Auch hinsichtlich seiner Rückwirkung auf das Deutsche ist er, wie schon oben gesagt, wirklich der wichtigste. Nicht nach der Seite der Grammatik. Denn mit der lateinischen Grammatik beginnen auch wir, die französische tritt im gleichen Zeitpunkt hinzu, und wenn die dritte fremde Sprache — dort Griechisch, hier Englisch — mit auftritt, ist die Entwicklungsstufe wohl vorüber, in der durch fremdsprachliche Grammatik der Sicherheit im Deutschen eine elementare Unterstützung geliehen wird; denn nur ganz Elementares behandelt überhaupt alle Schulgrammatik. Will man wirklich mit dem Betrieb der Grammatik tiefere Einblicke in die Gesetze der Sprache verbinden, so geschieht das ja nur auf oberen Stufen: und da ist denn die englische Syntax mit ihrer Vielseitigkeit, ihrer Elasticität, ihrer Verwendung alles Besten von modernen und antiken gram-

matischen Darstellungsmitteln, ein der fein entwickelten griechischen immerhin ebenbürtiges Gebiet. Aber, wie gesagt, die Bedeutung davon für das Deutsche, wenigstens für das Können innerhalb der eigenen Sprache darf man überhaupt nicht für sehr erheblich halten. Ungleich wichtiger ist die Lektüre; die Tag für Tag und Jahr für Jahr andauernde Nötigung, für die in fremdem Idiom gegebenen Gedanken zutreffenden deutschen Ausdruck zu suchen und zu wählen, zutreffend und echt deutsch in Beziehung auf das Einzelwort, auf die Redewendung, auf Konstruktion, auf Wortfolge, Satz- und Periodenbau, diese Nötigung ist eine grofse Schulung in der Muttersprache, und mitunter hat man den gröfsten Wert des gesamten Sprachbetriebs grade in dieser Schulung gesehen. Ist die Schulung nun die gleiche bei alten und neuen Sprachen? Und ist sie überhaupt eine unfehlbare Frucht des Betriebs? Gewifs kann auf beide Fragen nicht schlechthin mit Ja geantwortet werden.

Die gesamten Ausdrucksmittel der Alten liegen von den unsrigen so weit ab, dafs die weitaus schwierigste und auch wertvollste Bethätigung an ihnen das Herausbringen des Sinnes bildet, eine Arbeit, die teils durch Schliefsen auf grund angeeigneter Regeln, teils durch Kombinieren geleistet wird; grade diese gegenseitige Ergänzung der beiderlei Geistesthätigkeit macht die Arbeit nicht blofs wertvoll, sondern — wenigstens für die überhaupt Fähigen — auch reizvoll. Den gröfseren Abstand von der deutschen Sprache hält übrigens nicht die griechische Sprache ein, sondern die lateinische, und grade hieran immerhin in einem beträchtlichen Mafse teilzuhaben, ist uns hochwichtig. Aber für die Ausbildung im Deutschen selbst ist diese ganze Arbeit des Herausbringens ja noch kein Mittel: das Gestalten des deutschen Ausdrucks kommt nun erst als zweite Aufgabe hinzu. Ihr wird von den Unterrichtenden ein sehr ungleiches Mafs von Aufmerksamkeit zugewandt; lange Zeit hindurch möglichst geringe, teils weil dazu keine Zeit sei, teils weil dann die fremde Sprache um so weniger gelernt werde, teils weil man das Ziel überhaupt nicht hoch achtete. Aufserdem aber auch noch, weil die Unterrichtenden selbst nicht anders gewöhnt waren und im Deutschen selbst keine Lorbeeren beanspruchen konnten. Hier übte denn also die ganze Übersetzungsthätigkeit auf das Deutsche einfach einen hemmenden Einflufs oder einen verderblichen.

Ist dieser Zustand überwunden? Ich öffne einen Band einer Plato-Übersetzung, aus einer vornehmen „Bibliothek griechischer und römischer Klassiker", die nur mustergültige Übersetzungen von berufenen Fachmännern zu bringen den Grundsatz hat und die edlen Alten in Verdeutschung zum Gemeingut aller Gebildeten zu machen beansprucht, und mein Blick fällt auf Kap. 25 der Apologie des Sokrates. „Dafs ich nicht grolle, ihr athenischen Männer, über das, was jetzt geschehen ist, nämlich dafs ihr mich verurteiltet, dazu trägt mir sowohl noch vieles andere bei, als auch kam mir nicht unerwartet, was hiermit kam, sondern weit eher mufs ich mich wundern über das Zahlenverhältnis, welches bei den beiderseitigen Stimmen sich ergab. Ich glaubte nämlich nicht, dafs es so knapp zur Not, sondern dafs es weitaus so gehen werde." Und so weiter! Ist dies das Ideal der Übertragung aus den Alten in modernes Deutsch? Wenn dem so ist, dann mag der Genius unserer Muttersprache sich weinend abwenden, denn ihm wird kläglich mitgespielt. Aber doch klingt uns das Ganze gar nicht so fremd, denn — wir erinnern uns nur zu gut — es ist das der Ton, in welchem wir selbst als Schüler die Alten wiederzugeben gewohnt waren oder gewöhnt wurden.*) Genug zunächst an dieser Probe, denn nach mehr kann uns nicht gelüsten. Es hat sich da seit lange ein Jargon gebildet für die Übersetzung aus den Alten; ihm gehört z. B. das anmutige „sowohl — als auch" (und zwar letzteres gefolgt von undeutscher Wortstellung, wie oben zu sehen) und hundert andere Dinge an, die hier nicht zusammengestellt werden sollen. Aber solche Einzelheiten sind nicht einmal das Mifslichste: mehr noch ist die Gewöhnung an undeutsch schweren, überfüllten Periodenbau zu bedauern, wie ihn namentlich das Lateinische veranlafst. Darüber hat der deutsche Stil seit hundert Jahren, insbesondere durch Wieland und Lessing, obgesiegt, und zwar durch Schulung an den

*) Ja, jener Übersetzer mag sich einer stolzen Überlegenheit bewufst gewesen sein; hat er doch in *Τὸ μὲν μὴ ἀγανακτεῖν* das *μὲν* ganz fallen zu lassen gewagt, das *ὦ* vor *ἄνδρες Ἀθηναῖοι* durch das gut deutsche „ihr" ersetzt, *ἐπὶ τούτῳ τῷ γεγονότι* umschrieben, dann ein gefälliges „nämlich" eingeschoben, namentlich aber den ganz modernen Ausdruck „das Zahlenverhältnis, das bei den beiderseitigen Stimmen sich ergab" für *ἑκατέρων τῶν ψήφων τὸν γεγονότα ἀριθμόν* getroffen.

Franzosen: aber unter dem hemmenden Einflusse steht darum doch jeder Anfänger von neuem. Also: die Lektüre antiker Schriftsteller ist der Ausbildung im Deutschen gefährlich, wenn nicht der Genius der Muttersprache mit im Rate sitzt, wenn nicht bei dem Fremden das Deutsche selbst einer ausdrücklichen und planmäfsigen Pflege gewürdigt wird. Im grunde ist ja auch, wenn einmal fremde Sprachen durch Vergleichung gelernt werden sollen, was doch namentlich für die alten Sprachen die gegebene Art und Weise ist, erst das das rechte Erlernen, wenn echtes Latein und echtes Deutsch einander gegenüber gestellt werden.

Wir können also zusammenfassend sagen: in dem Mafse, wie das Realgymnasium an den alten Sprachen weniger Anteil hat, entbehrt es allerdings einer Art von geistiger Schulung, die an sich sehr schätzbar ist, aber auch einer Gefährdung für die Ausbildung in der Muttersprache, der man bisjetzt nur allzusehr erlegen ist. Und je weniger der Betrieb des Lateinischen bei uns Selbstzweck ist (damit eben Latein gelesen, geschrieben und gesprochen werden könne), um so zweifelloser mufs dieser Betrieb den Forderungen sich unterwerfen, welche das überlegene Recht und die gewisseren Ansprüche des Deutschen ihm auferlegen. Die Übersetzung der fremden Texte hat den ganzen Weg vom jenseitigen zum diesseitigen Ausdruck zurückzulegen, und über alle herkömmliche Anbequemung oder nachlässige Halbübersetzung mufs der Unterricht zu siegen wissen. Der Unterricht: denn blofse Vorschrift kann natürlich nichts wirken: dem Schüler ist es von Hause aus der natürliche Weg, die „Bedeutung“ der Ausdrücke und Wendungen dem Wörterbuche mechanisch zu entnehmen, und um grofsen Ansprüchen gerecht zu werden, dazu ist er in seiner eigenen Sprache noch zu wenig sicher entwickelt, um so mehr, als die für die einzelnen Klassen üblichen Schriftsteller inhaltlich für die Altersstufe der Schüler reichlich hoch, vielfach zu hoch gehen. So ist denn die Aufgabe nicht leicht, und die Zeit ist knapp, aber frühzeitiges Öffnen der Augen, Gewöhnung und Pflege des guten Vorbilds vermag das Nötige zu schaffen.

Nun aber die neueren Sprachen. Was wir von ihren Schriftstellern lesen können, ist zwar bei den nicht grade reichlich zugemessenen Stunden nicht gar viel, aber, da in der gleichen Zeit

gröfsere Abschnitte bewältigt werden können als bei den alten Sprachen, zusammengenommen doch auch nicht ganz wenig, und Einflufs von dorther kann demgemäfs erwartet werden. Was ist dieser Einflufs wert? Auch hier stehen bestimmte Gefahr und bestimmter Vorteil einander gegenüber. Nicht nur ist das Herausbringen des Sinnes bei der dem Deutschen viel näher stehenden Ausdrucksweise dieser Sprachen eine ungleich leichtere Aufgabe, sondern man kann vielfach den fremden Worten mechanisch folgend schon zu einer befriedigend erscheinenden Übersetzung gelangen: dann ist aber der deutsche Ausdruck nicht eigentlich Einkleidung wirklich erfafster Gedanken, und doch kann nur in diesem Falle von sprachlicher Bildung die Rede sein. Aber aufserdem noch: der deutsche Ausdruck tritt sehr leicht in eine falsche Abhängigkeit von dem französischen oder auch englischen, und es entsteht bei bequemem Anschlufs an die Originale ein Deutsch, das allenfalls auch durchgehn kann, aber doch nur ein unechtes ist. Und wenn solch unechtes Deutsch mit seinen Fremdwörtern nicht blofs, sondern auch seinen mechanisch nachgeahmten Redensarten, mit nachlässig übernommener Wortstellung, ja sogar mit gewissen undeutschen grammatischen Konstruktionen alle Tage selbst gedruckt zu lesen ist, so ist es deshalb um nichts mustergültiger. (O über die naive Hochachtung vor dem Gedruckten!) Nach dieser Seite also mufs die Aufmerksamkeit des neusprachlichen Unterrichts auch eben schon zu gunsten des Deutschen treulich und ernstlich gerichtet sein; ja, die Muttersprache hat dieses Recht, sie darf das beanspruchen. Auch hier indessen sei nochmals das Bedenken zurückgewiesen, als ob das heifse, das Erlernen der fremden Sprache schädigen: im Gegenteil, beide Sprachen fahren gut dabei, wenn sie recht auseinander gehalten werden.*) Auf das Auseinander-

*) Sehr anderer Ansicht sind freilich jene Lehrer des Französischen, die es verteidigen, die Schüler ausdrücklich bei einer Art von Französisch-Deutsch bleiben zu lassen, damit sie sich der französischen Wortstellung und Phraseologie immer recht bewufst bleiben! Wenn also eine bekannte Anekdote aus den Briefen der Frau von Sévigné verdeutscht anzufangen hat: „Ich mufs Ihnen ein Geschichtchen erzählen, das wirklich passiert ist und Ihnen Vergnügen machen wird. Seit einiger Zeit giebt sich der König mit Dichten ab. Jüngst machte er ein kleines Madrigal, das er aber selbst nicht besonders hübsch fand. Eines Morgens sagte er zum Marschall Gramont: Bitte, Herr Marschall, lesen Sie doch einmal dieses Madrigal, und

halten ist um so mehr Mühe zu verwenden, als die Grenzlinie unsicherer, der allgemeine Abstand der beiden Idiome geringer ist. So kann z. B. die sorgfältige Wahl echt deutscher Wortstellung eine Zeit lang, ohne dafs es sehr bemerkt wird, versäumt werden, aber sie soll es mit nichten. Ja, grade in diesem Punkte kann das Deutsche aus der ungleich gröfseren Sorgfalt der fremden lebenden Sprachen nützliche Anregung und Vervollkommnung ziehen.

Aber nicht blofs in diesem. Denn die schon erwähnte gröfsere Gleichartigkeit der gesamten Ausdrucksmittel zwischen diesen Sprachen und der unsrigen ermöglicht es, dafs alles, was wir in jenen lesen — natürlich lesen wir ja nur formell Gediegenes — beinahe unmittelbar auch Vorbild für die eigne Darstellung in der Muttersprache abgeben kann. Man nehme hieran keinen Anstofs. Wenn ein deutscher Feuilletonist den Stil und Ton des französischen Figaro oder gar noch leichtere Ware, oder aber auch den grofsen Victor Hugo in seiner letzten Periode nachäfft, so ist das nichts weniger als rühmlich. Wer es darauf anlegt, in Spiegelglätte des Ausdrucks, in knapper Zuspitzung der Sätze, in Antithesen, in künstlicher Einfachheit, in „grofsen Worten“, in rhetorischem Pathos mit gewissen französischen Typen zu wetteifern, thut übel, und wollte man solche Ideale in unsere Schulen hineintragen, so wäre das Sünde; die Furcht vor derartigen Neigungen hat denn auch manchen pädagogischen Schriftsteller oder ehrlichen Jugendfreund gegen den ganzen französischen Sprachunterricht mifstrauisch oder feindselig gestimmt. Aber das alles sind doch auch drüben Ausartungen, wenn schon die in der Luft liegenden. Es sind eben die *„défauts“* der Sprache zu ihren *„qualités“*, die

sehen Sie zu, ob Sie je ein so verfehltes gelesen haben,“ so wird das nach jenem Grundsatz höchstens so lauten: „Es ist nötig, dafs ich Ihnen erzähle eine kleine Geschichte, welche sehr wahr ist und welche Sie unterhalten wird. Der König mischt sich seit kurzem darein, Verse zu machen. Er machte neulich ein kleines Madrigal, welches er selbst nicht zu hübsch fand. Eines Morgens sagte er zum Marschall de Gramont: Herr Marschall, lesen Sie, ich bitte Sie, dieses kleine Madrigal, und sehen Sie, ob Sie deren jemals ein so unverschämtes gelesen haben.“ Dann lieber überhaupt nicht übersetzen lassen, sondern die fremden Sprachen wesentlich durch Vorsprechen, Hören, Lesen, Nachahmen, durch Übung und Bethätigung anzueignen suchen, ein Weg, der ja nicht unmöglich ist und gegenwärtig grade von einigen Seiten eifrig empfohlen wird!

Kehrseiten der Vorzüge. Was aber unsere Schüler lesen von Prosaikern wie Thiers oder Mignet, Thierry oder Michaud, Villemain oder Guizot oder Lanfrey, Montesquieu oder Voltaire etc., das alles bietet ihnen (so verschiedene Typen hier angeführt wurden) eine edle, klare, durchsichtige, allerwärts wohl abgewogene, harmonische Sprachdarstellung, bei der sie getrost in die Schule gehen dürfen, und die als ein willkommenes Gegengewicht wirken kann gegen die Gewöhnung an unbehilfliche Perioden, an lästige Einschachtelungen, an wahllos gehäufte Worte und andere Stümpereien. Und nicht anders mit den Engländern: die Sprache eines Macaulay, oder auch schon eines Hume, eines Washington Irving, eines Pitt etc. ist eben an sich vollendet, darf vollendet und vorbildlich heifsen auch gradezu für den deutschen Gesichtspunkt, jedenfalls aufserordentlich viel eher als die Alten. Gewifs, an den edlen Alten haben sich die stilistischen Meister der Neueren grofsenteils gebildet: aber diese waren Genies, welche sich von dort her begeistern liefsen und dann in ihrer Sprachwelt selbst Neues schufen. Dem gewöhnlichen mittelmäfsigen Kopfe, und gar dem noch unreifen, kann die ganze vorbildliche Vollendung des Demosthenes oder auch des Cicero praktisch wenig helfen, vielleicht aber — mit aller Verehrung gegen die Alten sei es gesagt — die natürliche Entwicklung seines deutschen Stils hemmen.

Dies über das unmittelbare Verhältnis des fremdsprachlichen Unterrichts zum deutschen. Aber die Beziehungen zwischen den beiden Seiten sind damit ja nicht erschöpft. Wir verbinden an unsern höheren Schulen mit dem deutschen Unterricht bekanntlich manches, was nicht eigentlich und blofs Spracherlernung ist; so fällt ihm doch wohl im allgemeinen die zusammenfassende ästhetische Belehrung („Poetik") zu, wie sie besonders an die höheren Gattungen der Litteratur sich anknüpft. Ist es nun ein reiches Anschauungsmaterial, welches schon aufserhalb dieses Unterrichts gewonnen wird, um so gedeihlicher für ihn selbst; wenn auf Nahes und Fernes, Altes und Neues, Eigenes und Fremdes hingewiesen werden kann, dann erst erhält die Lehre die breite Bahn, auf der sie sich sicher bewegt, und die Fülle, durch die sie sich ruhig in die Geister senkt. Das Realgymnasium vermifst hier die unmittel-

bare Anschauung der griechischen Litteratur. Es besitzt eine etwas reichere Anschauung neuerer Dichtung, darunter eines so wichtigen und vollendeten Typus wie Molière, und dann vor allem (neben andern grofsen englischen Dichtern) Shakespeares. Die Möglichkeit eines ruhigen, vertieften und auf strenger sprachlicher Erkenntnis ruhenden Verständnisses einiger Shakespearescher Dramen bietet aus dem ganzen Gebiet des Sprachunterrichts die wertvollste Eigentümlichkeit unserer Anstalt. Die Beziehung unserer eigenen klassischen Dramen zu dem englischen Urtypus ist so eng, dafs aus dieser Sachlage, wofern sie nur recht ausgebeutet wird, eben auch dem deutschen Unterricht der erwünschteste Vorteil erwächst.*) Auch ist die Hülle nicht zu schwer, welche hier die fremde Sprache um das Wesen der Dichtung legt. Dieser Gesichtspunkt ist es, der uns das Verzichtleisten auf Sophokles leichter macht: zum unmittelbaren Ergreifen des ästhetischen Gehaltes zu gelangen, macht dort die Schwierigkeit der Sprache grade in den Stellen des höchsten poetischen Aufschwungs dem Schüler fast unmöglich. So begnügen wir uns um so williger mit der Lektüre griechischer Klassiker in Übersetzungen.

Sie bildet einen Teil des vorgeschriebenen Lehrstoffs, diese Übersetzungslektüre, und es ist dieser Zusatz der einzige Unterschied, den die offiziellen Bestimmungen zwischen beiderlei Anstalten aufweisen. Verweilen wir sofort dabei. Die Idee, dafs man den Gehalt der alten Schriftsteller auch durch Übersetzungen aufnehmen könne, ist bei der Organisation von Reallehranstalten seit lange mit ins Spiel gekommen: aber bisjetzt wohl nicht grade mit viel Glück. Teils ist sie mehr auf dem Papier geblieben als ernstlich verwirklicht worden, teils hat man sie in etwas elementarer Weise verwirklicht (als ob z. B. die Lektüre des Vofsschen Homer eine ganze beträchtliche Periode hindurch deutsche Poesie verdrängen dürfte), teils endlich hat man den Wert der Übersetzungslektüre überhaupt übertrieben. Man hält ja grade in Deutschland von der Übersetzungskunst grofse Stücke, weil man Gutes darin geleistet hat: aber eine Übersetzung bleibt unter allen Umständen ein blasses Abbild des Originals, und für den kundigen

*) Ein Beispiel der Art und Weise dieser Ausnutzung giebt der Aufsatz Nr. 8 gegenwärtiger Sammlung.

Blick immer ein in den feineren Linien verschobenes; für wen z. B. Schlegels Shakespeare-Übertragung dem Vorbilde gleich gilt, der befindet sich in einer, wenn auch verbreiteten, doch großsen Täuschung. Der Gedankengehalt, in eine andere Sprache umgegossen, ist schon derselbe nicht mehr, oder wenn der Gedankengehalt es ist, so ist es doch die ästhetische Wirkung nicht. Dazu kommt dann bei der Lektüre der Originale der bildende Wert, den das Erarbeiten des Verständnisses im einzelnen in sich birgt. Also hier leichten Herzens von einem Ebensogut zu sprechen, ist verfehlt, und kann nur Mißskredit bringen. Andrerseits aber ist das, was in einer ernstlichen Beschäftigung mit den deutschen Nachbildungen doch gewonnen werden kann, immerhin sehr bedeutend. Welchen Umfang soll diese Beschäftigung haben?

Schon von den lateinischen Schriftstellern, die wir lesen, ist ja das bewältigte Quantum nicht so groß, daß nicht zum Teil eine Ergänzung wünschenswert erschiene. Doch wird sich das auf Horaz zu beschränken haben und etwa Tacitus. Auch dem Gymnasiasten ist Tacitus im allgemeinen der liebste lateinische Autor, weil er mehr in ihm spürt als einen — Schriftsteller! Man hat denn auch an Realgymnasien hie und da Tacitus im Original zu lesen unternommen; wohl mit Unrecht, denn zu der (verhältnismäßigen) Leichtigkeit der Bewältigung kann es nicht kommen, die Voraussetzung ist, wenn eine Lektüre angemessen gewählt sein soll; sie soll ja doch nicht da sein zum bloßen Ringen und Raten, bis der Lehrer sich der Stümperei erbarmt. Des Tacitus Germania denn wäre etwas, das in Übertragung füglich in den deutschen Unterricht des Realgymnasiums einverwoben werden kann. An passender Stelle zur Belebung zugleich des kulturgeschichtlichen Unterrichts angebracht, muß diese Lektüre ihren Wert haben auch ohne daß die kernigen Gedanken zuvor aus ihrer oft harten Schale herausgearbeitet wurden. Wenn von Horaz eine Anzahl Oden und Epoden im Urtext als letzte Leistung der Prima gelesen werden, so muß diese Beschäftigung mehr eine Anschauung des poetischen Typus nach Form und Gedankenentwicklung zum Zweck haben als die selbständige Durchdringung des Dichters; und es wird zur Lektüre jener wenigen auserlesenen Stücke die Vorlesung vollendeter Übersetzungen einer weiteren Auswahl angemessen hinzutreten; das

geschieht denn im Lateinunterricht selbst, wenn es auch nur Erholung vom Lateinischen ist.

Von den Griechen, auf die es uns hier ja eigentlich ankommt, dringt Herodot wenigstens mittelbar hinlänglich in unsere Schulen ein; Geschichten aus Herodot spielen ihre Rolle im deutschen Unterricht wie im geschichtlichen, und aufserdem in der deutschen Privatlektüre (abgesehen davon, dafs sie zum Teil auch den Stoff der lateinischen und französischen Anfängerlektüre abgeben). Der inhaltlichen Durchnahme der homerischen Dichtungen ist ein beträchtlicher Teil der Zeit der Tertia bestimmt, und auserlesene Bruchstücke werden nach Vofs (oder einer neueren und besseren Übertragung, wie der von Ehrenthal) gelesen. Auf die Bekanntschaft mit mehreren Schulprosaikern verzichten wir ohne grofse Verstimmung. Xenophon kann inhaltlich wohl entbehrt werden, Thukydides ist auch griechisch als Schulprosaiker nicht so geeignet wie er als Historiker grofs ist. In Demosthenes einzudringen, erfordert grofse Anstrengung, die nicht in allen Fällen zum Ziele führt. Immerhin würde die lebensvolle Vorführung einer oder der anderen seiner grofsen Reden von Wert sein. Plutarch ist auf den Gymnasien aus seiner früher einmal so gefeierten Stellung verdrängt. Und doch könnte uns auf ihn grade so manches hinweisen, denn die Frage seiner Gräcität kommt für uns nicht in Betracht, sein Einflufs auf moderne Litteratur und Anschauung ist vielseitig und weittragend, und das Anregendste aus dem Altertum bleiben doch immer seine in so grofsen Dimensionen und so klaren Zügen dastehenden Menschengestalten. Doch ist allerdings sein Inhalt in die Darstellung der neueren Historiker und des Geschichtsunterrichts hinlänglich aufgegangen. Übrigens wird alles Derartige immer ganz wesentlich Privatlektüre bleiben müssen, zu der wir — und zwar in Prima, denn um diese Klasse allein kann es sich hier ja handeln — anzuregen haben, aber eine Privatlektüre, die geleitet, geprüft und ergänzt wird, denn nur in dieser Erwartung pflegen so gewichtige Stoffe mit hinlänglich offenen Augen gelesen zu werden. Bestimmter denn ist die Forderung zu erheben für Plato. Die leichteren Dialoge, wie Kriton oder auch Gorgias, sind in ihrer ganzen Gedankenführung den obersten Stufen unserer Schulen so wohl angemessen und gewähren einen so hellen Eindruck von

dem Idealbilde des Sokrates und zugleich dem Geiste seines großsen Jüngers, daſs man auf diese Lektüre, soweit sie erreichbar ist, nicht verzichten sollte, und wenigstens zu ihr hinführen. Zu jenen Dialogen oder auch zur Apologie des Sokrates. Natürlich, vollendete Übersetzungen müssen wir zur Verfügung haben, sonst — was soll uns das alles im deutschen Unterricht?*)

Aufs beste steht es nun damit zum Glück bei den griechischen Tragikern, und insbesondere, denn wir werden uns ja auf den einen wesentlich beschränken, bei Sophokles. Und von allem, was die antike Litteratur umfaſst, soll am gewissesten dieser Dichter in der heimatlichen Nachbildung uns nahe treten! Schallen denn auch die harmonievollen Klänge der Chorlieder nicht selbst an unser Ohr, gleitet auch der Dialog nicht unmittelbar in seiner edlen Natürlichkeit an uns vorüber, so wird uns an Donners oder Droysens Nachdichtung (denn so darf man diese Leistungen nach der sprachlichen Seite hin getrost nennen) eine Anschauung von dem Wesen dieser Stücke ermöglicht, die uns schlieſslich doch das Wesentliche giebt. Es gilt nur, das auch wirklich daraus zu entnehmen. Und die Bereitwilligkeit hierzu wird, wenn der Unterricht überhaupt Leben hat und Leben weckt, nicht fehlen: von der Notwendigkeit sprachdurchdringender Mühsal frei, kann das Auge sich voll den Sachen selbst zuwenden, d. h. nicht etwa bloſs dem Stoffinhalt, sondern auch der poetischen Darstellung und Einkleidung. Die religiös-ethischen Grundanschauungen dieser uns so fernen und doch so verständlichen Welt, die ganze Führung der tragischen Entwicklung, das und vieles andere wirft Licht auf die moderne Tragödie, vielfache Beziehungen werden aufgefunden und befruchten den Unterricht, die Lektüre besonders von Schillers Braut von Messina, von Goethes Iphigenie zieht Gewinn; doch nicht als ob um dieser willen grade die Iphigenie des Euripides in aller Breite zu grunde gelegt werden müſste: wir widmen unsere Zeit eben edleren, den edelsten Gebilden. Auch

*) Also eben nicht in so abschreckender Verdeutschung, wie sie vorhin zitiert wurde, und in der z. B. eine andere Stelle lautet (ich greife wieder eine beliebige heraus, auf die mein Blick fällt): „Vielleicht also möchte jemand sagen: Bist du aber uns, o Sokrates, denn nicht imstande, stillschweigend und dir Ruhe gönnend nach deiner Verbannung das Leben zu führen?“ U. s. w.

die Lektüre der Hamburgischen Dramaturgie enthält eine gediegenere Grundlage. Diese Stoffe also zieht der deutsche Unterricht an sich, nicht damit dieselben eben auch irgendwo angebracht werden, sondern um für seine eigenen Aufgaben, diese in weitem Sinne gefaſst, Gewinn daraus zu schöpfen.

Eine gewisse Abweichung bringt der Lehrplan des Realgymnasiums weiterhin auch dem Unterricht in der deutschen Litteraturgeschichte (oder um einen minder groſsen Namen zu gebrauchen, die litteraturgeschichtliche Orientierung). Dieselbe nämlich tritt naturgemäſs in eine stärkere Beziehung zu derjenigen der andern modernen Hauptvölker. Was der neusprachliche Unterricht selbst von Litteraturgeschichtlichem darbietet — es wird das ja freilich nur das Allerwichtigste sein können, vor allem aber ist es eine breitere Anschauung gewisser Meisterwerke — finde noch einen Rückhalt, eine Verbindung und Verwebung im Deutschen. Und dies um so natürlicher und auch für das Deutsche selbst gedeihlicher, als beim Deutschen ja doch die thatsächlichen geschichtlichen Beziehungen und Beeinflussungen zur Würdigung kommen sollen. Es wird so die deutsche Litteraturgeschichte, daſs ich ein Prädikat statt aller andern setze, wahrer! Man hat dieselbe ja vielfach so „patriotisch“ betrieben, daſs man einen Rabelais höchstens als schwachen Vorläufer des göttlichen Fischart gelten, einen Opitz seine Neuerungen aus der Tiefe des eignen Geistes schöpfen lieſs, den ganzen Einfluſs der französischen Klassik als einen jämmerlichen mit Gottscheds Person verspottete, Klopstock als reichlich gleichwertig neben Milton stellte, alle Hiebe Lessings gegen das französische Trauerspiel durch das Hohngelächter unwissender Jünglinge begleiten lieſs und ähnlich vieles that und vieles verschwieg. Das soll nicht so sein, das ist nicht würdig. Sollen wir nicht lieber unsere Schulden bei der Fremde anerkennen und abtragen? Wir können das doch, denn wir sind ja auch nicht so ganz ohne Vermögen! Und wir genieſsen dann das Eigene um so sicherer. Oder kann man dem deutschen Lehrer diese Sachkenntnis nicht zumuten? Dann kann er eben an dieser Stelle nicht Lehrer sein. Oder ist dabei Widerstreit zwischen den verschiedenen Fachlehrern zu befürchten? Natürlich, wenn sich jeder derselben als Dozent eines Spezialfachs fühlt und für seine Lehr-

weisheit Unfehlbarkeit beansprucht! Aber nicht, wenn die einzelnen sich als Glieder eines Erziehungsschulorganismus wissen, wobei sie dann auch die Mühe nicht scheuen werden, sich zu verständigen. Wir müssen auf diese Angelegenheit noch zurückkommen. — Inwiefern hat nun aber am Realgymnasium die deutsche Lektüre selbst sich von der der Gymnasien zu unterscheiden und eine eigene Richtung zu nehmen? Die Aufzeichnungen der Programme über die bestehende Gewohnheit lassen eine grundsätzliche Abweichung nicht erkennen. Die Lesebücher sind dieselben, die zusammenhängende Klassikerlektüre betrifft dieselben Werke. In der That ist auch keine derartige besondere Beziehung der Gymnasiallektüre zu den alten Litteraturen vorhanden, daſs die Sache sich für uns dadurch wesentlich verschieben könnte; aber einige Eigentümlichkeit ist dennoch da. Uns wird Lessings Laokoon nicht so stark im Vordergrund stehen als der Gymnasialprima, die doch im Homer viel mehr zu Hause ist und hinter den angeführten Beispielen noch Anschauung von zahlreichen ähnlichen besitzen kann, für die die Laokoonlektüre überhaupt in eine vielfache fruchtbare Beziehung zur griechischen Lektüre treten kann. Durchaus verzichten wir auf Lessings philologische Schriften, die in die Gymnasiallektüre immerhin zum Teil noch mit hineingezogen werden. Dagegen ist für uns ein wichtigeres Buch die Hamburgische Dramaturgie. Nicht bloſs daſs sie sich mit den französischen Idealen so vielfach und lebhaft auseinandersetzt: das beständige Aneinandergrenzen und Ineinanderspielen der verschiedenen neueren Litteraturen überhaupt mit dem stets festen Blick auf gesunde Normen und Ideale machen uns das Buch überaus wertvoll. Wenn wir dabei freilich der tieferen Analyse des Aristoteles im späteren Teile des Werkes nicht folgen, nun, so geschieht das wohl auch sonstwo nicht. Eine Gefahr bei dieser Lektüre ist öfters hervorgehoben worden, daſs nämlich zum Teil Urteile über Gegenstände gelesen werden, die ihrerseits selbst nicht gekannt werden. Indessen ist einmal bei Lessing viel mehr die Entwicklung seiner Gedanken das Bildende als die Urteile selbst; dann muſs eben die Auswahl so getroffen werden, daſs mindestens das charakteristische Wesen der Objekte wohlbekannt ist, und dies zu thun sind wir sehr wohl in der Lage, wie denn die Besprechung von Voltaires Semiramis und Zaire und von Corneilles Rodogune

einen Hauptteil unserer Auswahl aus dem Gesamtwerk zu bilden hat. Dabei sind wir doch auch eher in der Lage, auf dasjenige in dieser Poesie hinzuweisen, was Lessings Tadel nicht getroffen hat und was nicht herabgezogen werden kann, und erst damit ist die Lektüre der Dramaturgie recht förderlich.

Doch nicht bloſs in der Sphäre unserer groſsen Klassiker soll unsere Lektüre sich bewegen! Man fühlt es nicht immer gleich, wie weit deren sprachlicher Ausdruck doch schon von dem unsrigen von heute abliegt, und insbesondere Lessings nach anderer Seite hin so herrlich vorbildliche Sprache ist in zahllosen Einzelheiten gar nicht mehr die Sprache unserer Zeit. Unsere doch immer noch unsichere Jugend aber muſs ja auch unmittelbare, im einzelnen maſsgebende Sprachvorbilder anschauen und soll dafür nicht auf ihre zufälligen Privatgelegenheiten angewiesen bleiben, unter denen am Ende Zeitungen und ähnliches die Hauptrolle spielen. Auch den Gedankenkreis soll die Schule nicht in jene Sprachwelt (so edel dieselbe ist) gebannt halten. Man will nur nicht leicht einem Zeitgenossen die Ehre anthun, ihn gradezu zum Schulklassiker zu erheben; aber es fehlt uns treffliche Prosadarstellung in der Gegenwart wahrlich nicht. So wenig es dem didaktischen Ideal entspricht, Bruchstücke lesen zu lassen statt ganzer Werke, so wird doch praktisch nichts anderes übrig bleiben als solche Fragmente, die für sich selbst schon ein hinlänglich abgeschlossenes Ganze bilden, Fragmente, wie sie etwa der dritte Teil des Wendtschen Lesebuchs giebt, zu wählen. (Die Gefahr des Bruchstücklesens ist so oft in groſsen Worten und im Ton einer besonderen sittlichen Vornehmheit geschildert worden, daſs nachgerade die Übertreibung behauptet werden darf.) Daſs jene Stücke über das Gebiet des Geschichtlichen und Litterarischen hinausreichend auch Kulturgeschichte, Geographie, Naturwissenschaft, dann auch Psychologisches und Ethisches betreffen, ist uns sehr willkommen. Denn grade das ist, wie schon angedeutet, das Zweite, was wir wünschen müssen. Jede Schule ist zwar immer nur Vorschule; greift sie vor, übermittelt sie fertige Urteile über die Gebiete, in die man sich nachher erst hineinleben soll, so thut sie übel. Aber die Schule braucht doch nicht ihren Ideengehalt bloſs der Vergangenheit zu entleihen, es braucht doch nicht dem Gesichtskreis selbst der zwanzigjährigen Jünglinge alles ver-

schlossen zu bleiben, was das geistige Leben der Gegenwart erfüllt, ein planmäfsiger Vorblick in die Hauptgebiete des geistigen Zeitinteresses kann unseren obersten Stufen nicht übel anstehen.*) Dafs der deutsche Sprachunterricht doch auch als Sachunterricht eine planmäfsige Aufgabe erfülle, diese Forderung wird niemand unvernünftig finden. Oder doch? Dann will ich sagen: kein Unbefangener, niemand, der nicht in einer gewissen philologischen Überlieferung feststeckt. Freilich, am Ende scheinen wir manchem damit auf den Standpunkt der Elementarschule hinabzutreten, wo ja auch der deutsche Sprach- und der Sachunterricht sich bis zum Ende durchdringen! Nun, es brauchte uns in gewisser Hinsicht nicht zu grämen, wenn wir eine so geschlossene Gestaltung unseres Gesamtlehrplans besäfsen, wie sie jene Schulen für ihre freilich so viel einfachere Sphäre haben. Aber der Unterschied bleibt ja immer grofs genug.

Zu den inneren Eigentümlichkeiten des deutschen Unterrichts am Realgymnasium gehört nun noch ein besonderer Punkt, zu dem wir jetzt übergehen. Er betrifft die „philosophische Propädeutik“, die ja ein Gebiet des deutschen Unterrichts in Prima bildet. Freilich nicht überall: nicht einmal für die humanistischen Gymnasien hat man die Forderung derselben bestimmt aufrecht zu erhalten gewagt, obwohl sie nach der noch herrschenden Anschauung von dem Wesen und Unterschied der beiderlei Gymnasien jedenfalls dorthin viel eher gehören mufs als hierher. Trotzdem thut das Realgymnasium nur recht, wenn es jene Aufgabe seinerseits nicht meidet; freilich können nicht die Elemente der aristotelischen Logik nach Stellen des Urtextes durchgenommen werden, auch mag die Terminologie sich eines guten Teils ihrer griechischen Vornehmheit begeben; und endlich, was viel wichtiger ist, es wird dem modernen Charakter unserer Anstalten kaum sehr angemessen sein, mit den Figuren des deduktiven Schlusses (denen ja der Löwenanteil der propädeutischen Logik zuzufallen pflegt) die Köpfe

*) Diese Idee liegt auch der Schrift von Dr. R. Biese „Wissenschaftliche Propädeutik“ zu grunde. — Was die Auswahl der Lektüre unter diesem Gesichtspunkte betrifft, so möchte ich im Prinzip grade für das Realgymnasium die Vorschläge gutheifsen, welche Subrektor Fink 1878 im Programm des Gymnasiums zu Ratzeburg gemacht hat, und die in seiner Sphäre freilich keine grofse Anerkennung gefunden zu haben scheinen.

zu — sagen wir höflich: beschäftigen. Aber um so mehr Grund haben wir, andere Kapitel der Logik ganz ernstlich, wenn auch in gebührender Beschränkung, in unsern Unterricht zu ziehen, und zwar eben diejenigen, welche zur konkreten Wissenschaft und zur praktischen Geistesbildung eine nahe Beziehung haben. Und hier suchen wir denn den abstrakten Unterricht in gesunder Weise zu beleben, indem wir unsere Beispiele (natürlich haben die Beispiele der Lehre vorauszugehen) nicht dem öden traditionellen Gebiete, sondern möglichst den von uns ernstlich betriebenen Wissensgebieten, also vor allem den Naturwissenschaften, entnehmen. Hier tritt eine neue, natürliche und abschliefsende Verbindung des „Deutschen“ mit seiner Umgebung, ein neues Ausmünden anderer Fächer in das Centralfach ein. Das Gebiet des induktiven Beweises ist es vor allem, welches uns gleichsam von Natur zufällt. Den Analogieschlufs, den Induktionsschlufs im engeren Sinne, die Schlüsse aus dem indicium und argumentum, das Wesen der Hypothese, das betrachten wir als unsere natürliche Domäne; damit glauben wir nicht blofs eine „formale“ und in ihrem Werte etwas fragwürdige Geistesschulung anzustreben, sondern die Köpfe (mögen sie später akademischen Studien nachgehen oder nicht) in fruchtbarer Weise zu klären. So wollen wir uns denn zum Beispiel auch nicht wohl dabei sein lassen, wenn wir an der „Klassifikation“ und speciell am „Einteilungsgrund“ stehen, die Menschen in männliche und weibliche, in erwachsene und nicht erwachsene, in Küstenbewohner und Bewohner des Binnenlandes, in gute und böse, in Künstler, Handwerker, Ackerbauer u. s. w. einzuteilen, oder die Stahlwasser in stärkere und schwächere, und die stärkeren in Driburger, Pyrmonter u. s. w. zerfallen zu lassen (wie dies z. B. eine, übrigens recht gute Schulanleitung thut), sondern wir lassen hier etwa eine mannigfache Einteilung der Metalle entstehen: 1. nach dem Vorkommen: gediegene, vererzte; 2. nach dem spezifischen Gewichte: leichte (mit dem spez. Gew. unter 5), schwere; 3. nach der Schmelzbarkeit: leicht schmelzbare (Schmelzpunkt unter 600° C.), schwer schmelzbare; 4. nach der Flüchtigkeit: sublimierbare, destillierbare, scheinbar nicht flüchtige; 5. nach der Sprödigkeit: spröde, geschmeidige; 6. nach ihrem magnetischen Verhalten: paramagnetische, diamagnetische; 7. nach ihrer Struktur: krystallisierte, krystallinische, amorphe; 8. nach ihrem Verhalten

an der Luft: edle, unedle; 9. nach ihrer Verbrennbarkeit: verbrennbare, nicht verbrennbare; 10. nach ihrem Verhalten gegen Scheidewasser: lösliche, nicht lösliche aber oxydierbare, nicht lösliche und nicht oxydierbare. Da taucht denn ein gut Stück alten (mineralogischen) Wissens wieder auf, doch in neuer und anregender Bewegung. Als Beispiel, wie die unvollständige Induktion ein allgemeines Urteil von nur bedingter Richtigkeit liefere, werde etwa vorgeführt: Alle in Europa und Asien vorkommenden Fische atmen nur durch Kiemen, daher der Schlufs: alle Fische atmen nur durch Kiemen; dieser allgemeine Satz ist falsch, denn der in Afrika vorkommende Fisch protopterus anectens atmet durch Kiemen und Lungen. Bei der Besprechung der Hypothese mag vorkommen: Die Hypothese der Alten (Hipparch, Ptolemäus), dafs die Erde in der Mitte der Himmelskugel stehe und letztere sich mit den Sternen binnen 24 Stunden einmal um die Erde drehe, erforderte zur Erklärung der merkwürdigen Bewegung der Planeten, die bald vorwärts, bald rückwärts gehen, bald einige Tage still stehen, die Hypothese der Epicyklen, wonach sich die Planeten in Kreisen bewegen, deren Mittelpunkte Kreise um die Erde beschreiben. Die Hypothese des Kopernikus dagegen, wonach die Erde wie die übrigen Planeten sich um die Sonne und binnen 24 Stunden um ihre Axe bewegt, erklärt die Himmelserscheinungen auf einfache Weise ohne Hilfshypothese.*)

*) Ein den Schülern naturgemäfs besonders interessantes Beispiel zur Erläuterung des Schlusses aus dem Zeichen oder indicium erwächst uns durch die Spektralanalyse. Ein indicium des Sonnenspektrums bilden die Fraunhoferschen Linien. Handelt es sich darum, ein solches „Zeichen“ mit der Erscheinung in einen kausalen Zusammenhang zu bringen, so ist bekanntlich zunächst das Thatsächliche scharf zu beobachten; es ist dann a) genau festzustellen, worin das Wesentliche der Erscheinung und des indicium bestehe und was dabei wichtig und unwichtig sei; es sind dann b) die Gründe (Ursachen) zu prüfen und nach ihrer Wahrscheinlichkeit gegen einander abzuwägen, aus denen der Zusammenhang hervorgehen könnte; endlich ist c) auch zu fragen, ob in dem gefundenen Zusammenhange die einzige Erklärung des indicium liege oder ob dasselbe auf ein Zusammenwirken verschiedener Ursachen zurückgeführt werden könne oder müsse. Wenden wir dies auf unsern Fall an. a) Die Linien haben sowohl gegen einander wie gegen die Farben des Spektrums eine bestimmte Lage. Zu ihrer Beobachtung ist eine hinreichende Vergröfserung unerläfslich, dagegen ist die Substanz des Prismas und die Gröfse des brechenden Winkels ohne wesentlichen Einflufs. b) Die

III.

Schon im Obigen ward hier und da an den deutschen Unterricht die Forderung gestellt, den Stoff anderer Lehrstunden auf seine Art noch mit zu verarbeiten. Die Frage entsteht, ob das noch weiteren Fächern und in gröfserem Umfange gelten soll. Hier stehen sich die Meinungen schroff gegenüber. Die Einen wollen, dafs dem deutschen Unterricht als sein Gebiet zugewiesen werde die deutsche Litteratur, und — grundsätzlich wenigstens — nichts Anderes. Sie sprechen mit grofser Bedenklichkeit, ja mit Geringschätzung von derjenigen Praxis, die dem deutschen Unterrichte einen „encyklopädischen Charakter" geben und ihn damit verflachen wolle. Mitunter werden selbst die so allgemein üblichen geschichtlichen Aufsätze unter diesem Gesichtspunkte angefochten. Man sagt dabei auch wiederum: wenn der deutsche Lehrer das Unter-

Fraunhoferschen Linien deuten an, dafs dem Sonnenlichte Strahlen von bestimmter Brechbarkeit fehlen. Entweder werden also diese Strahlen von den auf der Sonne glühenden Körpern nicht ausgesendet oder werden, was wahrscheinlicher ist, zwar ausgesendet, aber auf ihrem Wege durch irgend ein Medium absorbiert. Nach den Untersuchungen von Kirchhoff und Bunsen ist das Letztere der Fall; die Absorption der in Rede stehenden Strahlen erfolgt in der Sonnenatmosphäre. c) Es erscheinen im Sonnenspektrum, wenn die Sonne am Horizont steht, Linien, die beim Aufsteigen der Sonne verschwinden, ein Beweis, dafs auch die Erdatmosphäre einen Teil der Sonnenstrahlen absorbiert. So ist der Zusammenhang zwischen der Erscheinung (dem farbigen Sonnenspektrum) und dem indicium (den Fraunhoferschen Linien) klargelegt. Die Ausstrahlung ist die gemeinschaftliche Ursache beider; behufs des Zustandekommens des indicium tritt die Absorption als zweite Ursache noch hinzu. — Dieses indicium nun kann gradezu als argumentum des Sonnenlichts angesehen werden, solange nicht ein anderer Fixstern gefunden wird, dessen Licht ein Spektrum mit denselben dunklen Linien zeigt. Das Spektrum der Planeten hat das indicium des Sonnenspektrums: die Planeten reflektieren also Sonnenlicht. Aufserdem bemerkt man in ihrem Spektrum noch ähnliche dunkle Linien, wie sie durch Absorption der Erdatmosphäre erzeugt werden, und schliefst daraus auf das Vorhandensein mehr oder minder dichter Atmosphären. Das Spektrum des Mondlichtes zeigt das indicium des Sonnenspektrums ohne derartige Absorptionslinien: der Mond hat keine Atmosphäre. — Nachdem Bekanntschaft mit diesem gesamten Gegenstande den Schülern im naturwissenschaftlichen Unterrichte geworden, ist eine erneute Betrachtung der Materie unter den vorliegenden logischen Gesichtspunkten nicht zu zeitraubend und sicherlich nicht wertlos. (Unter Benutzung von Aufzeichnungen des Professor Dr. Th. Krug am Realgymnasium zu Barmen.)

richtsgebiet des Geschichtslehrers mit behandelt, müssen nicht, da die Auffassung in vielem einzelnen schwerlich dieselbe ist, Konflikte entstehen? Und zugleich: kann dem Lehrer des Deutschen zugemutet werden, noch der Repetent für die übrigen Unterrichtsstoffe zu werden? Kann auch von ihm verlangt werden, daſs er da hinlänglich zu Hause sei? Das erste dieser Bedenken kann mir nicht schwer wiegen; wie schon oben angedeutet, ist eine gelegentliche abweichende Auffassung bloſs dann ein Unglück, wenn man der Jugend Glauben an die eigene Allwissenheit hat beibringen wollen; sonst zeigt sie den Schülern nur, daſs die Urteile eben nicht bequem mit den Sachen zu übernehmen sind, sondern erst gebildet werden müssen und demgemäſs verschieden ausfallen können. Übrigens kann natürlich eine zurückhaltende, maſsvolle Form des Urteils grade im Unterricht nur angelegentlich empfohlen werden. Was das zweite der obigen Bedenken betrifft, so soll der Deutschlehrer keineswegs die unwürdige Stelle eines stofflichen Repetenten einnehmen, sondern eine sehr würdige, insofern er Stoff angeeignet vorfindet und nach seinen Gesichtspunkten durchdenken läſst. Und was dann den Zweifel an dem Wissensumfange betrifft, so handelt es sich ja nur darum, Wesentliches ergriffen zu haben und Gesichtspunkte fassen zu können. Übrigens ist es nicht etwa ein rühmenswerter Zustand, wenn den Lehrer seine Fachstudien so einseitig in Anspruch genommen haben, daſs ihm wichtige Gebiete des allgemeinen Jugendunterrichts vollständig fremd sind, wobei es denn nach der Natur der Dinge oder vielmehr der Menschen sich einzustellen pflegt, daſs man gegen das unbekannte Gebiet Geringschätzung empfindet. Die Praxis derjenigen, die den deutschen Unterricht durchaus nur auf seinen eigensten Stoff, die deutsche Litteratur, stellen wollen, wird in Wirklichkeit vielfach die werden, daſs dieser Unterricht, wenn er nicht etwa ganz im Ästhetischen aufgeht, auf eine Vorschule zur germanischen Philologie hinauskommt!

Suchen wir indessen überhaupt die Extreme zu meiden. An der deutschen Lektüre soll und muſs der Unterricht in der That sein vornehmstes Stoffgebiet haben. Aber wie dieselbe — wir sagten es schon — so auszuwählen ist, daſs die Schüler zu konkret verschiedenen Gedankengebieten hingeführt werden, um dadurch zugleich der Ausdrucksmittel der Sprache in reicherem Maſse sich

bemächtigen zu können, so sollen doch namentlich auch die eigenen Übungen der Schüler planmäſsig einen gewissen universellen Charakter haben. Es wird nicht etwa im einzelnen Falle, bei dem einzelnen Lehrer, auf der einzelnen Klassenstufe alles Mögliche in buntem, hastigem Wechsel herangezogen werden, das würde in der That nicht gedeihlich ausfallen, aber grundsätzlich soll das Übungsmaterial für Aufsätze, Dispositionen etc. dem gesamten, dem Schüler zu eigen gemachten stofflichen Wissensgebiet entnommen werden. Trete immerhin bald dieses und bald jenes in den Vordergrund; je nach Stufen, Personen und Umständen, aber bleibe man nicht bei dem bequemen Schlendrian stehen, der von der Litteratur zur allgemeinen Weltgeschichte (= Kriegsgeschichte!?) und von da in die vage Sphäre der Sentenzen sich hinüberbewegt, aber nicht weiter. Man kultiviert damit mehr, als es der Lehrer meinen mag, die Phrase. Für das Realgymnasium als solches fordern wir, entsprechend seinem Namen und seiner Idee, eine gewisse geistige Realgymnastik, und für den deutschen Unterricht derselben eine diesem Zweck dienende centrale Stellung und Rolle. Kein andres Fach kann hier das Centrum bilden; obwohl das Realgymnasium Latein nicht bloſs auch treibt, sondern diesem Fache im ganzen mehr Stunden widmet als irgend einem anderen (wöchentlich 10 mehr als der Mathematik, 20 mehr als dem Französischen), so will es doch keineswegs mehr Lateinschule in dem Sinne sein, daſs das Lateinische das Herz des Unterrichts bilde, auf ihm das Schwergewicht ruhe. Auf Vollkommenheit in der Verwirklichung der Idee einer Centralstellung des Deutschen würde man ja freilich wohl vergeblich rechnen oder dringen; aber ist es nicht ebenso mit andern Idealen, die man darum doch festhält? Ihre Aufgaben sich in idealer Höhe hinzuzeichnen, steht einer höheren Bildungsanstalt gewiſs nicht übel an.

Führen wir diese Zeichnung etwas näher aus. Es handelt sich also um ein Verhältnis gegenseitiger Dienstleistung zwischen den betreffenden Fächern, fast möchte ich sagen um ein Verhältnis wie zwischen Magen und Gliedern in des Menenius Agrippa Fabel. Wie nahe gewisse Unterrichtsfächer schon in ihrem Wesen dem Deutschen stehen, wurde oben in den einleitenden Betrachtungen erwähnt. Und so leisten denn diese Fächer besonders auf den untersten Stufen dem deutschen Unterricht Dienst

durch strenge Pflege der sprachlichen Korrektheit und Klarheit einerseits, aber auch durch Einführung neuer Begriffe und Erweiterung der Ausdrucksmittel andrerseits. Der deutsche Unterricht tritt zu diesen Gebieten dann ferner in Beziehung durch seine Lektüre; die Stücke des Lesebuchs gehören ja eben grofsenteils den Gebieten der Geographie, der Geschichte, der Naturgeschichte, auch dem religiös-ethischen Gebiete an; eine gewisse Entwicklung in diesen Fächern wird vorausgesetzt, wenn solche Stücke gewählt und behandelt werden, und sie wird wiederum durch dieselben gefördert; selbst die freie Sphäre der Gedichte führt mit stofflichen Einzelheiten oder auch durch den Gesamtgehalt in dieselben Gebiete hinüber. Dieses Verhältnis ist durch die Natur der Dinge gegeben; es kann die Pflege derselben freilich verabsäumt werden, aber es bedarf doch an sich keiner besonderen Empfehlung. Anders dagegen steht es schon von den unteren Stufen an mit den planmäfsigen deutschen Übungsaufgaben, den Aufsätzen insbesondere; und unsere Frage spitzt sich überhaupt wesentlich zu in die engere Frage, wie in den deutschen Aufsätzen des Realgymnasiums den verschiedenen Lernstoffen Rechnung zu tragen sei.

Man ist bisjetzt an ein planvolles Vorgehen in dieser Hinsicht noch wenig gewöhnt. Wie schon oben erwähnt, ist es ein gewohnter Zustand, dafs der Stoff der Aufsätze, sofern er aus der unmittelbaren Region des deutschen Unterrichts, seiner Gedichte und sonstigen Lektüre, herausgeht, oder sofern er nicht das freie Gebiet naheliegender Beschreibungen und Betrachtungen betrifft, noch die Geschichte mit in Anspruch nimmt, sonst aber nichts. Durch die mehr äufsere Thatsache, dafs dieses Fach mit jenem oft in einer Hand vereinigt ist, wird das nahe gelegt; dazu kommt, dafs während mehrerer Jahre die Übung grade im Erzählen im Vordergrunde stehen mufs; aber auch die beschränkte Orientierung des Lehrers wirkt erheblich mit. Über das letztgenannte Hindernis obzusiegen, kann, wenn der Grundsatz einmal anerkannt ist, nicht unmöglich sein. (Mag sein freilich, dafs um dieser und auch noch um anderer Ursachen willen eine etwas eigenartige Vorbildung der an Realgymnasien Unterrichtenden sich für die Zukunft nötig erweist und entwickelt.) Auch die Frage, ob denn Zeit vorhanden sei, um das Mannigfache hereinzuziehen,

braucht uns nicht zu beirren, denn es handelt sich im ganzen eben doch um die gesamte Reihe der Unterrichtsjahre, und da wird sich abwechselnd für alles Passende Raum finden, besonders sofern ja manches nur mündlich erörtert oder im Umrifs entworfen, aber keineswegs alles als wirklicher „Aufsatz“ ausgeführt wird. Einem gewissen stofflichen Vielerlei ferner darf der Aufsatz, wie schon oben angedeutet, gar nicht aus dem Wege gehen, wenn er seinen Zweck, nämlich Übung, Fertigkeit, Können, Gewandtheit, erfüllen soll. In welcher Weise aber — damit wir über allgemeine Behauptungen hinauskommen — lassen sich denn die verschiedenen umgebenden Fächer wirklich heranziehen? Gehen wir zu den einzelnen über.

Die Naturgeschichte ist das erste, mit dem wir es zu thun haben; denn zu ihr ist zweifellos von Sexta an Beziehung zu nehmen. Die Beschreibung von Repräsentanten der Säugetiere und Vögel, welche das zoologische Pensum der Sexta bildet, mufs ja nicht blofs in terminologischer, sondern überhaupt in sprachlicher Beziehung eine planmäfsige Schulung bilden, und die Herübernahme des mündlich gemeinsam Festgestellten zu schriftlicher Nacherzeugung ergiebt naturgemäfs eine der Aufsatzübungen dieser ersten Stufe. Dieselbe ist kaum schwerer als das Nacherzählen einer öfter vorgelesenen Erzählung oder Fabel, ja sie hat vor dieser den Vorzug, dafs das Gesagte hier der Ausdruck der Sachanschauung ist und sicher innerhalb des Gesichtskreises der Schüler bleibt. Die Beschreibung nimmt einen bestimmten Gang, etwa: Gröfse, Farbe, Kopf, Rumpf, Gliedmafsen, dann die Sinnesorgane, darauf das Vorkommen des Tieres, sein Aufenthalt, etwa der Nestbau, die Lebensweise, der Nutzen oder Schaden. Immerhin können diese Arbeiten erst im Laufe des Schuljahrs der Sexta versucht werden und werden in dieser Klasse noch etwas embryonisch bleiben. In Quinta werden dieselben um so ernstlicher fortgesetzt, die Beschreibung wird, auch im Zusammenhang mit der sprachlichen Weiterentwicklung, etwas eingehender, und strebt allmählich der Schilderung zu. Eine besondere Wendung nimmt sie aufserdem noch, indem die Beschreibung verknüpft wird mit erzählender Darstellung. Man hat irgendwo im Freien oder auch in einem zoologischen Garten ein Tier gesehen, das so und so aussah; was war es wohl? man rät, und beobachtet

dabei das Tier, auch seine Lebensweise; schliefslich kommt der Name und endgültiger Aufschlufs. Diese Erzählung braucht nicht ihrerseits noch in die für dergleichen beliebte Form des Briefes eingekleidet oder vielmehr eingerahmt zu werden, denn gegen diese Form ist überhaupt manches zu sagen. Ein solcher Brief aus erdichteter Situation heraus hat etwas Unwahres, wie grade die jungen Seelen auch sehr wohl empfinden; er entspricht doch keinem wirklichen Falle, denn niemand schreibt Briefe, um eine gewisse, in sein Leben nicht tiefer eingreifende, Wahrnehmung mitzuteilen, und er wird auch dem Wesen nach zu keinem wirklichen Briefe, nimmt vielmehr nur die äufserlichsten Charakteristika der Briefform an. Die Fähigkeit, Briefe zu schreiben, erwachse innerhalb der wirklichen Beziehungen der Familie und Freundschaft; für technisch-geschäftliche mufs ohnehin eine besondere Schulung vorbehalten bleiben. Nicht eigentlich schwerer — um auf unsern Gegenstand zurückzukommen — als die Beschreibung von Tieren ist diejenige von Pflanzen; der Gang von der Wurzel zum Stengel, den Blättern, den Blüten ist dabei festzuhalten; freilich wird man sich hier an solche halten, die erstens keine zu verwickelte Terminologie erfordern und zweitens auch ihrem Leben nach den Schülern wirklich bekannt sind, denn auch auf diesem Gebiete ist ein wertloses blofses Nachsprechen von Worten und Wendungen ja nicht etwa undenkbar. Eine neue Stufe wird gebildet durch das Hinzutreten von Erwägung. Die Vergleichung tritt etwa mit Quarta in ihr Recht. Manche Warum-Fragen können auftreten, z. B. betreffend den Zusammenhang von Beschaffenheit und Lebensweise. Die Begründung einer Einteilung (etwa der Teilung von Amphibien und Reptilien) kann das Thema werden. Vergleichung und Unterscheidung können dann auf bestimmte Gebiete, des Körperbaus, der Organe, der Lebensweise, beschränkt werden. Mit wachsender Erweiterung des Gesichtskreises und des Reflexionsvermögens bieten sich etwa Zusammenfassungen dar wie: die Schutz- und Trutzwaffen der Tiere, auch die Schutzfarben, oder die Schau-Organe der verschiedenen Blüten, die Arten der Verbreitung des Samens, ferner Zusammenstellung der wichtigsten Unkräuter, der bekanntesten Schlingpflanzen; oder Zusammenfassungen unter örtlichem Gesichtspunkt, wie die Vegetation an einem bestimmten Orte, ein Getreidefeld mit seinen Unkräutern,

die Bewohner eines sumpfigen Wassers; oder die Vegetation in besonderer Zeit des Jahres, die letzten Herbstblumen, die Entwicklung einer Pflanze nach Jahreszeiten und Perioden; ferner Beobachtungen im Rahmen eines Spaziergangs, einer botanischen Exkursion, eines Schmetterlingsfangs; oder Themata aus den Beziehungen des Menschen zur Tier- und Pflanzenwelt, wie: der Mensch und die Amphibien, oder verkannte Tiere, oder warum uns die Frühlingspflanzen besonders vertraut sind, oder etwas über Zucht und Pflege der Blumen; dann das Angesicht, welches uns die Natur im ganzen zeigt in Wald, Wiese, Heide etc., also nicht bloſs mit dem sehr herkömmlichen Gesichtspunkt des Nutzens („der Nutzen des Waldes", „der Nutzen des Wassers"), sondern nach ihrer Erscheinung an sich, wozu dann ja Erwägung nach manchen Seiten hin treten mag.

Wie aber ist es möglich, dieses Programm zu verwirklichen? Es soll eben nicht ein Programm bedeuten, das sich abspielen müſste, es bezeichnet vielmehr nur eine grundsätzliche Stellungnahme. Gefordert wird, daſs die Aufsätze der Sexta bis Obertertia auch aus dem naturbeschreibenden Gebiete erwachsen, nicht zur Wiederholung des Stoffes als solchen, sondern zur Übung im zusammenhängenden Durchdenken und vollgenügenden Ausdruck auch für diese Stoffwelt. Deshalb sollen die Arbeiten auch nicht bloſs Nachahmungen vorgelesener Vorbilder sein; vorbereitet natürlich müssen sie werden, nachdem der Lehrer selbst sich hinlänglich vorbereitet hat, und das kann er bei gutem Willen durch Fühlung mit dem Fachunterricht, durch eigenes Lesen und Überlegen. Freiheit der Wahl innerhalb des Mannigfaltigen, welches dieses gesamte Gebiet darbietet, bleibt ihm ja immer. Vereinigung des deutschen mit dem naturgeschichtlichen Unterricht in der Hand desselben Lehrers ist überhaupt, so ganz ungewöhnlich sie an Gymnasien sein wird, für untere und mittlere Klassen von Realgymnasien ein erwünschter Zustand.

Etwas näher schon als die Naturbeschreibung pflegt dem deutschen Unterrichte bisjetzt die Geographie zu liegen, namentlich sofern sie mit der Geschichte verbunden ist. Aus ihr sind Themata erst auf mittlerer Stufe zu entnehmen, und bis in die oberen können sich dieselben hineinziehen; denn nur Erwägungen sind angemessen, Beschreibungen kaum, da sie ja wesent-

lich ohne Anschauung wären. (Früher gab man als Themata wohl grofse Weltreisen, die an der Hand der positiven Kenntnisse in der Phantasie zu machen waren und womöglich mit Phantasie; aber diese Geisteskraft ist in unserer Zeit ganz in Mifskredit gekommen und darf in Aufsätzen gar nicht mehr mitreden, ein Zustand, der nebenbei gesagt, doch auch nicht normal ist und nicht immer dauern wird.) Nur soweit hat die einfache Beschreibung ihre Stätte, als sie auf die Heimatkunde zurückgeht; eine Verbindung mit erzählender Darstellung (Spaziergang, Wanderung, Fahrt) mag sie beleben, aber die Beobachtung, Auffassung und Schilderung des Landes und Bodens selbst und seiner Beschaffenheit bleibt das Wesentliche. Im übrigen aber sind es aus dem geographischen Gebiete zunächst Vergleichungen unter bestimmten Gesichtspunkten, und dann namentlich die mancherlei Warum-Fragen, die sich hier aufthun, wenn man die Augen offen hält. Welchen Umständen verdankt Europa seine Überlegenheit über die übrigen Erdteile? Warum ist Europa nicht als eine Halbinsel Asiens aufzufassen? Das Mittelmeer als Vermittler der Kultur im Altertum. Seit wann begann der Glanz der Mittelmeerufer zu erbleichen? Roms günstige Lage zu einer Weltstadt. Wie hat sich in Ägypten eine so eigenartige Kultur entwickeln können? Bedeutung der Flüsse für Handel und Verkehr. Die Vorzüge der gemäfsigten Zone. Inwiefern bilden einige Inselgruppen eine Brücke zwischen den Kontinenten? Inwiefern steigern nahegelegene Inseln die Seetüchtigkeit der Festlandbewohner? Welche Eigentümlichkeiten zeigen die ozeanischen Inseln? Warum ist die lombardische Tiefebene so vielfach Kriegsschauplatz gewesen? Warum sind auf deutschem Boden so viele Entscheidungsschlachten geliefert worden? Warum ist Amerika so spät entdeckt worden? Worin liegt die günstige Position von Frankfurt am Main? Die günstige Lage Berlins. Welche Bedeutung hatte Augsburg für den Transitohandel und wodurch hat es diese verloren?

Über die Verbindung der Geschichte mit dem Deutschen scheint es fast unnötig, ein Wort zu sagen, da sie doch wohl überall reichlich verwirklicht ist. Aber sie kann darum doch eine mehr oder weniger glückliche sein. Mit Nacherzählung ist natürlich zu beginnen, und dabei die richtige Steigerung der Ansprüche zu wahren. Die Sagenwelt liefert das Anfangsgebiet, und zwar

nicht vor Quinta; die Auswahl ist dadurch beschränkt, dafs das Wichtigste in den deutschen Lesebüchern der Schüler schon enthalten zu sein pflegt. Auch auf den folgenden Stufen ist die richtige Wahl und Einrichtung keineswegs immer selbstverständlich. Der deutsche Unterricht hat hier nicht etwa so in den Dienst des geschichtlichen zu treten, dafs die korrekte Aufzeichnung des Stofflichen der wesentliche Zweck sein dürfte. Ebenso mufs ein anderer Abweg vermieden werden, nämlich das blofse Übernehmen der Darstellung des Geschichtslehrers durch das Medium von Ohr und Gedächtnis. Hierin ist man vielfach zu unbefangen; das hohe Gebiet der politischen und Kulturgeschichte ist dem Schüler eigentlich ein natürlich ganz fernliegendes, und namentlich alles Zusammenfassende, abstrakt Charakterisierende übernimmt er, wenn er es auch zu verstehen glaubt, doch zunächst wesentlich nur als Phrase. Ist nun der Geschichtslehrer in dieser Hinsicht zu arglos, oder ist er gar besonders befriedigt durch die Wiederkehr der bestimmten Wendungen für die bestimmte Sache, so entsteht der Zustand einer Scheinausbildung, deren Hohlheit erst viel später erkannt wird. Auf Variation des Ausdrucks (das geschichtliche Gebiet ist dafür ja nicht zu schwer) ist daher im Geschichtsunterricht selbst möglichst hinzuarbeiten, damit durch die relative Selbständigkeit des Ausdrucks die Sachaneignung erwiesen werde; nur dann können nachher auch geschichtliche Aufsätze gegeben werden und einen Wert haben.

Was den besonderen Charakter dieser Aufsätze betrifft, so wird es in den mittleren Klassen vor allem gelten, belebte Einzelbilder zur Ergänzung der allgemeinen und zusammenfassenden Darstellung zu bieten und nachzugestalten (womit wir denn auch glücklich aufserhalb des Textes der Schulbücher stehen), in den oberen Klassen mufs mehr reflektierende Durchdringung des Stoffes Ziel sein. Manche Geschichtslehrer von höherem Fluge durchweben ihren Unterricht selbst schon mit vielfachem Vergleichen, Überblicken, Verknüpfen, Abwägen, Ergründen, Würdigen; meist aber wird es grade dies alles sein, was der geschichtliche Unterricht dem deutschen überläfst. Bei dieser Teilung der Arbeit braucht auch wohl die schon oben erwähnte Befürchtung des Streites der beiden Gewalten nicht grofs zu sein. Freilich kann der Geschichtsunterricht dem Deutschen auch das Material gar zu wenig zu-

bereiten, z. B. wenn er, wie das wohl geschieht, die Entstehung eines Kompendiums im Kopfe des Schülers oder gar einer mit spärlichem Texte versehenen Zahlentabelle für sein Ziel hält, wobei denn etwa, wie es eben in den Tabellen zu geschehen pflegt, die Fakta im Präsens nach einander aufmarschieren. Mit dieser Tabellensprache, die von der lebensvollsten Schilderung das Tempus borgt, dem Wesen nach aber grade das Gegenteil davon ist, verbindet sich dann wohl ein trockenes Einteilen und Periodenmachen, welches wiederum der Tod für alles Verstehen des geschichtlichen Werdens ist. In solchem Falle hat es der deutsche Lehrer mit seinen Geschichtsaufsätzen freilich schwer, Boden unter die Füſse zu bekommen, auf den er treten kann. — Das Material von geeigneten Thematen, welches die Geschichte überhaupt ergiebt, ist unendlich, und wird als solches namentlich fühlbar, wenn man sich über die — allerdings beliebtesten — allgemeinen Aufgaben erhebt und ganz bestimmte Einzelfragen stellt; dieselben können deswegen doch stofflich reich sein, ohne daſs weitgehende Einzelheiten herbeigezogen werden müſsten. In der Kunst, die Themata zu finden und zu gestalten, kann man sich, glaube ich, im ganzen noch erheblich vervollkommnen. Das bekannte Buch von Apelt, welcher die sämtlichen Themata der Prima deutscher Gymnasien aus einem Jahre gesammelt und beurteilt hat (auf Realgymnasien hat er sein Auge nicht ruhen lassen), zeigt neben viel Schiefem auch viel bloſs Fortgeerbtes, und eine groſse Mannigfaltigkeit von Thematen gegenüber einem und demselben bedeutenden geschichtlichen Gebiete tritt nicht hervor. Wollen wir hier die besonderen Seiten in der Aufgabe des Realgymnasiums als solchen aufsuchen, so ist die Mitberücksichtigung des Kulturhistorischen einerseits und die — namentlich auch vergleichende — Herbeiziehung der französischen und englischen Geschichte andrerseits das Natürliche. Daſs das Kulturhistorische gelegentlich bis auf die Würdigung des Geographisch-Naturgeschichtlichen (siehe übrigens auch die obigen geographischen Themata) sich erstrecke, ist an sich wünschenswert, doch ist dabei freilich kaum Selbständigkeit der Gedanken zu erwarten, und es wird dies also mehr Reproduktion sein müssen und in die Sekunda gehören. Und aus dem Gebiet der auſserdeutschen neueren Geschichte sei unter uns auch Eines nicht versäumt, nämlich die Würdigung wahrhaft groſser Menschengestalten;

denn es heifst doch im grunde nur bequem in der humanistischen Überlieferung stecken bleiben, wenn man von allen bekannten, oft aber ganz fragwürdigen, Heldencharakteren des Altertums eine genaue Vorstellung als selbstverständlich fordert, aber z. B. der Gestalt eines Washington nur eine kühle Phrase oder ein paar kahle Daten widmet!

Längst ist es üblich, dann und wann Übersetzungen aus den fremdsprachlichen Schriftstellern als Aufsätze oder vielmehr statt solcher eintreten zu lassen, gewöhnlich in den mittleren Klassen. Grofse Neigung für diese Übung hegen die Lehrer des Deutschen nicht; sie wird meist für zu einfach gehalten, und pflegt dennoch unbefriedigend auszufallen: letzteres allerdings wesentlich deshalb, weil man beim Übersetzen in den fremdsprachlichen Stunden selbst nicht bis zu wirklich echtem Deutsch zu gelangen pflegt; soll der Schüler diesen Weg allein machen und zwar plötzlich und ungewohnter Weise allein machen, so ist er dazu eben nicht imstande. Geschieht dagegen dort im Unterricht das Nötige, so ist die Arbeit des Schülers allerdings keine grofse mehr, aber die Nötigung für jeden einzelnen zur Aufzeichnung einer allseitig guten Übersetzung ist doch nicht geringzuschätzen. Konflikt der verschiedenen Fachlehrer ist natürlich auch hier wieder möglich. Aber dieselben müssen sich in solchem Falle eben die Mühe nicht verdriefsen lassen, sich vorher mit einander zu benehmen und zu verabreden. Bei Übersetzungen sollte man aber nicht stehen bleiben; auf diesem Gebiete ist vielmehr auch zusammenhängende Inhaltsdarstellung, oder zusammenstellende Beschreibung, oder charakterisierende Schilderung nach dem fremden Texte, also Arbeiten von minder strenger Abhängigkeit, am Platze. Und im ganzen können die fremden Sprachen von Quinta (wo vielleicht ein erstes lateinisches Geschichtchen wie „Merkur und der Holzhauer“ übersetzt wird) bis Prima, wo etwa eine ausgedehnte Rede oder Abhandlung kürzer nachgebildet wird oder besondere, aus dem Inhalte zu beantwortende Fragen gestellt werden, in dieser Weise ausgenutzt werden. So schliefst sich, um wenigstens ein einziges Beispiel zu geben und zugleich auf einen Punkt der vorigen Seite zurückzukommen, an die Lektüre von Guizots „Étude sur Washington“ in Prima sehr natürlich das Thema an: Warum nennt Guizot am Schlusse der É. s. W. seinen Helden „de tous les grands

hommes le plus sage et le plus vertueux"? An ein einziges Shakespeare-Drama ließen sich zahllose Aufgaben anschließen (siehe unten), und auch wo das Thema nicht grade unmittelbar dem fremden Werke entnommen wird, hat es der Schüler doch oft behufs Exemplifikation u. dergl. mit zu durchmustern und auszubeuten; so wäre z. B. zu gleichmäßiger Benutzung die eventuelle Lektüre desselben Schuljahrs: Schillers Braut von Messina, Shakespeares Macbeth, Sophokles' Elektra heranzuziehen, wenn das mit Recht beliebte Thema vom fortzeugenden Fluch der bösen That gestellt wäre.

Bekanntlich stand früher in einigen preußischen Provinzen ein Religionsaufsatz, wenigstens in Prima, dem deutschen zur Seite. Er ist aus guten Gründen abgeschafft. Sein Schwerpunkt übrigens lag ja nicht in der Formgebung, sondern die inhaltliche Leistung war Selbstzweck. Man wird überhaupt, wenngleich der Religionsunterricht in seiner Methode dem deutschen von Sexta an vielfach parallel geht und ein nahes Verhältnis zwischen beiden bestehen muß, doch nicht daran denken, jenen irgendwo diesem gradezu dienstbar zu machen; was er etwa mit fördert, thut er durch seine eigene Natur, aber nicht um eines solchen, relativ untergeordneten Nebenzweckes willen. Das Gegenteil aber von einem falschen Abhängigkeitsverhältnis besteht, wenn der deutsche Unterricht hier und da auch einmal einen Stoff des Religionsunterrichts in seiner Art zu verarbeiten unternimmt. So lautete ein zweifellos korrektes Thema unserer Sekunda: Worin hat die Feindschaft der Pharisäer gegen Jesum ihren Grund? Und manche ebensogute lassen sich aufstellen. Damit soll nicht etwa der abgeschaffte Religionsaufsatz durch eine Hinterthür wieder hereinschlüpfen; abgeschafft wurde er, weil es sittlich bedenklich war, die Darlegung religiöser Erkenntnisse, Überzeugungen oder Betrachtungen zu einer Prüfungsforderung zu machen, weil für die halbentwickelten Persönlichkeiten die Versuchung zu innerer Unwahrheit zu groß war. Hier aber wollen wir es nur mit ruhig zusammenfassender Darstellung von objektivem Stoffe zu thun haben; auch ein etwa an die neutestamentliche Lektüre angeschlossenes betrachtendes Thema von objektivem Charakter wäre in Anlehnung an vorhergehenden guten Unterricht nicht unmöglich: dies natürlich am ehesten, wenn beide Fächer

vereinigt sind.*) Dazu käme dann noch manches Kirchengeschichtliche.

Namentlich aber ist ein Grenzgebiet vorhanden, welches der deutsche Unterricht mit seinen, sei es auszuführenden Aufsätzen, sei es bloſsen Entwürfen und Betrachtungen mit in Anspruch nimmt, nämlich das ethische Gebiet. Diese Ansicht tritt allerdings in Gegensatz zu dem von einer Autorität wie Laas mitvertretenen Standpunkt, daſs die Schreib- und Denkübungen lieber an möglichst unbedeutendem Stoffe zu machen seien als an hohem und edlem. Fiat experimentum in corpore vili. Immerhin! Aber es handelt sich hier nicht um bloſse Experimente. Entnehmen wir ein Aufsatzthema einem Tragödienstoffe, so handelt es sich uns gar nicht bloſs darum, daſs die Zöglinge ihren Verstand daran schulen, richtig sehen, entnehmen, gruppieren, darstellen lernen, sondern es soll ihnen durch die Stellung der Aufgabe eine tiefere Durchdringung des edlen Kunstwerks um seiner selbst willen vermittelt werden, und wenn z. B. im Anschluſs an Goethes Iphigenie

*) Als mögliche Aufgaben seien hier noch genannt: Wie erklärt sich der Umschlag der Stimmung bei dem Volke von Jerusalem Jesu gegenüber? Der Charakter des Simon Petrus nach den Evangelien. Das Evangelium des Lukas und die Reichen. Der sittliche Begriff des Pharisäertums, nach den Evangelien und weiteren geschichtlichen Erscheinungen. Die Bergpredigt als Inbegriff sittlicher Ethik. Der Begriff des Ärgernisses im Sinne der Evangelien. Über das Wort Jesu: Ich bin nicht gekommen Frieden zu senden, sondern das Schwert. Paulus und die Gemeinde zu Philippi. Was erfahren wir von reinmenschlichen Beziehungen des Apostels Paulus? Des Paulus Zeugnis von sich selbst, 2. Cor. 11 u. 12. In welcher Lage haben wir uns die Empfänger des ersten Petrusbriefes vorzustellen? Die Liebe im ersten Brief des Johannes. Was bedeutet es, daſs man (nach Röm. 12) „das Böse mit Gutem überwinden soll? Ist es möglich, „mit allen Menschen Frieden“ zu halten? Was bedeutet die Forderung an die Knechte, daſs sie „alle gute Treue erzeigen“ sollen? Was bedeutet der Ausdruck: die Waffen des Lichts anlegen? Warum heiſst es: Meidet allen bösen Schein? Warum heiſst es: Werdet nicht verdrossen Gutes zu thun? Was bedeutet des Paulus Wort: Ich kann niedrig sein und kann hoch sein? Durch welche Mittel sollen wir nach dem Neuen Testament unsere Gegner gewinnen? Welchen Stellen des N. T. entspricht der Schillersche Vers: „Der Siege göttlichster ist das Vergeben“? Alle diese Themata gestatten eine schlicht begriffliche Bearbeitung, und sind für die obersten Stufen (teils O II, teils I) nicht etwa schlechthin zu schwer. (Übrigens siehe hierzu die Ausführungen in Nr. 9 der vorliegenden Abhandlungen.)

in demselben Schuljahre zwei, drei Themata bearbeitet und andre Aufgaben noch formuliert und mündlich gelöst werden, so ist uns nicht Übung an diesem Stoffe, weil er nun grade vorliegt, letzter Zweck, sondern ein volleres Erkennen, Empfinden, Erfassen der Dichtung, die sich jedem neuen Einblick voller eröffnet. So viel Hochachtung zollen wir der „formalen Bildung" nicht mehr, und die philologische Methode ist uns nicht die Geistesschulung schlechthin! Ist es möglich, materiale Zwecke mit den formalen zugleich zu erreichen, so wird das doch wohl das beste, übrigens auch das natürlichste Ziel sein. Mein Ideal wäre denn allerdings dies, daſs die im Laufe der letzten Jahre (der Prima) durchgearbeiteten Themata sich zu einem Cyklus oder zu Cyklen solcher Erörterungen zusammenrunden, welche nach Maſsgabe des geistigen Standpunkts der Schüler ein wertvolles Gebiet höherer Wahrheit darstellen, und dabei eben auch ethischer. Natürlich soll diese Klärung der Begriffe nicht durch Vortrag, Überlieferung, Aneignung, Reproduktion, Wiederholung angestrebt werden, nicht etwa ein Gebiet systematischen Unterrichts bilden, sondern es handelt sich um gemeinsames Finden unter der Leitung des Lehrers. Oder soll das gemeinsame Suchen und Entwerfen von „Dispositionen" nur den mittleren Klassen angehören, auf den obersten Stufen dagegen nur Themata gestellt und Aufsätze korrigiert werden? Das hat freilich vielfach als das allein Würdige gegolten, ist es darum aber doch nicht. Auch hier ist es pädagogisch wertvoller, schiefe, matte, verfehlte Äuſserungen zu verhüten, als sie nachher zurechtrücken zu wollen. Als Gebiete aber, wie sie hier (natürlich immer nur auf der obersten Unterrichtsstufe) zu betreten sind, seien genannt: das Verhältnis von Sitte und Sittlichkeit, falsche und echte Freiheit, die wahre Ehre und ihre Verkehrungen, Selbstgefühl und Selbstverleugnung, Wesen und Wert der Höflichkeit und ihrer Formen, der sittliche Charakter der Arbeit, die Arten des moralischen Mutes, Toleranz und Parteinahme, falsche und echte Vaterlandsliebe etc.

Doch blicken wir ohne Zögern nun auch etlichen Bedenken ins Gesicht, welche entstehen werden. Soll hier etwa eine Art philosophischer Ethik neben der christlichen eingeführt werden, um sich möglicherweise auch gegen diese zu kehren? Mit nichten:

auf die ethischen Ideale des Christentums als die höchsten, die wirklichen sei das Auge schlieſslich stets gerichtet; von dem Standpunkte aus, den die eigene Erwägung zu erreichen vermochte, blicken wir — wie von den vaterländischen Schwarzwaldbergen auf die Glanzregion der Hochalpen — zu der höheren, der höchsten Sphäre hinauf, aber ohne den gefährlichen Fehler, über dasjenige zu viel Worte zu machen, was nur angeschaut und empfunden in seiner Hoheit und Glorie, was nur so für die Seele das Heilige bleibt. Gegen eine solche Berührung der Gebiete kann der Religionsunterricht seinerseits nichts haben. Ja, es ist gut, wenn sein Inhalt nicht allen übrigen Fächern gegenüber in einer fernen, unüberbrückten Jenseitigkeit verharrt. Es darf auch wohl gut genannt werden, wenn der deutsche Unterricht sich wenigstens auf seine Art des Gebietes der Ethik annimmt, das der Religionsunterricht seinerseits bisjetzt meist gar zu sehr auf sich beruhen läſst.

Und nun noch das andere Bedenken, welches wir uns nicht zum erstenmale formulieren: wie kann denn der deutsche Unterricht alle diese weiten und hohen Gebiete durchmessen? Wie hätte er dazu Zeit und Vermögen? Sollen nicht die Schätze der deutschen Litteratur, deren Lektüre ihn in erster Linie beschäftigt, den Stoff auch für seine Denkarbeit und seine Schreibübungen abgeben? Soll diese natürliche, gesunde und unerschöpfliche Nahrung preisgegeben werden zu gunsten eines bunten Allerlei? Meine Antwort ist: an die zusammenhängende Lektüre sei in der That möglichst alles angeknüpft, oder vielmehr aus ihr entwickele es sich; es kommt nur darauf an, daſs man wirklich das Rechte und Nötige daraus entwickele, daſs man nicht bei der öden Routine bleibe, daſs der Blick des Lehrers in die Höhe, Tiefe und Weite gehe. Ganz besonders und sehr natürlich sind es die gelesenen Dramen, deren Durchdringung — ohne daſs vom Wege abgegangen würde — allen den mannigfaltigen Fragen Einlaſs verstatten. Man denke nur an Goethes Iphigenie und ihre eigentümliche, reine, reiche Ethik! Die Möglichkeit der Ausbeute eines Dramas ist eben eine viel reichere, als man wohl annimmt. (Wenigstens pflegen die veröffentlichten Themata keine allzugroſse Mannigfaltigkeit zu verraten.) Durch sie grade kann die glücklichste Association und Verwirklichung der geforderten Central-

stellung geschehen. Selbst einem scheinbar so weit abliegenden Fache wie der Geographie kann hier ein korrekt gestelltes Thema Eingang gestatten, z. B.: Durch welche Züge hat Schiller der „Braut von Messina“ ein gewisses lokales Kolorit gewahrt? Oder: Inwiefern kommt in Shakespeares Macbeth die Natur des schottischen Landes zur Darstellung? Es mufs ja nicht immer heifsen: Charakteristik des Helden X, oder Gang der Handlung im Drama Y, u. dergl.*) Werden hier an die Leistungsfähigkeit des deutschen

*) Es sei hier beispielsweise noch die Reihe der Themata aufgeführt, welche aus einem einzigen Drama, wir wählen Shakespeares Richard II., geschöpft werden könnten, eine Reihe, die zweifellos noch reichlich vermehrt werden kann: 1. Wie können wir uns die (der Handlung des Stückes vorausgehende) Entwicklung von König Richards Charakter vorstellen? 2. Richards überlegene Geistesbegabung und auffallende Kurzsichtigkeit. 3. Welche Eigenschaften und Handlungen machen Richard II. des Königtums unwürdig? 4. Der Mifsbrauch der königlichen Gewalt durch Richard II. 5. Ist das Majestätsbewufstsein König Richards ein gesundes? 6. Königliches Reden und unkönigliches Handeln bei R. II. 7. Die falsche und echte Majestät in dem Bilde Richards? 8. Was bedeutet der Urteilspruch König Richards (I, 3) für seinen Charakter und sein Geschick? 9. König R. am Sterbebette seines Oheims Gaunt — welcher Moment in seiner Entwicklung? 10. Der ironische Zug im Wesen K. Richards. 11. Der Mangel an Selbsterkenntnis bei K. R. 12. Die Gegensätze in K. Richards Wesen: Stärke der Phantasie und Schwäche des Willens, Selbstüberhebung und Selbstentwürdigung etc. 13. Wie erweist sich an K. R., dafs dem Herrscher Selbstbeherrschung unentbehrlich ist? 14. Die letzten Regungen des Selbstbewufstseins bei K. R. 15. Gewinnt Richard im Unglück innere Würde? 16. Inwiefern ist Richards Geschick gerechte Sühne für seine Handlungen? 17. Wird es auch König Richard II. gegenüber gelten, dafs alles verstehen heifst alles verzeihen? 18. Wie gewinnt doch auch der schuldige K. R. unser Mitgefühl? 19. Mit welchen Empfindungen verfolgen wir die grofse Abdankungsscene (IV, 1, 162 ff)? 20. Für wen nehmen wir innerlich Partei, für R. oder seinen Gegner Bolingbroke? 21. K. Richard und ähnliche Charaktere der Geschichte. 22. Ist Bolingbroke würdig, den Thron anstatt Richards einzunehmen? 23. Bolingbroke und andere geschichtliche Usurpatoren. 24. Heinrich Bolingbroke als Sohn, als Vater und in seinen sonstigen verwandtschaftlichen Beziehungen. 25. Wie können wir uns die allmähliche innere Entwicklung Bolingbrokes vorstellen? 26. Wie bewährt sich die Charakteristik der Gegner Bolingbroke und Mowbray durch König Richard (I, 1, 18 ff) im weiteren Verlauf der Handlung? 27. Was erhellt aus dem Stücke über die früheren Beziehungen zwischen dem Könige und Mowbray? 28. Gaunt als Vater und als Oheim. 29. Gaunt und Brutus (ihre eigenen Söhne richtend). 30. Das Ende Gaunts — welches Licht wirft es auf die Charaktere und Ver-

Lehrers weitgehende Anforderungen gestellt, so ist das ja kein unerhörtes Novum. Der Grad der Durchführung jener vielfachen

hältnisse? 31. Parallele zwischen Gaunt und York, den beiden Oheimen des Königs? 32. Welches Urteil müssen wir über Charakter und Handlungsweise Yorks fällen? 33. York als Vater und als Unterthan. 34. Wie erfüllt York seine Aufgabe als stellvertretender Regent? 35. Der Zwiespalt von Gesinnungen und Handlungen in dem Bilde Yorks. 36. Die Königin als Lichtgestalt unter den Personen des Dramas. 37. Das Verhältnis Richards zu seiner Gemahlin als Lichtseite in dem Bilde des Königs. 38. Aumerle, der zweideutigste Charakter im Stücke. 39. Die drei Vettern Richard, Bolingbroke und Aumerle. 40. Die Günstlinge des Königs, ihr Verhalten und ihr Geschick. 41. Die Rolle Northumberlands in der Handlung des Stückes. 42. Das Bild des alten Gärtners III, 4. 43. Die Wirren des Stückes als eine natürlich zusammenhängende Kette. 44. Was läfst weitere Verwicklungen erwarten? 45. Prophetische Aussprüche im Verlaufe des Stückes. 46. Verhältnis der Handlung des Stückes zu der geschichtlichen Quelle. 47. Wie lassen sich die Abweichungen von der geschichtlichen Quelle begründen? 48. Wie die Aktschlüsse in kurzen Andeutungen das Gewicht des Bevorstehenden vorausnehmen. 49. Warum hat Schlegels Übersetzung eine abweichende Akteinteilung? 50. Spiel und Gegenspiel im Stücke. 51. Höhepunkt und Peripetie im Stücke. 52. Parallele zwischen den Streitszenen I, 1 und IV, 1. 53. Der Ausgang des Stückes in Parallele gesetzt mit demjenigen anderer bekannter Dramen. 54. Wie charakterisiert sich die Sprache am Hofe König Richards? 55. Die Bildersprache im Drama. 56. Rittersitte und Gesinnungsroheit bei den Personen des Dramas. 57. Der Zweikampf als Gottesurteil und die Formen seines Verlaufs, nach I, 1, 3. 58. Welches kulturhistorische Bild entrollt sich durch das Drama vor unsern Augen? 59. Was bedeutet der Ausspruch (in Richards Munde): They well deserve to have That know the strong'st and surest way to get (III, 3, 200 f)? 60. The love of wicked friends converts to fear, That fear to hate, and hate turns one or both To worthy danger and deserved death (V, 1, 66). 61. Das Leid der Verbannung, geschildert nach den Äeufserungen von Bolingbroke und Mowbray (I, 3). 62. Das Lob Englands im Munde des sterbenden Gaunt. 63. Erläuterung der Stelle II, 2, 14 ff: Each substance of a grief hath twenty shadows etc. 64. Analyse der Vergleichung des Gefängnisses mit der weiten Welt im Munde Richards V, 5. 65. Die Könige und die Volksgunst, nach dem Stücke. 66. Die Abgründe des Königtums, nach verschiedenen Stellen des Dramas. 67. Soll verdientes Unglück unser Mitleid verwirken? (Verallgemeinerung von Nr. 18). Und so weiter! Auf Erläuterung, inwiefern diese Themata die oben geforderte vielseitige Association verwirklichen, dürfen wir wohl verzichten. Dafs auch die ähnlich klingenden doch je eine selbständige Arbeit bedeuten, wird nicht verkannt werden. Zu schwierig sind sie nicht, wenn die Lektüre richtig geleitet wurde. (Vergleiche hierzu die Abhandlung Nr. 8 in dieser Sammlung.)

Association wird ja nicht überall derselbe sein: je nach Zusammenlegung verschiedener Fächer in derselben Lehrerhand, nach der Verbindung der persönlichen Studien, nach Parallelität der persönlichen Methode wird der Anschlufs loser oder fester, einseitiger oder reicher ausfallen, und mag das immerhin. Haben wir, um auf eine einleitende Bemerkung zurückzukommen, nur ein Ideal hingezeichnet, so — soll man sich eben von Zeit zu Zeit im Spiegel des Ideals beschauen, das wird dem Realen zu gute kommen. Die gesamte pädagogische Bewegung der Zeit aber dürfte darauf hinweisen, dafs im Organismus der erziehenden Schule erst dann wahrhaft organisches Leben pulsiert, wenn der Zustand des kühl nebeneinander her docierenden Fachlehrertums überwunden, wenn das vorschwebende Gesamtziel allen bewufst und die Verbindung möglichst innerlich verwirklicht ist. Die exaktesten Lehrpläne bewirken das noch keineswegs.

IV.

Alles bisjetzt Geforderte hing, soweit es eine Eigenart des Realgymnasiums zu bedeuten hat, mit der Lehrorganisation der Anstalt zusammen. Aber ergiebt nicht auch die Bestimmung unserer Schule gewisse Normen, welche der Unterrichtsführung vorschweben müssen? Ich wüfste freilich nicht, wo diese Bestimmung mit kurzen und mafsgebenden Worten geschrieben stünde. Desto besser weifs ich, dafs die Wenigsten sich überhaupt eine rechte Vorstellung davon machen, ja dafs eine unglaubliche Verkennung des Wesens und der Bestimmung der Realgymnasien ganz gewöhnlich ist. Aber ich halte es endlich doch nicht für allzuschwer, die Sache im rechten Lichte zu sehen. Indem unsere Schule den strengen Gegensatz humanistischer Allgemeinbildung und einer den geistigen Bedürfnissen des Lebens dienenden Realbildung für unnötig erklärt, will sie das formale Bildungsergebnis jener oder ein ihm gleichwertiges erreichen an Wissensstoffen, die zum wirklichen geistigen Leben der Gegenwart in näherer Beziehung stehen, ein Programm, das weder dunkel ist noch grundsätzlich angefochten werden kann. Nun aber ist die Beziehung zum wirklichen Leben und seinen Bedürfnissen nicht blofs durch die Unterrichtsstoffe zu suchen, es handelt sich auch um die Art der Verarbeitung, und kein Zweifel kann sein, dafs unser besonderer

deres Streben dahin gehen mufs, nicht stehen zu bleiben beim Erkennen und Verstehen, sondern möglichst zum Können und Beherrschen hinzuführen. Nicht als ob dieses Ziel nicht auch anderswo bestünde, aber wir haben es auf unsere Fahne ganz besonders zu schreiben, wenn wir durchdringen wollen. So gilt es denn auch auf dem Gebiete der Muttersprache, und auf diesem mit am meisten, Beherrschung anzustreben!

Wie geschieht das? Es darf wohl von vorne herein zugestanden werden, dafs hierin noch manches zur Vervollkommnung zu thun bleibt. Aber wir brauchen ja nicht stille zu stehen. Blicken wir einen Augenblick hinüber auf die lebenden fremden Sprachen. Lange hat man sie in früherer Zeit so betrieben, dafs ihnen im Vergleich zu den alten Sprachen kein rechter Ernst gewidmet wurde, dafs zwar ein gewisses Verstehen und Können angestrebt ward, aber ohne festen methodischen Gang, ohne Strenge im einzelnen, und darum ohne sichere, gleichmäfsige Ergebnisse. Lange hat man sie dann so betrieben, dafs der Modus der alten Sprachen möglichst genau auf sie übertragen wurde; das Ergebnis war da ein positives, aber nicht das naturgemäfs wünschenswerte. Die jüngste Vergangenheit erst hat neue Wege aufgethan (die freilich erst hier und da betreten sind). Von der Lautlehre ausgehend und auf den sicheren Ergebnissen der Sprachbeobachtung fufsend, wird die gesamte physische Seite der Sprache von Anfang bis zu Ende in energischer Pflege gehalten, beim Lesen und Übersetzen Erhebung über das blofse Aneinanderreihen von Einzelworten zu natürlicher Gruppierung, Flufs und Ton erstrebt, das Ohr an das Hören der unpedantisch gesprochenen Rede gewöhnt, Emancipation vom blofs Gedruckten und Geschriebenen gewonnen, der Nachahmung und Gewöhnung ihr Recht gewahrt, und bei alledem die Strenge gegenüber dem Geistigen und Geistbildenden nicht aufgegeben. So ist das Prinzip, das wohl zweifellos allmählich allerwärts durchdringen wird, und dessen Ergebnisse da, wo ihm nachgelebt wird, sich schon ans Licht wagen dürfen. — Auch gegenüber der Muttersprache mufs das Losungswort sein: los vom Buche, Erhebung über die blofse Schriftsphäre, freie Übung und Verfügung!

Unser gesamter deutscher Unterricht krankt an zu grofser Abhängigkeit vom Buche. Das beginnt schon auf der Elementar-

stufe, doch tritt dort wenigstens planmäfsige Sprechübung, namentlich im Anschlufs an Sachanschauung, dem Lesen zur Seite. Das Lesen selbst bleibt aber vielfach im Verhältnis einer starren Jenseitigkeit zum Sprechen. Mit dem lautlichen Reproduzieren der Buchstaben und Wörter oder auch der Sätze ist man zu sehr zufrieden. Was die Sprache sonst noch hat, und was sie zur Sprache macht, was ihr mehr als das alles den seelischen Gehalt giebt, die gesamte Bewegung der Stimme mit ihrem unendlichen Reichtum an Inflexionen und Modulationen und Wirkungen, das wird viel zu wenig mit in Ausbildung genommen, das verkümmert gradezu im Schulunterricht! Das Herunterleiern oder Herausplärren der Schulstube ist doch dauernder Gegenstand des Spottes der Gebildeten. Mufs das so sein, ist das vom Unterricht unzertrennlich? Ich behaupte das Gegenteil. Man versäumt hier nur das Rechte, erreichbar ist es. Das Ohr des Kindes ist so empfänglich und seine Stimme so biegsam! Aber beide werden bedauerlich abgestumpft. Man läfst herunterschreien, was betont und mit natürlichem Ausdruck gesprochen sein will, und lobt den seelenlosen Schreivortrag; ja einige Lehrer sind stolz darauf, eine so schöne Kräftigkeit der Sprache in ihrer Klasse grofsgezogen zu haben. Zur echten Leseübung gehört von Anfang bis zu Ende, und namentlich auch in den Stufen unserer Unterklassen, dafs die edle, d. h. die natürliche Betonung entwickelt werde, und das macht den Kindern nur Freude, sie sind dafür empfänglich und dankbar, und auch für den Lehrer mufs es eine erfreuliche Aufgabe sein, da er hier recht viel vorbildlich zu wirken hat, was doch schöner ist als das blofse Korrigieren. Ich halte es, um dann an höhere Stufen zu denken, nicht für einen der schlechtesten Beweise wertvoller Durchbildung, wenn in der Prima jeder einzelne Schüler zu tadellosem Vorlesen beliebiger deutscher Prosa erzogen worden ist, denn es wird vieles zugleich dadurch erwiesen. Dazu kommt dann die Sprechübung. Ja, deutsche Sprechübung in planmäfsiger Pflege mufs einen breiteren Raum einnehmen! Sie mufs natürlich die so eben für das Lesen gegebenen Normen mit befolgen. Oder glaubt man, dafs das in diesem Falle selbstverständlich schon geschehe? So irrt man, denn selbst das freie Sprechen bewahrt in der Schule gar sehr den Charakter des Aufsagens oder Aufzählens, Zusammenstückelns oder Ableierns. Man hat — und

zwar ist dies das Ergebnis einer jahrhundertelangen Entwicklung des Schulunterrichts — immer nur im Auge, wie die Rede sich geschrieben ausnehmen würde, ob Wortwahl, Wortform, Stellung, Phraseologie u. s. w. richtig sind, ob es geschrieben korrekt sein würde. Ob es auch korrekt gesprochen ist, diese Frage tritt gar nicht in den Gesichtskreis. Und doch steht das Sprechen über dem Schreiben, zu dessen Vorzügen es noch andere, seine eigenen, hinzuzufügen vermag, und zu dem es sich doch eigentlich verhält wie das Gemälde zur Umrifszeichnung.

Doch mit der klanglichen Seite (wozu übrigens noch die „Aussprache“ an sich gehört, die an den Schulen im allgemeinen sehr im Argen liegt*) ist es nicht genug. Auch in dem, was gesagt wird, mufs die Sprechübung sich von der absoluten Norm der Schriftsprache emancipieren. In keiner Sprache ist zu irgend einer Zeit die Ausdrucksweise der mündlichen Rede gleich der geschriebenen gewesen. (Das ist, nebenbei gesagt, schon ein Grund, warum es überhaupt ein unmöglich Ding ist, lateinisch wirklich zu sprechen, eine Kunst, der doch mit so unsäglichem Eifer, Kraftaufwand und Stolz nachgejagt worden ist.) Je nach den verschiedenen gesellschaftlichen Schichten entfernt sich die Sprechsprache inhaltlich und lautlich mehr oder minder von der Schriftsprache, auch in der höchstgebildeten Schicht noch immer ganz erheblich. Das bedeutet nicht Unvollkommenheit, nicht Stümperei; diese Sprache, diese Ausdrucksweise hat ihre Berechtigung vollständig in sich. (Eine jedermann bekannte Mittelsphäre stellt der Briefstil dar; oder soll vielleicht das der beste und der wahre Brief sein, der recht fein die Sprache der Bücher nachahmt?) Die Nichtanerkennung dieses Unterschiedes und der Gleichberechtigung hat die Pedanten erzeugt, die aus der natürlichen Region sich entfernt haben und damit schon gerichtet sind. Hält die Schule an der Identität von beiderlei Rede als dem Ziele sprachlicher Erziehung fest, so ist sie auf dem Irrweg und wirkt verderblich. Denn es wird dann keine von beiden recht entwickelt. Wollen die Schüler ihre unmittelbaren Gedanken und Empfindungen äufsern, so haben sie dann immer nur die Sprache ihrer nächsten Umgangssphäre zur Verfügung, die meistens doch derart ist, dafs

*) Siehe Abhandlung Nr. 3 dieser Sammlung.

sie — eben einer Hebung durch die Schulerziehung bedarf. Es handelt sich also darum, in diesem Sinne Sprechübungen anzustellen. Das aber kann nur geschehen, wenn geeignete Stoffe vorliegen. Was den Büchern entnommen ist, wird auch immer in der Ausdrucksweise der Bücher erörtert. Der Lehrer mufs davon hinweg in eine freie Sphäre des wirklichen Lebens führen können. Mich dünkt, das Mittel der Vorschulstufen, Anschauungsbilder zur Grundlage zu nehmen, wäre in veränderter Gestalt auch noch in unseren Klassen auszubeuten. Und manche andere Mittel können hinzukommen. (Man vergleiche hierzu die Äufserungen von Rud. Hildebrand in seinem Buche über den deutschen Unterricht.)

Doch die Mittel und Wege im einzelnen zu entwickeln, ist uns hier nicht gestattet; das Ziel aber sei betont und dringend empfohlen. Durch alle Klassen hindurch mufs dann die Aufgabe zusammenhängenden und bestimmten Ausdrucks in der Muttersprache und müssen die Gelegenheiten dazu ergriffen werden. Keineswegs also dafs die Kunst des Redenhaltens, und zwar des Haltens improvisierter Reden unserm Schulunterrichte vorschweben sollte! Nur lächeln kann man über die Begründung, mit der vor nicht langer Zeit ein Herausgeber berühmter Staatsreden sein Buch in die Schule einführen wollte, dafs nämlich unsere Schüler doch bestimmt seien, dereinst als Stadtverordnete oder in ähnlichen Stellungen das Wort zu handhaben und dafs sie dazu in der Schule und zwar an jenen Vorbildern herangebildet werden sollten! Auch werden wir nicht daran denken, etwa englische „debating clubs“ nachahmen zu wollen, in denen nicht die Sacherkenntnis oder die Wahrheit an sich das Ziel ist. Wir stellen uns ernstere Aufgaben, bleiben aber bei den schlichtesten Mitteln. Dafs nur vor allem nicht Gleichgültigkeit herrsche gegen die Pflege lebendiger und sicherer Rede, dafs das stümpernde Zusammenstückeln von Sätzen nicht darum für gut genug gelte, weil es zusammengeschrieben korrekt sein würde! Natürliche Beredsamkeit gehört nicht zu den Gaben des deutschen Volkes, unsere gewandten Sprecher sind zum grofsen Teile nicht rein germanischen Blutes; auch soll uns Beredsamkeit nimmermehr ein Bildungsziel werden, das uns — wie gewissen Völkern des Altertums und der Neuzeit — wertvollere, sittliche Ideale ersetzte. Allein dafs die Fähigkeit leichten, sicheren mündlichen Ausdrucks auch von unsern

Gebildeten hochgeschätzt und angestrebt wird, ist doch nur in der Ordnung, und die Schule soll diese Forderung sich auch zu eigen machen, sie soll nicht in einem hochmütig frostigen Verhältnis zu solchen Strebungen des wirklichen Lebens stehen, sie mufs, wie die Verhältnisse nun einmal liegen, zahlreichen Zöglingen zugleich das zu übermitteln suchen, was bereits die Familie ihnen mitgeben und stetig fördern sollte.

Nach dieser Seite denn also soll Sprachbeherrschung Ziel des deutschen Unterrichts sein; natürlich soll die Seite des Schreibens darum nicht vernachlässigt werden: dafs dort gerade eine gewisse Vielseitigkeit der Übungsgebiete auch vielseitigere Entwicklung des Ausdrucks ermöglichen soll, ward ja im Obigen dargelegt. Für die unmittelbaren Bedürfnisse bestimmter Lebens- und Berufskreise vorzubereiten, das verbietet uns unser allgemeineres Bildungsziel, denn dem Zustutzen oder Abrichten stehen wir ebenso fern wie irgend eine andere Schulart; auch hat es wenig wirklichen Wert, dasjenige der Praxis vorweg nehmen zu wollen, was in gesunder Weise erst innerhalb dieser selbst sich entwickeln kann.

Zur Kunst des Übersetzens aus dem Französischen.*)

Manchem mag unser Thema eine Frage nahe legen: Ist es überhaupt eine Kunst, das Übersetzen aus dem Französischen ins Deutsche? Bei allem Erlernen fremder Sprachen ist die leichteste der Bethätigungen die, ihre Texte in die Muttersprache zu übersetzen. So peinlich die Übertragung in das Fremde, so behaglich die Übersetzung ins Deutsche. Kehrt dabei doch, wie ein hübscher Vergleich lautet, der Geist in die Heimat zurück, während er dort in die Fremde hinauszieht. Aus einer neueren Sprache nun gar, aus einer in ihren Ausdrucksmitteln der unsrigen so nahestehenden, aus dem Französischen insbesondere zu übersetzen, das in der That ist doch wohl — „keine Kunst"!

Die leichten Aufgaben haben nun vielfach das Geschick, daſs sie zu leicht genommen werden. Man hat sich das Übersetzen aus dem Lateinischen und Griechischen dadurch bequem gemacht, daſs man einen Jargon erwachsen lieſs, welcher bei jener Rückwanderung in die Heimat auf halbem Wege stehen bleibt, welcher den Abstand der Sprachen nicht voll durchmiſst, welcher in einer eigentümlich ungelenken fremden Rüstung einherschreitet, und dem, der schlecht und recht Deutsch kann, anwendet und erwartet, ganz seltsam — allen aber, die durch Lateinschulen gelaufen sind, höchst vertraut vorkommt. Über dieses Übersetzungsdeutsch strebt man auch in der Schulstube zum Teil hinaus, aber es wird niemand behaupten, daſs es aus dem Felde geschlagen und verbannt sei. Und die Entschuldigung kann vorgebracht werden, daſs diese

*) Aus der Zeitschrift für neufranzösische Sprache und Litteratur, herausgeg. v. Behrens u. Körting, Oppeln, G. Maske, IX. Jahrgang, 1. Heft.

Sprachen zu weit von der unsrigen abstehen, um eine vollständige Umwandlung nahe zu legen.

Für neuere Sprachen würde dieselbe nicht gelten. Aber mich dünkt, weil die Sache da eben noch leichter ist, hat man sie erst recht zu leicht genommen. Und zwar, wie es scheint, von jeher. Woher denn anders die zahlreichen „Gallizismen“ in der deutschen Sprache? Sie sind doch von Hause aus nichts anderes als mechanische, denkfaule Übertragung! Nun sind sie eingebürgert, aber ist die Quelle verstopft, ist man vorsichtiger, tüchtiger, gewissenhafter geworden? Meiner Beobachtung nach mit nichten.

Wenn man sich umsieht, wie das Übersetzen ins Deutsche — nicht in der Schule, wo man eben erst lernen soll, sondern jenseits ihrer, dort wo man können will, geübt zu werden pflegt, so macht man eigentümliche Wahrnehmungen. Wie wenig aus dem Fremden übertragene Bücher, denen man ihre Herkunft nicht auf Schritt und Tritt anmerkt! Und wie zahllose Stellen, an welchen man sie ihnen anmerken würde, wenn man nicht bereits ziemlich abgestumpft wäre gegen die mannigfachen Eindringlinge, Mischlinge und Verquickungen! Wie viel kleinere oder gröfsere Schiefheiten endlich dem Original gegenüber, die erst die eingehende Vergleichung des Sachkenners aufdecken würde! Von der wüsten Art der hastigen Tagesschriftsteller ganz abgesehen: selbst die Übersetzer, welche fremde Kunstwerke in deutsche Form bringen wollen, finden sich vielfach auf seichte, wohlfeile Art mit ihrer Aufgabe ab.*)

*) Nehmen wir ein einziges kleines Beispiel aus der Gegenwart, eine blofse Überschrift, um ex ungue leonem zu erkennen. Wenn Pailleron's bekanntes Lustspiel den deutschen Lesern und Zuhörern geboten wird unter dem Titel „Die Welt, in der man sich langweilt“, so entspricht diese Übersetzung dem Französischen nur in stümperhafter Weise, in mechanischem Sinne; nur Wörter sind übertragen, keineswegs der Gedanke. Was dem Franzosen der Ausdruck *le monde* einschliefst, ist mit *die Welt* keineswegs wiedergegeben; die fein spöttische Gegenüberstellung von *le monde* und *on s'ennuie*, der Widerspruch zwischen der Bestimmung, sich gegenseitig anzuregen und durch wechselseitige Belebung zu geniefsen, und andrerseits dem kläglichen *on s'ennuie* kommt bei jenem Deutsch gar nicht zur Andeutung. So weit hier bei der Verschiedenheit der nationalen Eigenart und der Gestaltung der Gesellschaft hüben und drüben eine Übertragung möglich

Aber ist diese Fahrlässigkeit vielleicht nur die Wirkung davon, dafs die Aufgabe vollkommen zu lösen doch zu schwierig, ja unmöglich ist? Ist die Leichtigkeit im letzten Grunde gar nicht vorhanden und verzichtet man mit gutem Grunde? In der That, es ist ganz wahr, was Tycho Mommsen ausruft: „Ja, kann man denn überhaupt übersetzen? Wie kein Wort das Wort, wie noch viel weniger ein Satz den Satz, so deckt kein Bild das Bild, kein Gefühl das Gefühl, kein Witz den Witz, ja kaum ein einziger Gedanke den Gedanken vollkommen, sobald er dem mitgeborenen sprachlichen Ausdruck entrissen wird. Jedes Wort ist, wenn nicht im Begriffsinhalt, so doch in seiner lebendigen phraseologischen Erscheinung in jeder Sprache ein besonderes Wesen, und spricht man dafür das analogste Wort einer anderen Sprache aus, so weckt dies nicht alle dieselben und daneben einige neue Ideenassoziationen." Wer auf diesem Gebiet redlich und gründlich gesucht hat, ist zu ähnlicher Überzeugung gelangt, denn das wirkliche Wesen und Verhältnis der Sprache bedingt jene Sachlage. Aber weil ein Ideal unerreichbar ist, strebt man deshalb nicht auf zu ihm? Vermag es nicht, gerade weil es hoch ist, anzuregen zur Entfaltung von Kunst?

Gilt es hier doch immer eine Art von nachschaffender Thätigkeit, eine Art Kunstbethätiguug. Keine Kunstübung aber ist ohne Kunstregeln und ohne Kunstgriffe, und diese lassen sich aufzeigen und lernen, sie müssen gelernt werden, und wenn sie auch nicht die Kunst selbst ausmachen, so hängen sie mit dem Wesen derselben doch immer zusammen und führen in dasselbe ein. Es fragt sich, ob man sich dem blofsen unsicheren Gefühle überlassen, oder ob man die Augen öffnen will, um zu erkennen. Und alles Erkennen geschieht durch Scheiden. Scheidung der Gesamtaufgabe in klare Einzelaufgaben ist meines Wissens auf diesem Gebiete bisjetzt noch wenig erfolgt, kaum versucht. Versuchen wir dieselbe, so haben wir Aussicht, mit einer

ist, mufs sie in Worten frei sein, um im Inhalt treu sein zu können. „Eine Gesellschaft zum Langweilen" könnte es allenfalls heifsen, oder eine „Hochburg der Langeweile", oder „Wie man sich zu langweilen versteht", oder „Langweilige Vornehmheit" oder ähnlich. Natürlich liefsen sich derartige Proben in Masse vorführen. Gerade dem Französischen gegenüber war bequemer Schlendrian von jeher Gebrauch.

gewissen Sicherheit — nicht auf die Höhe, aber auf den richtigen Weg zur Höhe zu gelangen.

Und auf diesen richtigen Weg mufs auch schon die Schule führen. Denn ihr in der That, und nicht etwa der Zunft der Berufsübersetzer, sind die folgenden Betrachtungen gewidmet. Oder, wenn auch nicht ganz unmittelbar der Schulpraxis, so doch den jungen Lehrern, die sich zunächst selbst zum Rechten zu erziehen haben, um dann die Zöglinge anleiten zu können, und die nach der uns hier beschäftigenden Seite schwerlich eine akademische Anleitung empfangen haben. Liegt doch dies Gebiet viel zu tief unter der Höhe der stolzen Wissenschaft!

Aber auch in der Schule selbst ist die Schätzung der Übersetzungsaufgabe durchweg eine geringe. Und wie die Schätzung, so die Pflege. Jene Geringschätzung zeigt sich in drei Punkten: erstens in der geringen Berücksichtigung der Leistungen auf diesem Gebiete bei der Beurteilung der Schüler, zweitens in der weitgehenden Genügsamkeit gegenüber dem Ziele, dem Ergebnis, und drittens — worauf schon hingeblickt wurde — in der mangelnden bewufsten Teilung und Gliederung der dabei erwachsenden didaktischen Einzelaufgaben.

Zur ernstlichen Pflege des Gebietes aber hat meines Erachtens mehr als eine Rücksicht anzuregen. Zunächst diejenige auf die Muttersprache. Freilich giebt es eine Richtung unter den Fachlehrern, welche sich in schroffen Gegensatz zu dieser unserer Anschauungsweise stellt. Dieselben fürchten zu viel Zeit zu verlieren für die eigentliche Fachaufgabe, die Erlernung der fremden Sprache, wenn guter Übersetzung ins Deutsche ihr Recht werden soll; ja sie behaupten, dafs dann die fremde Sprache überhaupt nicht gelernt werde, und sie ziehen eine mechanische, stümpernde, undeutsche oder halbdeutsche Übertragung vor, um nicht das fachliche Ziel zu verfehlen. Ich denke, obwohl selbst Lehrer fremder Sprachen, von dem hohen Rechte der Muttersprache anders. Aber auch von der allgemein bildenden Kraft sorgfältiger Übersetzung denke ich anders. Zunächst hängt diese Aufgabe doch nahe zusammen mit der Gewinnung des rechten Verständnisses. Denn voll habe ich, wenn ich in einer Sprache nicht so zu sagen lebe (was bei unseren Schülern nimmermehr der Fall sein kann), doch nur das verstanden, was ich in der Sprache geben

kann, in der ich lebe. Doch mag man diesen Satz immerhin anfechten; es giebt noch einen praktischeren Gesichtspunkt.

Die Oberflächlichkeit und Planlosigkeit, mit der die ganze Übersetzungsarbeit im allgemeinen geübt wird, steht in einem eigentümlichen Gegensatz zu der Gründlichkeit und Gebundenheit, womit die Übertragung in die fremde Sprache gepflegt wird. Nicht blofs gröfsere Gleichartigkeit wäre anzustreben, sondern geradezu eine mehr organische Verbindung! Wenn bei der „Herübersetzung“ bequeme Regellosigkeit, unbewufstes Tasten gilt, dann eben mufs man nachher die „Hinübersetzung“ auf lauter trockene Regeln, auf hundertfache Noten und Krücken stellen, dann ist dem Zögling zu Mute, als ob er einen Eiertanz ausführen solle, ohne dafs sein Körper sonst in sicherer und gewandter Bewegung geschult wäre. Man mufs schliefslich, wenn es gilt, einen kleinen Aufsatz zu entwerfen, die schwere Maschine einer „Stilistik“ auffahren, und die Arbeit mit ihr erfolgt im Schweifse des Angesichts, mit wenig Befriedigung und schlechtem Erfolg. Im grunde aber könnten Übersetzen und Stilschreiben gewissermafsen eins sein, eine gleichartige Thätigkeit von verschiedenen Seiten aus geübt. Wird mit offenen Augen und klarem Bewufstsein herübersetzt, so ist das Hinübersetzen die nicht überschwere Umkehr und Anwendung des Erworbenen. Und so wäre eine vollständige Lehre der Übersetzungskunst in der That eine, dafs ich so sage, „gestürzte“ Stilistik. Doch ein vielgliedriges System zu entwerfen, so hoch geht unsere Absicht nicht.

Was hier zur Hebung der Übersetzungskunst geboten wird, besteht in der Vorführung eines einzigen, umfassenden — allerdings nichts weniger als erschöpften — Beispiels. Eine Schrift, die eine passende Primalektüre bildet, nämlich Guizot's *Étude sur Washington*, sollte nach den sich für den Übersetzer eröffnenden Aufgaben analysiert werden. Die eingehende Behandlung eines solchen Objekts erschien fruchtbringender als eine bunte Sammlung aus allen möglichen Quellen. Doch hat schliefslich — aus äufseren Gründen — Beschränkung eintreten müssen in der Ausbeute und in der Erläuterung. Und leider auch Beschränkung und Bescheidung bei der inneren Durcharbeitung. Es sei denn vergönnt, auch Unfertiges darzubieten, da es vielleicht doch nützen, vielleicht für andere Anlafs werden kann zur Überbietung.

Über die methodische Verwendung erspare ich mir die nötigen Andeutungen für den Schlufs. Dafs diejenigen Punkte nicht mit berücksichtigt sind, welche naturgemäfs schon auf niedrigeren Stufen erledigt werden, sei noch vorausgeschickt. So ist des gesamten in die Schule gedrungenen und viel zu sehr geduldeten Not- oder Lehndeutsch nur wenig gedacht, einer Übersetzungsweise, von der ich in meiner Schrift „Zur Förderung des französischen Unterrichts“ manche Proben angeführt habe.

Aber wird man nicht bedenklich werden? Soll nicht, da von Hebung eines Unterrichtszweiges die Rede ist, etwa das Objekt so hoch gehoben werden, dafs der Schüler nun um so schwerer daran reichen kann, ist nicht die Hebung gleich Erschwerung oder stofflicher Vermehrung? Und noch ein Bedenken: soll nicht durch die angestrebte Gliederung der Einzelaufgaben ein neues Stück Schematismus in den Unterricht getragen und die hier noch waltende freie Bewegung eingeschnürt werden? In Wirklichkeit ist mein Ziel das ganz entgegengesetzte, nämlich durch Klärung und Sonderung die Aufgabe zu erleichtern, die Freudigkeit zu erhöhen und die Bemühung fruchtbarer zu machen.

Denn unfruchtbar braucht sie nicht zu bleiben. Dafs das Übersetzen in der Schule, wie gesagt worden ist, nur „Stümperei“ bleiben könne, ist nicht meine Ansicht und nicht meine Erfahrung.

Doch nun endlich zur Sache selbst.

Die naivste Anschauung vom Verhältnis zweier Sprachen zu einander ist natürlich die, dafs ein Wort hier einem Worte dort ein für allemal entspreche. Durch die Vokabularien und was ihnen gleichartig ist wird diese Anschauung nur genährt. Und es bleibt von ihr, obwohl mittlerweile Gelegenheit genug war, sich enttäuschen zu lassen, doch bis in unsere oberen Unterrichtsstufen hinein etwas übrig; die Meinung, dafs das Wissen der den einzelnen Worten nun einmal zukommenden Übertragung und das Einsetzen derselben denn doch die wesentliche Übersetzungsaufgabe bilde, behält eine gewisse Kraft und es schwindet die Neigung nicht, bequem und arglos bei einer festen, überkommenen und gewohnten „Bedeutung“ zu verbleiben. Da heifst denn conduite *Betragen*, regret *Bedauern*, mérite *Verdienst*, goût *Geschmack*, admirable *bewunderungswürdig*, daigner *geruhen*, parcourir *durch-*

laufen, und natürlich noch viel gewisser heiſst triomphe *Triumph*, époque *Epoche*, u. s. w. Und doch ist derartige Übersetzung in vielen Fällen gleich einer Sinnverschiebung. In anderen bedeutet sie wenigstens eine Veränderung des Tones der Darstellung. Und in noch anderen bringt sie den Sinn doch nur stümperhaft, schwerfällig oder undeutlich zum Ausdruck. So wörtlich, ja so buchstäblich *Triumph* für triomphe einzutreten scheint, so wohnt in Wirklichkeit doch dem deutschen Worte das Moment kundgegebener stolzer Freude bei, was bei triomphe keineswegs mit Notwendigkeit der Fall ist; dessen Sinn ist oft kein anderer als der des *Obsiegens*, und mit dem einfachen *Sieg* wird es oft am richtigsten wiedergegeben. In ähnlicher Weise trägt époque nicht entsprechend dem deutschen Worte stets den Sinn von *Wendepunkt, eigentümlichem Zeitpunkt* oder *Zeitabschnitt* in sich, es ist oft durch ein schlichtes *Zeit* am angemessensten wiedergegeben. Für conduite tritt *Betragen* mit Unrecht auf, wo *Verhalten,* und wiederum, wo *Benehmen*, oder wo *Haltung*, oder *Auftreten*, oder *Führung* der angemessene Ausdruck wäre. Mit dem ersterwähnten Worte würde oft in einen falschen Ton übergegangen, der besser z. B. für die Schulsphäre paſste, als für das groſse öffentliche Leben. Für parcourir *durchlaufen* zu sagen, wo nur *durcheilen* der angemessene Ausdruck wäre, hieſse einen ähnlichen Fehler begehen. Für regret ist *Bedauern* oftmals viel zu schwach, da das Moment eines schmerzlichen Vermissens, wehmütigen Rückblicks, leiser Reue darin zu liegen vermag. Mérite ist der zusammenfassende Ausdruck für alles, was den *Wert, die berechtigten Ansprüche* einer Person oder Sache ausmacht; unter Umständen wird von dem mérite eines jungen Mädchens gesprochen, unter andern auch von demjenigen von Schuldforderungen: auf dankenswerte Leistung für die Öffentlichkeit ist es also keineswegs, wie unser *Verdienst*, beschränkt. Admirable stets durch *bewunderungswürdig* zu geben, ist nicht bloſs eintönig, sondern wiederum mitunter ganz schief, denn es ist oft nichts anderes, als unser *trefflich*, *vorzüglich, hoch* oder dergl. Wir sagen nicht immer *das Publikum*, wo im Französischen le public steht (ebenso wie unserem Worte zuweilen dort ein anderer Ausdruck entspricht). Ebenso deckt sich opinion keineswegs immer mit *Meinung*, plaisir nicht immer mit *Vergnügen*, tristesse nicht immer mit *Traurigkeit*, vice nicht

mit *Laster*, faute nicht mit *Fehler*, crime nicht mit *Verbrechen*, cruel sehr oft nicht mit *grausam*, inquiet nicht stets mit *unruhig* und s'inquiéter nicht mit *sich beunruhigen*, ebensowenig wie s'entretenir mit *sich unterhalten*, touché mit *gerührt*, trembler mit *zittern* ein für allemal wiedergegeben werden darf.

Folgende Beispiele aus der gewählten Guizotschen Schrift, aus der ich nach der Ausgabe von A. Haase, Weidmann 1884, zitiere, könnten hierfür die Augen öffnen. Gewisse Modifikationen des Textes in Nebensächlichem seien mir dabei im Interesse der Kürze hier wie weiterhin gestattet. Pag. 24: Ces hommes risquèrent pour leur pays plus qu'ils ne devaient recevoir de lui après le triomphe (*Sieg*). P. 58: Les adversaires de Hamilton contestèrent le mérite égal des créances (*Gültigkeit*). P. 15: Gloire admirable du gouvernement représentatif (ein *hoher* Ruhm für!). P. 52: Aux yeux, non seulement du public, mais de ses adversaires, Washington était en dehors et au-dessus des partis (der leitende Staatsmann steht nicht einem *Publikum* gegenüber, sondern dem *Volke*). P. 53: Quatre hommes furent appelés dans son cabinet: Hamilton et Knox, de l'opinion fédéraliste (*Richtung*). P. 40: Les nobles plaisirs de la considération et de la bienfaisance, c'était bien vraiment là son goût (die edlen *Freuden*). P. 18: La lutte des deux partis devint cruelle (*erbittert*). P. 63: Le roi fut cruellement mortifié (*tief* gekränkt). P. 11: Ceux-là affligés et inquiets (*besorgt*), ceux-ci ardents et confiants. P. 45: Wash. s'inquiétait justement de la tâche qu'il acceptait (*machte sich Sorge*). P. 32: Quelques hommes intelligents se rendaient au camp, voyaient par eux-mêmes, s'entretenaient avec W., rapportaient, à leur retour, l'autorité de ses conseils (*besprachen sich, erörterten die Sache* mit W.; um eine blofse *Unterhaltung* handelt es sich durchaus nicht). P. 54: Jefferson, ami chaud de l'humanité, profondément touché des injustices que la masse des hommes a subies (dem die Ungerechtigkeiten tief *zu Herzen gingen*).

Nicht als ob diese Dinge neu wären, als ob derartige Übertragungen nicht auch schon in gröfseren Wörterbüchern verzeichnet stünden. Aber es handelt sich nicht um das, was erkannt, festgestellt und aufgezeichnet ist, sondern um die Aufgabe, es jedesmal selbst zu finden. Wie der Gesamtgedanke durch die verstandenen Einzelworte erfafst werden soll, so kann andererseits

vielfach doch das Einzelwort erst aus dem Gesamtgedanken richtig verstanden werden; darin besteht die eigentümliche Arbeit des Herausbringens. Und dasselbe erfordert immer — auch auf ebenem Wege — offene Augen und niemals bloſs mechanische Treue.

Diese mechanische Treue — wenn der Ausdruck Treue nicht zu gut ist — vermag denn überhaupt oder pflegt in der mannigfachsten Weise die Sache zu verderben. Wie in der Rechtswelt summum jus summa injuria werden kann, so kann hierbei die gröſste Untreue gegen den wirklichen Geist und Sinn des Schriftstellers entstehen. Viel öfter aber natürlich wenigstens eine gewisse Untreue, sei es auch nur gegen das echte und natürliche Deutsch. Eine Anzahl von Beispielen vermischter Art (denn wir glauben hier nicht allzusehr sondern und einteilen zu sollen) sei denn noch angefügt.

Pays, durch *Land* übersetzt, verschiebt in gewissen Fällen den Sinn durchaus, da es ja oft ausdrücklich die engere *Heimat*, die betreffende *Gegend* bedeutet. So p. 69: Un détachement de l'armée demeura en quartiers d'hiver dans le pays (*in der dortigen Gegend*). Semblable darf häufig durchaus nicht mit *ähnlich* gegeben werden. P. 33: Dans une occasion semblable, Wash. s'obstina à rester sur le champ de bataille. Hier ist nicht schon ein analoger Fall vorher erwähnt, vorher geht nur eine allgemeine charakterisierende Behauptung. Also: *derartig*, *solch*. Dérober mag hundertmal *entziehen* heiſsen, aber es muſs doch anders gegeben werden z. B. p. 57: tous les moments que je pourrais dérober à la fatigue de mon poste (meinem ermüdenden Amte *abgewinnen*). Wie viel Schiefheit entsteht durch gedankenlose Wiedergabe von esprit, cœur, âme, pensée u. ä.! Denn in den populären psychologischen Begriffen scheiden sich die scheinbar so nahen und gleichmäſsig gebildeten Völker überhaupt ganz gewaltig. P. 66: Au lieu de ce rapprochement des esprits (*Gemüter*), deux partis y étaient aux prises. P. 67: La conduite de quelques officiers est venue aigrir l'esprit des amis de la paix (esprit wiederum = *Gemüter*, oder besser ganz fallen zu lassen). P. 41: La pensée de Wash. se reportait sans cesse sur l'état et les affaires de son pays (am einfachsten: seine *Gedanken*, oder sonst Ausdruck mit *im Geiste*). P. 10: Des hommes de dispositions fort diverses s'y rencontraient (*Art*, *Richtung*, *Wesen*)..

P. 18: Les dispositions étaient les mêmes dans le New-Jersey (es herrschte dieselbe *Stimmung*). Bei der Gruppe moral, la morale, le moral, la moralité ist nicht weniger gut aufzupassen, um mit dem wirklichen Gedanken und mit dem üblichen deutschen Ausdruck im Einklang zu bleiben. Verhältnismäfsig nicht schwer ist p. 53: Pourtant son triomphe n'était pas un fait sans moralité (*sittliche Bedeutung*). Ebenfalls aus dem psychologischen Gebiete p. 61: L'opposition démocratique se promettait bien d'attaquer cette politique et cet homme (*nahm sich vor*, *gedachte*). Freilich könnte man hier auch in gedruckten deutschen Übersetzungen oder Nachahmungen *versprechen* lesen. Aber was liest man da nicht alles! Unsere Zöglinge, ohne für den Druck zu schreiben, sollen es doch besser machen, oder wenigstens zum Bessermachen angeleitet werden, sollen kein entlehntes Deutsch setzen, sondern echtes. Noch einiges Weitere aus dem psychologischen Gebiete. P. 62: Son goût naturel pour la vie privée en redoublait: von einem Sichverdoppeln der Neigung (nicht des Geschmackes) könnten wir hier nicht reden, sondern einfach *ward um so gröfser*, *ward gröfser als je*. P. 29: Ce cœur si haut était profondément calme: *im Innersten* (nicht einfach „tief“). Und ebenso wie das profond kann das haut hier nicht schablonenhaft gegeben werden; *hochstrebend*, *hochschlagend* ist der Sinn. Ähnlich p. 27: les âmes les plus hautes commes les plus simples. So mufs gelegentlich auch ein so einfaches Wort wie grand, damit der Sinn zu seinem Rechte komme, unbedingt eine besondere Übertragung erfahren, z. B. *grofsartig*. P. 5: L'Amérique anglaise entra dans ce grand mouvement (wo es sich um die philosophisch-politische Aufklärungsbewegung des 18. Jahrhunderts handelt). Mit *jung* für jeune kommen wir ebenfalls nicht immer durch, z. B. p. 27: Sa jeune ardeur avait l'autorité de l'âge mûr, wo mindestens *jugendlich*, besser *Jünglings*- stehen, und übrigens auch der Gesamtausdruck noch geändert werden mufs.

Um in ein anderes Gebiet zu greifen, so darf moderne nicht immer durch *modern* gegeben werden, denn der Gebrauch dieses Wortes ist im Deutschen ein beschränkterer, es gilt weit mehr von blofser Form als von den Dingen nach ihrem inneren Gehalte. Freilich ist es neuerdings in gewissen Verbindungen auch zu grofsartigerer Rolle zugelassen (z. B. der moderne Staat). Aber wie wäre es, wenn wir es uns gewissermafsen auch zur Aufgabe mach-

ten, die bequeme Benutzung der Fremdwörter gerade bei Übersetzungen aus den neueren Sprachen zu verpönen? Mich dünkt, recht vernünftig, denn das hieſse, den unerwünschten Strom an seiner eigentlichen Quelle verstopfen! In der Schule arbeiten wir ja nicht mit der Hast der Tagesschriftsteller, und können uns die Ruhe einer wirklichen Übersetzung vergönnen. So denn also z. B. p. 54: Non la démocratie turbulente ou grossière de l'antiquité ou du moyen-âge, mais la grande démocratie moderne: *der Neuzeit.* Daſs es eben kein Wort in einer Sprache giebt, das sich ein für allemal mit einem bestimmten aus einer anderen Sprache deckte, diese Einsicht in Wesen und Leben der Sprachen soll — nicht äuſserlich übermittelt, sondern erworben werden. So kann man denn auch immense nicht durch *ungeheuer* und *unermeſslich* übersetzen, wo es in Verbindung wie p. 74 auftritt: Questions immenses (= *unendlich schwierig, weitreichend, von unendlicher Tragweite*). Ebenso kann man keineswegs jedes puissant oder puissamment mit *mächtig* wiedergeben; letzteres ist z. B. in der häufigen Verbindung mit contribuer etwa gleich *in bedeutendem Maſse, sehr erheblich.* Auch ein uns so vertrautes Zeitwort wie finir kann einmal eigensinnig werden und auf seinen gewöhnlichen Namen durchaus nicht hören. So p. 31: commencer une révolution et la finir, wo es *zu Ende führen, zum Ziele führen, durchführen* heiſsen muſs. Ebenso kann die sicherste und gewohnteste Übersetzung einmal deshalb unbrauchbar werden, weil plötzlich Miſsverständnis entstehen würde. P. 61: Un employé de Jefferson était le rédacteur connu de ce journal: nicht *der bekannte*, sondern *war bekanntermaſsen*, oder *der wohlgekannte.* Ebenso p. 51: Investi d'une influence acceptée de ses adversaires mêmes: *dem sie sich unterwarfen, nicht entzogen.* Ein ganzes Gebiet von Schwierigkeiten thut sich auf, wenn gewisse sehr bekannte Abstrakta im Plural auftreten. Da mag nun les fureurs durch *Ausbrüche der Wut*, soins durch *Bemühung*, ménagements durch *kluge Maſsregeln* oder *vorsichtige Behandlung*, apparences durch das einfache *Schein* in entsprechenden Fällen gut wiedergegeben sein; aber ein Rezept läſst sich nicht herstellen, und mitunter bedeutet fureurs keineswegs Wutausbrüche, sondern vielmehr das reichliche Walten der betreffenden Stimmung mit allen Äuſserungen und Folgen.

Nicht wenige Ausdrücke, Verba insbesondere, giebt es, denen im Deutschen überhaupt ein einheitlicher Ausdruck nicht gegenübersteht, wenigstens kein solcher, mit dem man auch nur zwei Seiten weit durchkäme. Dazu gehört ménager, dazu gehört ferner éclater, auch frapper, u. a. Doch kann von ihnen jetzt nicht länger die Rede sein. Gedenken wir lieber vorher noch etlicher bequemer Gewohnheiten auf dem Gebiete der adverbialen Ausdrücke, der Formwörter, und auch der grammatischen Bildungen.

Dafs au contraire geradezu *im Gegenteil* heifse, ist nicht richtig; es deckt aufser dem Gebiete jenes deutschen Ausdrucks auch noch dasjenige des deutschen *dagegen*, was doch mit nichten mit jenem identisch ist; *dagegen* drückt nur eine scharfe Unterscheidung, aber noch keinen Gegensatz gegen etwas Angenommenes aus, denn auf letzteres ist der Ausdruck *im Gegenteil* beschränkt. P. 8: Dans le Massachusetts, au contraire, l'esprit général était républicain. Die Schüler übersetzen aber, wenn sie nicht von dem natürlichen Schlendrian geheilt werden, stets *im Gegenteil*. Ebenso bedeutet en même temps thatsächlich oft gar nicht sowohl das Zusammensein in derselben Zeit, als vielmehr das Zusammensein von Ungleichartigem. P. 5. En même temps que des droits légaux, les colons avaient des croyances (deutsch *neben*). Sans peine wird nicht stets durch *ohne Mühe* richtig wiedergegeben. So würden wir in folgendem Satze nicht das Mühelose hervorheben wollen: p. 34: J'entrevois sans peine que cette guerre différera essentiellement de celle que etc. (deutsch statt dessen *deutlich* oder *mit Sicherheit*, oder auch durch den Verbalausdruck *ganz wohl können*). Un peu ist vielfach nicht gleich *ein wenig*. Man bedenke doch nur, dafs durch peu und un peu auch mehrere (deutsche) Adjektiva ersetzt werden. Also nach Umständen *gering*, *kurz*, *einige*, *ein gewisser*, auch *etwas*. Nur ein Beispiel: p. 74: A la fin de ses jours, W. avait au fond de l'âme un peu de lassitude et de tristesse *eine gewisse*. Und nun das peu in Verbindungen, wie peu naturel, peu exercé, peu convenable, was bedeutet es denn anders als unser unnatürlich, ungeübt, unangemessen? Das lernt man allmählich herausfühlen. So denn p. 39: Une constitution de tendance republicaine, et peu convenable à son gouvernement, wo der Zusammenhang verlangt: *gar*

nicht oder *sehr schlecht* passend. Nicht minder heifst es mechanisch und undeutsch verfahren, wenn man jedes non plus durch *nicht mehr* giebt, während es hundertmal dem positiven deutschen Ausdruck *ebenso*, *ebenso sehr* oder *ebensowenig* entspricht. Dagegen ist wiederum das vergleichende aussi . . . que keineswegs durchweg mit *ebenso . . . wie* zu geben; in sehr vielen Fällen ist das einfache *so . . wie* die wirklich deutsche Übertragung. P. 52: Je veux garder mon esprit et mes actions aussi libres et indépendants que l'air (*so frei wie* die Luft; *ebenso* ergäbe eine lächerliche Wirkung, denn nicht das Mafs der Freiheit soll verglichen werden).

Dafs das satzeinleitende Aussi nicht bequem mit *auch* zu geben ist, dazu leitet nun wohl schon die Grammatik an; ist es doch auch dem lateinischen itaque ziemlich gleichwertig. Dès durch *seit* übersetzt ist oft ganz falsch; es bedeutet ja häufig *schon zu dem betreffenden Zeitpunkte*, wie englisch as early as! Nicht um die Sache, den Inhalt, aber meistens um den Ton des Ausdrucks handelt es sich dann wieder, wenn jedes ni durch *noch* gegeben wird. *Noch* ohne vorhergehendes *weder* ist im Deutschen nur der höheren rhetorisch-poetischen Sprache eigen, und meist mufs ein schlichtes *und nicht*, *und auch nicht* dafür eintreten. So p. 61: Le pays ne pouvait se passer de la politique, ni de l'homme que pourtant elle se promettait bien d'attaquer (*und auch nicht*, *ebensowenig*). Ebenso p. 6: L'agression n'était pas nouvelle, ni tout à fait arbitraire.

Nicht zwar zu rhetorisch, aber zu pedantisch wird die deutsche Rede, wenn z. B. jedes französische (oder lateinische) Futurum durch ein Futurum wiedergegeben werden soll. Das ist eben wieder keine wirkliche Treue, keine Treue gegen den Sprachgeist oder Darstellungston. Von alters her ist das Präsens zugleich unser eigentlichstes deutsches Futurum, und es ist nicht Nachlässigkeit der Mundarten oder der Halbbildung, wenn es so weiter gebraucht wird, auch in der Schriftsprache, wofern nicht Sinn oder Deutlichkeit die Anwendung des künstlichen Futurums (mit Hilfsverb) wünschenswert machen. So p. 62: Le maître souverain des évènements m'indiquera si clairement la route que je ne pourrai m'y tromper (einfach *kann*, nachdem indiquera durch *wird zeigen* übersetzt ist.) Übrigens kommt es dem Schüler, wenn er nicht

gewöhnt wurde, in „je ferai ce que je pourrai“, „vous direz tout ce que vous voudrez“, „faites ce qu'il vous plaira“ je das letztere Futurum durch ein deutsches Präsens zu ersetzen, auch beim Übersetzen aus dem Deutschen nicht in den Sinn, das Futur statt des deutschen Präsens zu setzen. Und dieses — dafs ich so sage — Naturgesetz macht sich allerwärts fühlbar. Wer nicht erzogen worden, un grand talent, un désintéressement admirable durch „grofses Talent“, „wunderbare Uneigennützigkeit“ etc. zu übertragen, übersetzt hinterher diese deutschen Ausdrücke sicherlich durch de grand talent, du désintéressement admirable etc. Ähnlich mit Verbindungen wie la presse de l'opposition (p. 61): die *Oppositionspresse*, weil das einmal der deutsche Ausdruck ist; von selbst nämlich läfst sich der Schüler an „Presse der Opposition“ ganz ruhig genügen, denkt überhaupt seiner deutschen Komposita nicht, oder getraut sich nicht, dieselben wirklich einzusetzen, wählt für sans peine *ohne Mühe* statt *mühelos*, für exempt d'impôts *frei von Steuern* statt *steuerfrei*, für avec courage *mit Mut* statt *mutig*, für beau comme le jour nicht *bildschön*, für avec la rapidité d'un trait nicht *pfeilschnell*, für la soif de la gloire nicht *Ruhmsucht*, für homme civilisé nicht *Kulturmensch*, für les soins d'une mère nicht *Muttersorge*, für ma manière de voir les choses nicht *meine Anschauungsweise* u. s. w. Was alles sich denn, wie angedeutet, seiner Zeit rächt. Wie im Eingang gesagt: was man als Stillehre treibt, und was man als Übersetzungsarbeit treibt, das beides mufs aus dem frostigen Verhältnis heraus, in dem es gegenwärtig wohl durchweg noch steht.

Wir sind damit aus unserem eigentlichen Kapitel freilich schon hinübergeglitten in Gebiete, die selbständig zu behandeln wären. Doch wollen wir ja kein System aufstellen und noch weniger ein Nachschlagebuch verfassen, vielmehr blofs zur Klärung und Bemühung anregen. Worauf es bei dem bisjetzt Behandelten durchweg ankam, das war, die falsche Unbefangenheit gegenüber dem Einzelausdruck zu heben. Die Identität des Wortinhalts, an die zu glauben man in vielen Fällen geneigt oder gewissermafsen verleitet ist, diese Identität bleibt immer trügerisch, und ergiebt mit Sicherheit gelegentlich entweder Verschiebung des Sinnes oder doch Verschiebung des Tones; um sich hier nicht zu täuschen, mufs der Übersetzende mit dem Zusammenhang des

Inhalts und zugleich mit dem Geiste seiner Muttersprache immer in bestimmtester Fühlung bleiben, auch da, wo seine Aufgabe scheinbar an Leichtigkeit nichts zu wünschen übrig läſst.

Indessen dem Einzelausdruck gegenüber erwachsen uns noch andere Verpflichtungen. Eine solche von leichterer Natur ist die Variation, das grundsätzliche und durch sprachlich-ästhetische Rücksicht gebotene Wechseln des Ausdrucks da, wo eben Mannigfaltigkeit zur Verfügung steht. Nach dem schon oben geschilderten Lauf der Dinge wechselt der Schüler, der selbst durch Fälle von Dringlichkeit sich kaum dazu angeregt fühlt, um des bloſsen Wechsels, um der Entfaltung von Reichtum an Ausdrucksmitteln willen gewiſs nicht — wiederum wofern er nicht dazu erzogen worden ist. Hat man aber seine Aufmerksamkeit dafür entwickelt, so freut es auch ihn, seine Muttersprache gleichsam in ihren Farben schillern zu lassen, und zugleich, sich seiner eigenen Herrschaft darüber bewuſst zu werden.

Nachdem die lateinischen Grammatiken für quicunque den Ausdruck „wer auch immer“ seit langer Zeit stereotypiert und die französischen Schulbücher ihn für quiconque unbedenklich übernommen haben, übersetzen alle Routiniers der Schulstube Äonen hindurch jedes quiconque durch „wer auch immer“. Daſs man nun auch einmal sagen kann, „jeder, welcher“, oder „jeder, der“, oder „jedermann, der“, oder „wer auch nur“, oder „wer nur“, oder „wer je“ und so noch mannigfach weiter, darauf verfällt er nicht. Nachdem für quels que fussent ses efforts die geweihte Schulbuchwendung geworden ist: *welches auch immer* seine Anstrengungen *sein mochten*, sind so gute Wendungen wie *wie groſs seine Anstrengungen auch sein mochten*, oder *mochte er noch so groſse Anstrengungen machen*, oder *er mochte Anstrengungen machen (sich anstrengen), wie er wollte*, oder *trotz aller seiner Anstrengungen*, oder *bei den gröſsten Anstrengungen*, oder *gleichviel, welche Anstrengungen er machte* u. s. w. thatsächlich, daſs ich den trivialen Ausdruck gebrauche, kaltgestellt. Das sollte nicht so sein. Was die schematisierende Grammatik hier verdirbt, muſs die lebendige Lektüre wieder gut machen. Und der lebendige Lehrer muſs es als seine Pflicht erkennen und betreiben; auch wüſste ich nicht, warum es ihm leid sein sollte. So übersetze

man denn auch nicht immer soit — soit durch *sei es* — *sei es*, sondern auch *mochte nun*, *ob nun* — *oder*, und vielfach sonst; man übersetze das einleitende und satzverknüpfende aussi nicht blofs durch *So denn auch*, sondern auch durch *Und so*, oder *und so geschah es*, *kam es*, *daher denn*, *wie denn auch*, *kein Wunder dafs*, *ganz natürlich dafs*, u. s. f. Abonder heifse nicht ein für allemal steif *Überflufs haben an*, sondern werde durch die vielfachen sonstigen Wendungen wiedergegeben, die dafür wirklich zu Gebote stehen, wie *wohl versehen sein mit*, *reichlich versehen sein*, oder mit *reichlich vorhanden sein*, *gar nicht fehlen*, *in Hülle und Fülle da sein* u. s. w. Il faut heifse mitunter auch *es gilt*. Égaler heifse nicht stets *gleichkommen*.

Ja, durch eine solche Befreiung von der öden Überlieferung, wie ich sie hier empfehle, kommen wir oft erst in die Lage, den natürlichen, dem Tone nach angemessensten Ausdruck zu treffen (denn der starre überlieferte hat ja eben nur einen einzigen Ton). So halte ich für die den Ton am richtigsten treffende Übersetzung p. 28: Asseyez-vous, Monsieur Washington, votre modestie égale votre valeur: *ist ebenso grofs als*. Unter demselben Gesichtspunkte an einer andern Stelle: cesser de tirer *nicht mehr schiefsen*. Und wie nun hier eine Art Schlichtermachung des Ausdrucks stattfindet, so bin ich mir anderswo bewufst, durch Veredelung des gewohnten Wörtlichen das Angemessene zu treffen. Übersetze ich p. 44: Une telle conduite peut être taxée d'inconséquence et d'ambition mit *beschuldigen*, so werde ich der Würde des Urteils nicht so gerecht als wenn ich hier *zeihen* wähle. Im Sinne der Natürlichkeit wiederum modifiziere ich ein tant de vertus in *all diese* Tugenden, im Interesse der Genauigkeit wähle ich für pouvoir oft nicht *können*, sondern *mögen* und mitunter *dürfen* (denn es deckt eben doch auch das ganze Gebiet des englischen may), im Interesse der Deutlichkeit übersetze ich p. 61: Le parti féderaliste voulait conserver le pouvoir *wäre gern* in der Macht geblieben, im Interesse der Knappheit p. 54: Hamilton a droit d'être compté parmi les gens qui etc. wird *mit Fug* . . . gezählt.

Das Einsetzen der deutschen Substantiva auf „ung" für französische Infinitivwendungen oder que-Sätze und ähnliches wird ebenfalls hierher gehören, doch mufs darauf noch später die Rede

kommen. Auch eine so einfache Variation wie die, daſs für „il dit qu'il était“ neben „er sagte, daſs er sei“ auch einmal bloſs gesetzt wird *er sagte, er sei*, kommt einem nach dieser Seite verwahrlosten Schüler erfahrungsgemäſs nie in den Sinn oder nicht in den Mund. Wird es dann später einmal deutsch so diktiert, so schreibt er zum (ziemlich unberechtigten) Entsetzen seines Lehrers: il dit il était. Denn ganz natürlich: wie herüber, so hinüber! Man merke sich doch diese psychologische Erfahrungsthatsache.

Welche Mannigfaltigkeit von Übertragungen aber einem einzigen Worte zu teil werden — nicht kann, sondern muſs, wenn die Übersetzung jedesmal das Richtigste geben soll, dies sei an einem Beispiele ausgeführt, und zwar einem solchen, das an keinem Punkte über den Horizont des Schülers hinausgreift, an dem alltäglichen Adverbium même. Der sich selbst überlassene Schüler übersetzt es nach Vokabular und Grammatik durch *selbst* und wohl auch noch durch *sogar*. Zu beiden haben aber noch zahlreiche andere Übertragungen zu kommen. So in unserem Buche p. 15: Ces mesures terribles que naguère encore, au cœur même de l'Europe, etc.: *so recht* im Herzen Europas. P. 22: En ceci même, les idées nouvelles s'accordaient avec les instincts populaires: und darin *nun grade*. P. 29: Pourtant, éloquence même à part, Washington n'avait point ces qualités brillantes etc.: *auch* abgesehen von etc. P. 31: A cette œuvre déjà si difficile, le pouvoir créateur même manquait: *auch noch*. P. 35: Une intrigue, qui pénétra dans le Congrès même: *bis* in. P. 39: Il ne cédait pas, même au peuple, quand l'intérêt public en eût souffert: *nicht einmal*, *auch nicht*. P. 50: Il s'agissait entre eux de la constitution même de la société comme de son gouvernement: *gradezu*. P. 52: Mais la volonté, même habile et ferme, ne suffit pas toujours: *wenn auch*. P. 54: Le pouvoir est naturellement à la tête de la société, et tout effort contraire porte, tôt ou tard, dans la société même, le trouble et l'affaiblissement: *in* die Gesellschaft (bloſs starke Betonung). P. 61: Les brillantes apparences, le bon état même des affaires publiques: *ja* der *wirklich* günstige Stand. Besonders schwierig p. 6: Lorsque les croyances religieuses se marient, dans l'esprit même de l'homme, au progrès général des idées: im Inner*sten* des Menschen. Hierzu seien ausnahmsweise noch einige ganz einfache Fälle von anderswoher gefügt: Selon l'expression même du pape: nach des

P. *eigenem* Ausdruck. Avant même d'y arriver: *noch* vor der Ankunft. Revenir au point de départ même de la négociation *bis* auf ... zurückgehen. Le titre même de prince *schon* der *bloſse* Titel. Sur la lisière même de la forêt *unmittelbar*, *dicht* am Waldessaum. Sur le seuil même de son pays *schon* an der Schwelle. En ce moment même *just* in diesem Augenblicke. Il n'entre pas dans notre dessein de faire une étude même sommaire de ... *auch nur*. Und damit wird die Reihe der Möglichkeiten wohl nicht erschöpft sein. In einem oder dem andern von den vorliegenden Fällen bedarf der Schüler der Beihilfe oder Entscheidung des Lehrers, die meisten kann er selbst richtig behandeln.

Gehen wir zu etwas Neuem über. Vor eine besondere Aufgabe stellen den Übersetzer gewisse bildliche Ausdrücke, die er nicht unmittelbar zu übernehmen in der Lage ist. Natürlich ist ja eigentlich alles in der Sprache Bild, und jeder abstrakte Ausdruck ist es auch in noch durchsichtiger Weise. Aber empfunden wird das Bildliche, sobald es einmal in voller und regelmäſsiger Funktion ist, als solches nicht mehr. Nun kann dasselbige Bild in verschiedenen Sprachen in jene regelmäſsige Dienststellung eingetreten sein, und wird dann auch beim Übersetzen nicht mehr empfunden. Aber diese Parallelität hat ihre Grenzen, und dann eben stehen wir vor der Aufgabe, Ausdrücke vielmehr zu ersetzen als zu übersetzen. Denn die Berechtigung, ein Bild der fremden Sprache, wenn auch noch so trefflich an sich, in der eigenen Sprache nachzuahmen, wofern es nicht darin schon eingebürgert ist, hat der Übersetzer nicht. Sprachlich neu zu schaffen, dazu hat er weder Pflicht noch Recht. Er würde dadurch nur den Ton verschieben. Jenes Ersetzen aber kann auf zweierlei Weise geschehen, nämlich entweder durch Aufgeben des bildlichen Ausdrucks überhaupt und Einsetzen eines (für unser Bewuſstsein) bildlosen, oder aber durch Einführung eines anderen, in der eigenen Sprache geläufigen Bildes. Hierzu kommt dann noch die Möglichkeit, daſs in der Sprache des Übersetzers bildlicher Ausdruck gebräuchlich ist, ohne daſs die fremde Sprache einen solchen führte. Wir erhalten demgemäſs die Fälle: fremdes Bild und deutsches Gegenbild, fremdes Bild ohne deutsches Gegenbild, deutsches Bild ohne fremdes Gegenbild. Natürlich bietet ein

Text von unserem Umfang reichliche Gelegenheit, das alles zu beobachten oder zu bethätigen. Ich beschränke mich auf folgende Beispiele.

Fremdes Bild und deutsches Gegenbild findet sich p. 18: L'esprit de haine et de vengeance s'alluma: *erwachte.* P. 67: L'Angleterre aggravait ses mesures contre le commerce des Américains: *verschärfte.* P. 72: Les nations, assaillies de périls, recueillent tout ce qu'elles ont de sagesse etc.: *rings umgeben* von Gefahren. P. 55: Il saisissait habilement toutes les occasions d'engager les partis dans une responsabilité commune: zu *verflechten.* P. 29: Les obstacles, les inimitiés etc. abondèrent sous les pas de Washington: *er stiefs allenthalben auf* H. u. F. Freilich liegt in diesem letzten Beispiele nur eine mäfsige Verschiebung des Bildes vor, wie bei dem vorhergehenden das Bild im Französischen wohl kaum noch gefühlt wird, und in dem von p. 72 das Bild auch beibehalten werden könnte vermittelst Änderung der Konstruktion (*wenn Gefahren auf sie einstürmen*). Doch ist unser Prinzip damit immerhin aufgezeigt. Eine Veränderung des Bildes nehmen wir übrigens auch schon vor, wenn wir p. 42 übersetzen: En Europe, le renom des États-Unis tombait rapidement: mit dem Ruhme . . . *ging es rasch abwärts.*

Nun Fälle mit französischem Bild ohne deutsches Gegenbild: P. 6: Lorsque les croyances religieuses se marient, dans l'esprit de l'homme, au progrès général des idées: *sich verbinden.* P. 64: Vivre en relations amicales avec toutes les nations de la terre, mais ne dépendre d'aucune, n'épouser les querelles d'aucune: *zur eigenen machen.* (Ähnlich bekanntlich oft embrasser la cause de qn.) P. 3: L'esprit de liberté grandissait sous le drapeau des lois et des traditions du pays: *unter dem Schutze* oder einfach *unter.* P. 10: Ils étaient de ceux qui ne goûtent le repos qu'au sein de l'honneur satisfait: *auf dem Grunde* (freilich in der That auch Bild, nur kaum noch so empfunden). Anderswo: au sein de cette confusion *inmitten.* So das franz. „sein" überhaupt in mannigfachen Verbindungen. Dazu denke man ferner an so gewöhnliche Vorkommnisse wie présider, oder zahlreiche bildliche Funktionen von éclater, ebenso von frapper u. s. w. Warum ist das Fremdwort „frappieren" ins Deutsche eingedrungen? Weil es ein die Sache malender, packender Ausdruck von grofser Kürze ist. Wir müssen p. 24

sagen: Comme officier de milice, W. avait également frappé ses supérieurs et ses compagnons: er hatte *die Aufmerksamkeit auf sich gezogen;* und p. 29: Ces qualités brillantes qui frappent, au premier aspect, l'imagination humaine: *einen starken Eindruck machen auf*, oder mit Abänderung: *erregen.* Und so weiter. Noch eines dieser Beispiele: p. 56: Une fois aux prises avec les affaires, cet homme porta dans son administration une forte unité de vues etc.: sobald er einmal *in den Geschäften stand.*

Endlich noch einige Fälle von deutschem Bild ohne französisches Gegenbild. P. 9: Quelques établissements obscurs, uniquement occupés d'eux-mêmes et à peine en état de maintenir leur propre vie: zu *fristen.* P. 35: La longueur de la lutte et la lassitude nationale amenaient un découragement trop voisin de l'apathie: welches *streifte an* ... P. 22: Les dispositions individuelles s'y refusaient: *dagegen sträubten sich.* Wenn nicht Neueinführung eines Bildes, so liegt doch wenigstens Belebung desselben, Steigerung des Bildcharakters vor, wenn wir an der Stelle „le bruit de la révolution française ébranlait déjà l'Amérique“ in unserer Übersetzung den *fern rollenden Donner* einführen, wie es sich doch wohl empfiehlt.

Noch einmal übrigens sei hier zum Schlusse anerkannt, daſs die Grenze zwischen bildlichem und nichtbildlichem Ausdruck eine flieſsende, die begriffliche Scheidung eine naturgemäſs unvollkommene ist, daſs es auf das Empfinden des Bildes als solchen ankommt, und wir müssen hier wohl hinzufügen, daſs die Empfindung für den bildlichen Gehalt ihrer Ausdrücke bei Franzosen naturgemäſs eine weit geringere sein muſs als bei uns, sofern sie auch ihr abstraktes Wortmaterial gröſstenteils als ein schon geprägtes übernommen haben. Man denke nur an jene Beispiele wie allumer, aggraver, bei denen die Empfindung für den bildlichen Hauptbestandteil nicht so leicht an die Oberfläche zu tauchen braucht. In dieser Hinsicht ist die französische Sprache eben doch nur — eine Tochter, die ein schönes Erbe von der Mutter angetreten, aber nicht selbst gesponnen und gewebt hat und demselben, so hübsch sie es auch zu verwenden, zu pflegen und zu zeigen weiſs, doch nicht mit den gleichen Empfindungen gegenübersteht wie jene.

Wie wir nun auf die Wiedergabe der Bilder, sei es durch

Nachahmung, sei es durch Ersatz, sei es auch durch Auflösung bedacht sind, so vermögen wir auch manche Eigentümlichkeiten des Ausdrucks, die in der fremden Sprachform liegen und nur in ihr sich entwickeln konnten, bei gutem Willen doch gebührend zu ersetzen. Auf dieses Gebiet gehen wir jetzt über. Es gilt also, gewissen Nüancierungen, die sich nicht von selber übertragen und an denen man leicht ganz bequem vorübergeht, zu ihrem Rechte zu verhelfen.

Da ist zuerst der grofse Vorzug, den das Französische in der Entwicklung vom Imparfait und Passé défini nebeneinander hat. Es ist aber nicht ganz selten, dafs wir das eine Tempus als solches doch zum Ausdruck bringen können, und ebenfalls nicht selten, dafs wir es müssen, wenn wir deutlich und korrekt sein wollen. So übersetze ich p. 9: Dès 1692, la cour générale du Massachusetts décrétait etc. *konnte beschliefsen* (denn das Faktum soll nicht erzählt werden, sondern es dient nur als Symptom für einen Zustand). P. 60: Et presque au même moment Jefferson écrivait: schrieb *so* (denn auf den Tenor, auf die charakteristische Art kommt es an, und wiederum nicht einfach auf den Inhalt des bestimmten Briefes). P. 64: Mais les nouvelles d'Europe arrivaient: aber *nun kamen* die Nachrichten aus Europa. P. 29: Dans les plus mauvais jours, quand il avait à se défendre de sa propre tristesse: *wo* er sich zu erwehren hatte (dieses *wo* statt *als* deutet wiederum auf Charakteristik hin). P. 13: Et lorsque la guerre devenait inévitable, Washington et Jefferson écrivaient encore etc.: als . . . *werden wollte*, *konnten* . . . *schreiben*. P. 21: Washington acceptait cette mission difficile, et il rencontrait aussitôt un nouvel obstacle à surmonter: *hatte eben* übernommen *und schon* etc. Oder: *Wie* W . . . übernahm, etc. P. 40: Toujours sérieux et d'un esprit pratique, il améliorait la culture de ses terres etc.: vervollkommnete er *nun* etc. P. 42: La confédération périssait: war im Niedergang *begriffen*, oder: *ging* ihrem Ende *entgegen* etc. Dies letzte ist leicht, und noch leichter ist es, etwa ein occupait durch *hielt besetzt* zu übertragen, ja fast so selbstverständlich wie connut durch *lernte kennen*, sut durch *erfuhr*, eut durch *erhielt*. Da wir so auf das Passé défini übergegangen sind, so sei auch eine Stelle mit einem solchen vorgeführt. Wir übersetzen: Les colonies en ressentirent peu les bienfaits: *bekamen* wenig *zu fühlen*.

Auch die Nüancen, welche der Verbalausdruck durch Benutzung der Hilfsverba venir und aller erhält und welche man im Deutschen gern verloren gehen lässt (oder aber steif wiedergiebt), lassen sich oft in recht natürlicher Weise darstellen. Zum Beispiel p. 5: Les idées philosophiques vinrent s'y associer aux croyances religieuses: *dann* verbanden sich mit den etc. Oder p. 41: C'est mon souhait que l'affection et l'estime mutuelles . . . ne viennent pas se flétrir et mourir etc.: nicht *nun hin*welken und *hin*sterben etc. Nicht minder möglich ist es, die wenn auch feinen Unterschiede zwischen Verbalkonstruktionen in der Übersetzung fühlbar zu machen. Refuser de faire qch. und se refuser à faire qch., atteindre qch. und atteindre à qch. sind natürlich für die Empfindung des schreibenden Franzosen nicht wirklich dasselbe. Man pflegt aber beides ohne eine Unterscheidung zu übersetzen, die sich gleichwohl ausdrücken läſst. Doch blicken wir nun auf Substantive.

Da bildet (worauf schon oben die Rede kam) eine besondere Aufgabe der Plural der Abstrakta, wie ménagements, apparences, fureurs etc. Folgende Fälle mögen Typen sein. P. 61: les brillantes apparences: einfach *Schein* (oder sonst: Auſsenseiten). P. 7: Dieu n'a point, en ce monde, de plus hautes faveurs à accorder: einfach *Gnade*, oder: *Gnadengaben*. P. 40: avec des soins judicieux: bei einsichtsvoller *Be*müh*ung*. Les imperfections du succès: die *mannigfache* Unvollkommenheit d. E. P. 57: ces joies et ces colères: *alle* jene Freude und *all* dieser Zorn. Ibid.: ces pompes: *derartiges Ge*pränge. P. 35: au-dessus de toutes les inimitiés: *jeglicher* Feindschaft. Deux conduites si différentes: ein so verschiedenes Verhalten *hier und dort*. Übrigens sind diese Beispiele ja nicht erschöpfend.

So erheblich ferner auch der Gebrauch des Artikels zwischen beiden Sprachen auseinandergeht, so ist mit dem Vorhandensein oder Fehlen desselben doch manchmal eine Nüance gegeben, die sich bei der Übersetzung wiederspiegeln mag. So: Hamilton a droit d'être regardé comme etc.: wird *mit Fug* . . . betrachtet. P. 43: Nous avons eu trop bonne opinion de la nature humaine: wir haben von der m. N. *zu gut gedacht*. In folgenden Fällen laden Pronomina zu einer eigenartigen Berücksichtigung in der Übersetzung ein: P. 30: lorsque de cette France, qui l'avait si

bien soutenu pendant le guerre, lui arrivent des embarras: aus Frankreich, *dem Lande, das* ihn etc. P. 70: la paix qui atténuait les maux mêmes qu'elle laissait subsister: die Übel, *die er doch* bestehen liefs. Ibid.: Il avait ce rare courage de s'attacher etc.: den Mut, *der so selten ist.* (Das französische Demonstrativpronomen ce haben wir ja überhaupt in hundert Fällen durch den einfachen Artikel wiederzugeben. Wenn der Verfasser einer Bände umfassenden Biographie in derselben immer wieder sagen kann „ce prince" oder „cet homme" etc., wie dürften wir das nachahmen! Auf der ersten Seite etwa könnte „dieser Fürst" vorkommen, nachher kaum wieder.)

Eine Übertragung aus einer Sprache in die andere kann nicht erfolgen, ohne dafs mitunter (mehr oder weniger häufig) Konstruktionen geändert werden. Das weifs jedes Kind, und auch der unentwickelte Schüler sucht sich dieser Aufgabe zu entledigen. Aber woran der stümpernde Übersetzer nicht zu denken pflegt und wozu auch — mit Verlaub gesagt — der didaktisch stümpernde Lehrer nicht recht anzuleiten pflegt, das sind die Anforderungen an die Wortfolge. Es scheint fast, dafs die Sache verabsäumt wird, weil sie — wenigstens beim Übersetzen aus dem Französischen — zu leicht erscheint. Aber es kommt doch noch ein anderes hinzu. Man ist im allgemeinen in unserem gesamten Sprachunterricht, den deutschen eingeschlossen, zu sehr zufrieden mit der Korrektheit des Einzelnen und auf ein echt belebtes Ganzes wird wenig hingearbeitet. Und doch wird z. B. mit unzulänglicher Wortstellung nicht nur die deutsche Sprachrichtigkeit verletzt und der Sinn für diese Seite der Sprachrichtigkeit abgestumpft, sondern oft auch dem Gedanken des fremden Autors nicht genuggethan, ihm ein Teil seines natürlichen Lebens entzogen.

Wenn Guizot sagt: „La résistance précéda pour eux (les colons américains) l'insurrection", so mufs das deutsch heifsen: *Der wirklichen Empörung ging bei ihnen blofser (passiver) Widerstand voraus.* Von den beiden natürlichen Haupt-Tonstellen des Satzes wählte der Franzose für den neu einzuführenden und zu betonenden Begriff diejenige am Anfang, und es liefse sich auch unschwer aufzeigen, wie er dazu kam; für uns aber ist hier

die Setzung dieses Begriffes an die zweite Tonstelle (das Satzende) das Natürliche. Die Stelle p. 74: „Washington avait placé son but à cette hauteur" mufs deutsch heifsen: *So hoch hatte sich Washington sein Ziel gesteckt.* Dann wieder haben wir das Bedürfnis, zunächst an das Vorangehende anzuknüpfen. Und dieses Anknüpfen ist uns bei der Freiheit unserer Wortstellung durchweg viel bequemer. Vielleicht bezeugt nichts mehr den Charakter der beiderseitigen Sprachdarstellung oder nichts prägt ihn mehr aus als die Wortstellung. Das Französische hat in dieser Beziehung, dafs ich so sage, mehr architektonischen Charakter als die alten Sprachen einerseits und das Deutsche andrerseits: alles ist fest nebeneinander oder aufeinander gebaut, nichts hängt sich weich aneinander, nichts fliefst ineinander über. Nebenbestimmungen sind als solche deutlich herausgesetzt. Ganz anders bei uns. Doch wir müssen uns hier ja auf Elementares und Typisches beschränken. Betrachten wir denn folgende bestimmte Fälle aus unserem Texte.

Die beiden vorhin genannten Beispiele sind eben bereits typisch für sehr häufig auftauchende Aufgaben. Es handelt sich ja um Verlegung von Tonstellen und um natürliche Anknüpfung. Es mufs also zunächst die Tonstelle des Französischen als solche empfunden werden, um bei der Übersetzung nötigenfalls verschoben zu werden. Bei der Stelle p. 73: „Le chef de l'opposition, M. Jefferson, remplaça M. Adams" ist die natürliche Wiedergabe für uns: *An die Stelle von Adams trat der Führer der Opposition, Jefferson.* Oder wörtlicher: *Den Präsidenten Adams löste späterhin Jefferson, der Führer der Opposition, ab.* (Der Franzose kann ja eben ein nominales Objekt nicht gut vorangehen lassen, und gegen die Verwendung des Passiv hat er eine — nicht so üble — Abneigung.) Ähnlich p. 36: Le général Cadwallader s'en indigna: *Das empörte den General Cadwallader.* Unzählige Male haben wir denn überhaupt mit demjenigen Worte oder der Wortgruppe zu beginnen, wodurch an das Vorhergehende angeknüpft wird, während das Französische (und vielleicht Guizot besonders gern) die, dafs ich so sage, reglementsmäfsige Wortstellung bestehen läfst. So p. 16: L'Europe, d'ailleurs, ne pouvait assister impassible à un tel débat: *Übrigens konnte einer solchen Streitfrage Europa nicht gleichgültig zuschauen.* (Auf Europa wird nämlich hier plötzlich

übergegangen.) P. 20: L'exemple vient d'eux comme le conseil: *von ihnen kommt Beispiel wie Rat.* P. 22: Les dispositions individuelles s'y refusaient comme les institutions publiques: *dagegen sträubten sich persönliche Stimmung wie öffentliche Einrichtungen.* P. 35: Il voyait sans humeur, sans ombrage, les succès de ses lieutenants: *ohne Verdrufs und ohne Mifstrauen sah er* etc. P. 37: Washington échappa à ce vice de la grandeur: *Von diesem Fehler der Gröfse hat Washington sich freigehalten.* P. 42: La faiblesse morale des hommes s'y ajoutait à la faiblesse politique des institutions: *Zu der Schwäche der Einrichtungen kam nun die moralische Schwäche der Menschen.* P. 48: Le progrès démocratique fut encore plus décisif dans les faits que dans les lois: *Noch entschiedener als . . . war der Fortschritt in den Thatsachen.* P. 52: Il s'éleva sous ce drapeau et pour le faire triompher: *Unter dieser Fahne* etc. P. 72: La liberté n'est salutaire qu'à ce prix: *Nur um diesen Preis ist* etc. P. 73: Le parti démocratique gouverne depuis ce jour les États-Unis: *Seit jenem Tage regiert* etc.

In nicht wenigen dieser Fälle waren es adverbiale Bestimmungen, die bei der Übersetzung ihre Stelle wechselten. Übersehen aber darf nicht werden, dafs in der Unterbringung gerade der adverbialen Ausdrücke das Französische mit grofser, mit vorbildlicher Sorgfalt zu verfahren pflegt. Hier kann der deutsche Übersetzer geradezu seinen eigenen Stil in eine wohlthätige Schulung nehmen. Natürlich darf er nicht mechanisch nachahmen wollen, und etwa in Fällen wie die folgenden das Adverb hinter dem Tonwort stehen lassen: p. 17: une bienveillance timide peut-être et sans prompt effet: p. 7: quelques-unes, en effet, le Massachusetts surtout, succombèrent; p. 59: mais le dernier effet du système excitait surtout leur colère. Im letzten Beispiel ergäbe es nur Mifsverständnis. Überhaupt aber ist ja für das Deutsche die sorgfältige und gewählte Stellung durchweg unmittelbar vor dem Tonwort, eine Norm, der gegenüber freilich man sich sehr nachlässig zu verhalten pflegt. — Vortrefflich aber versteht das Französische namentlich gehäufte adverbielle Bestimmungen zu verteilen, wobei wir dann unsererseits zu einer Abänderung der Wortfolge wiederum oft veranlafst sind. So p. 15: Un parti[5a] puissant[5a], des voix[5b] éloquentes s'élevaient[2] au contraire[1] sans relâche[4],

au sein même du parlement[3] britannique, à l'appui des[6a] colonies et de leurs[6b] droits, wo die beste Gruppierung für uns doch wohl die sein würde, welche die Ziffern andeuten. Zu Zeiten freilich können wir auch der Ordnung des Textes bequem folgen, ohne fehl zu gehen. So p. 37: Et lorsque, en 1783, la guerre terminée, à New-York, dans la taverne de France, au moment de se séparer pour toujours, les principaux officiers défilèrent silencieusement devant lui, chacun lui serrant la main au passage, il était lui-même ému et troublé etc. Übersichtlicher aber ist auch hier das Französische, für das Auge zumal, mit seiner (durch Interpunktion fühlbar gemachten) Heraussetzung gewisser Bestimmungen, neben anderen, im unmittelbaren Zusammenhang belassenen. Zuweilen können wir ein derartiges Heraussetzen unsererseits nachahmen, indem wir es noch überbieten: z. B. Und als, *es war im Jahre 1783*, etc.; oder ähnlich.

Die Herausstellung erstreckt sich nun aber nicht bloſs auf adverbiale, sondern auch auf attributive Bestimmungen. Und hierin hat das Französische ein weiteres Mittel, die Durchsichtigkeit seiner Sätze zu wahren. Im Deutschen ist das gleiche Verfahren ja nicht ausgeschlossen, aber es wird doch seltener angewandt und erscheint leicht gekünstelt oder rhetorisch gesucht. Wir werden also nicht selten den Charakter des Vorbildes verlassen, und das Herausgestellte wieder in das Innere des Satzes hineinnehmen. Nur zwei Beispiele. P. 9: Inhabile à le bien gouverner, la métropole n'avait ni le loisir, ni la volonté perverse de l'opprimer absolument: *Das Mutterland*, *auſser stande dieses Volk gut zu regieren, hatte doch* etc. P. 38: En 1783, à l'approche du licenciement, informé qu'un projet d'adresse circulait dans l'armée . . ., Wash. exprima par un ordre du jour son blâme sévère etc.: *Kurz vor der Entlassung der Truppen im Jahre 1783 drückte Wash.*, *der erfahren hatte, daſs . . ., durch einen Tagesbefehl seinen strengen Tadel darüber aus* etc.

Und hieran sei denn als weitere Aufgabe der Wortstellung angeschlossen das Verhalten des Übersetzers gegenüber der eigentümlichen, weitgehenden Parallelität der französischen Sätze. Es ist dies wieder ein Stück des rhetorischen Charakters dieser Sprache; sie erhebt sich viel leichter als die unsrige zu solch

architektonischen Tendenzen. So p. 56: „Il (= ce gouvernement) avait été formé contre l'anarchie, et pour raffermir le lien fédéral. Il fut inviolablement fidèle à sa mission.“ Ich lasse deutsch den Effekt dieses Parallelismus fahren und setze schlicht: *Und dieser ihrer Mission blieb sie unwandelbar treu.* Viel mehr noch p. 72 und 73, wo der Schriftsteller, gleichsam auf der Höhe seiner Gedankenentwicklung angekommen, nun in regelmäſsigen Strömen seine Charakteristik ausgieſst. „Il y était entré dans l'un de ces moments où ... Il convint admirablement à cette situation. Il avait les idées et les sentiments de son époque etc.“ Und weiterhin: „Il fit les deux plus grandes choses ... Il maintint l'indépendance ... Il fonda un gouvernement libre ... Il se retirait librement ... Il eût pu conserver encore la direction. Il eut pour successeur etc.“ Daſs wir hier unsrerseits die Sätze zum Teil auch mit anderen Stücken als dem pronominalen Subjekt beginnen lassen, scheint mir nach dem Obengesagten selbstverständlich.

Um den rhetorischen Charakter der französischen Prosa abzuschwächen, muſste schon im Vorhergehenden mehrfach an gewisse Einschiebungen gedacht werden, und die Einschiebung von allerlei verbindenden, vermittelnden, verdeutlichenden Wörtern, Wörtchen oder auch Wortgruppen bilde denn das nächste Gebiet, über das wir uns klar werden wollen. Kaum ist es hierbei nötig, solcher Erörterungen zu gedenken, wie sie die unmittelbare Aufgabe der sinngemäſsen Wiedergabe fremder Ausdrücke zuweilen erheischt. So p. 5: en suivant sa pente: seinem *natürlichen* Hange folgend; p. 11: un même sentiment ein *und das*selbe Gefühl; p. 24: une grande attente s'attacha à lui: heftete sich an *seine Person*; p. 65: plus sobre à s'engager et à entreprendre: *wo es galt* sich zu verpflichten; und ähnlich sonst. In zahlreichen Fällen aber empfiehlt sich dringend die Zugabe gewisser Adverbien oder Konjunktionen. So p. 17: ce peuple en apparence et quelque temps () en effet si unanime: *auch.* S. 18: n'exigeant rien de ceux qui () auraient refusé: *doch nur.* P. 10: Espérance qui méritait d'être récompensée, comme elle () l'a été par etc.: *ja auch.* P. 22: Toutes se défiaient du congrès; () bien plus encore de l'armée: *und* noch. P. 24: fidèles aux anciennes vertus et () partisans des lumières nouvelles: *dabei doch.* P. 31: A

cette œuvre () déjà si difficile: *ohnehin.* P. 33: neuf ans de guerre sont () aussi une preuve: *doch.* P. 35: ils ourdirent une intrigue, qui pénétra () dans le Congrès: *auch wirklich.* P. 37: inspirer l'affection et le dévouement sans les () ressentir: *selbst.* P. 38: voulant leur laisser à eux-mêmes le mérite d'un retour, qui fut () en effet prompt et général: *denn auch.* P. 39: Il faut céder dans une certaine mesure; il ne cédait () pas, quand l'intérêt public en eût souffert: *aber.* P. 48: Et, dans l'ordre intellectuel, le même mouvement, () bien plus rapide, emportait les esprits: *nur noch.* P. 49: Elle donnait des armes contre le mal, mais le mal subsistait (): (*darum*) *doch* (*noch*). P. 50: Les questions qui ont agité et agiteront () le monde: *immer.* P. 60: une guerre inévitable, et () mal commencée, contre les Indiens: *dazu noch.* P. 73: Il faut que la démocratie se sente aimée et () contenue: *dabei doch, doch auch.*

Demselben Zwecke, wie alle diese etwas abstumpfenden Zuthaten wird es endlich dienen, wenn wir die (bei Guizot ganz besonders) beliebten satzvertretenden und ausrufartig auftretenden Appositionen in wirkliche Sätze auseinandergehen lassen. So p. 10: Question de droit et d'honneur en effet: *Es war das wirklich* eine Frage etc. S. 73: Il avait gouverné huit ans, long terme dans un État démocratique et naissant: *was* in einem jungen demokratischen Staate einen langen Zeitraum *bedeutet.* S. 74: Sentiment bien naturel au terme d'une longue vie etc.: *Und das ist ein* sehr natürliches Gefühl etc. Und so außerdem sehr häufig! Wohlgemerkt, nicht als ob eine unmittelbare Nachahmung nicht sehr wohl möglich und manchmal das einzig Naheliegende wäre: nur gebraucht das Vorbild diese rhetorische Zuspitzung so oft und gerne, daß, wenn unsere Übersetzung sich angenehm anhören soll, eine Verschleifung jedenfalls mitunter eintreten muß.

Nun zum Gegenteil, den Auslassungen, Kürzungen, Vereinfachungen. Hier so wenig wie in den früheren Abschnitten gedenken wir dessen, was sich von selbst aufnötigt, wie der Kürzung von la question de savoir si etc. (*die Frage, ob*), wie umgekehrt einer Erweiterung von brûler (*vor Begierde*) de faire qch., trembler (*bei dem Gedanken*) que etc. nicht gedacht wurde. Es seien insbesondere vier Fälle der Kürzung hervorgezogen. Sie betreffen die Konjunktion und, gewisse Hilfsverba, das Demonstrativpronomen und den Artikel.

Die Setzung von et zwischen zwei aufeinander folgende Adjektive ist bekanntlich im Französischen obligatorisch, im Deutschen herrscht Freiheit des Setzens oder Weglassens. Der oberflächliche Übersetzer aber folgt sicher stets dem Vorbilde, während eine unvermittelte Verbindung denn doch meist das natürlichere Deutsch ist. Wir übersetzten schon oben (Guizot, p. 73) un État démocratique et naissant „ein junger demokratischer Staat“. Ebenso soll p. 3: le développement pratique et laborieux heifsen *die mühselige praktische Entwicklung*, p. 17: des adversaires nombreux et actifs *zahlreiche, thätige Gegner*, p. 26: la nature grande et sauvage *die grofsartige, wilde Natur*, u. s. w. (Die Änderung der Folge in den beiden ersteren Beispielen ist nur eine scheinbare: das dem Hauptwort zunächst beigegebene Epitheton behält mit Fug diese seine nähere Stellung, und man wird zugeben, dafs dies jedesmal dem Gedanken am besten entspricht.) Natürlich darf nun aber ein solches Verfahren nicht zu einer mechanischen Regel werden. Wo die beiden betreffenden Adjektiva nicht einfach aneinander gereiht sind, sondern vielmehr in ihrer Eigenart selbständig fühlbar werden sollen, darf die Konjunktion nicht fehlen, mufs eher vervollständigt werden. So p. 40: Cette existence active et tranquille de grand propriétaire: *und (dabei doch)*.

Hilfsverben, die wir mitunter ganz fallen lassen können oder sollen, sind natürlich venir und aller. P. 6: se laisser emporter au vol téméraire de son esprit, pour aller se briser sur des écueils inconnus = einfach *zerschellen* (oder etwa *dann zerschellen*). Ähnlich vorher: Les idées philosophiques vinrent s'associer aux croyances religieuses einfach = *verbanden sich* (*dann*) etc. Und so nicht ganz selten.

Eine fernere Gelegenheit giebt, wie angedeutet, das Demonstrativpronomen. Wir übersetzen p. 5: ces luttes qui sont la condition de la liberté einfach: *die Kämpfe* etc.; ebenso p. 27: cet ascendant qu'un esprit pénétrant, un caractère énergique assurent toujours etc.: *der Einflufs;* desgleichen p. 30: j'ai cette confiance que etc. *das Vertrauen habe ich, dafs* etc.; und p. 45: sans ces talents, ces inclinations qui sont nécessaires pour tenir le gouvernail: *ohne die Talente und Neigungen*, *welche* etc. Auch die Modifikation dürfen wir nicht versäumen, dafs wir (p. 29) übersetzen: Cet esprit si ferme, ce cœur si haut: *dieser feste Geist*,

dieses edle Herz, also das si beim Demonstrativum (wie lateinisch tantus ille vir) fallen lassen, obwohl man eben durch das Lateinische oder vielmehr durch eine schlechte Gewohnheit mechanischen Übersetzens aus dieser Sprache dazu gekommen ist, fast keinen Anstofs mehr daran zu nehmen.

Beim Artikel ferner ist es ja natürlich ganz unanfechtbar, wenn il montra un grand courage durch *er zeigt einen grofsen Mut* übertragen wird; aber die eigentlich deutsche Ausdrucksweise ist es doch nicht, und auch schon um der bekannten Gefahr späterer falscher „Hinübersetzung" willen (z. B. *unersättlicher Durst* in „de la soif insatiable"!) sollte man mit der Durchführung dieses Unterschiedes beim „Herübersetzen" Ernst machen, also den unbestimmten Artikel bei den von Adjektiven begleiteten Abstrakten fallen lassen. Aber auch der bestimmte Artikel sollte, wenn Gewöhnung an gutes Deutsch Ziel ist, stets rechtzeitig verschwinden. Wenngleich l'or, la soif *das Gold*, *der Durst* heifsen kann, so soll uns doch *Gold*, *Durst* als normal gelten. Und entsprechend soll z. B. p. 1: Si jamais cause eut droit au succès heifsen *Anspruch auf Erfolg hatte*. Dafür weiter keine Beispiele. Indessen auch die Auslassung des Artikels bei Aufzählung oder Zusammenstellung verschiedener Substantiva, die den deutschen Ausdruck hebt und bessert, sei nicht in blöder Abhängigkeit von dem fremden Texte versäumt. So p. 26: Les voyages, la chasse, l'exploration des terres lointaines: *Reisen*, *Jagd*, *Erforschung entlegener Landstriche* etc. Mehr noch p. 29: Les obstacles, les revers, les inimitiés, les trahisons, les erreurs et les langueurs publiques, les dégoûts personnels abondèrent sous les pas de Wash.: *Hindernisse*, *Mifserfolge*, *Anfeindungen* etc. Und auch an einer Stelle wie p. 14: cette obstination . . . détruit dans les cœurs l'affection comme l'espérance: *Zuneigung wie Hoffnung.*

Nicht selten mufste schon in allem Vorstehenden der erforderlichen Änderung von Konstruktionen gedacht werden, und eigentlich steht diese Aufgabe den Schülern mehr als die meisten anderen von früh auf vor Augen; sie drängt sich eben oftmals mit Notwendigkeit auf. Freilich dies bei den alten Sprachen reichlicher als bei den neueren. Indessen wenn hier das Bedürfnis nicht so regelmäfsig und nicht so unbedingt auftritt, so ist darum

doch die Zahl und die Mannigfaltigkeit der Fälle, die überhaupt vorkommen, grofs genug — namentlich wiederum, wenn man mit wirklich offenen Augen und wachem Gefühl für den Ton der Muttersprache übersetzt.

So haben denn z. B. oft persönliche und unpersönliche Konstruktion für einander einzutreten. Les obstacles etc. abondèrent (s. o.): *es gab Hindernisse in Menge* (das sogenannte wörtliche *waren im Überflufs vorhanden* wäre steif). Les hommes intelligents ne manquaient point dans cette assemblée (p. 32): *es fehlte nicht an intelligenten Männern.* L'humanité est rude à servir (p. 75): *der Menschheit ist übel dienen.* Oder mit scheinbar halber Unpersönlichkeit: Les dispositions étaient les mêmes dans le New-Jersey (p. 18): *es herrschte dieselbe Stimmung* etc. Mit Subjektsverschiebung p. 18: Les confiscations commencèrent: *man begann mit Konfiskationen.* P. 60: Le terme de la présidence de W. approcha: *die Präsidentschaft W.'s näherte sich ihrem Ende.* Mit Ersatz der Kopula durch ein eigentlicheres Zeitwort: C'est l'honneur du peuple américain (p. 72): *es gereicht zur Ehre*, *macht alle Ehre.* P. 6: C'est le grand art social de ... *die Kunst besteht darin* etc. (Verwendung der Kopula gerade in der Art dieses Beispiels ist im Französischen eigentümlich beliebt.) Oder mit Entstehung eines neuen, intransitiven Satzes p. 18: Des hommes de sa garde s'y trouvèrent compromis: *es ergab sich, dafs Leute von seiner Leibwache dabei kompromittiert waren.*

Das Auftreten neuer Sätze ist übrigens ja einer der wichtigsten und anerkanntesten Veränderungen. In mannigfacher Weise erwachsen dieselben. Aus der Apposition, wie p. 7: Cromwell, héritier, à son tour, du long Parlement, exerça le pouvoir avec plus d'éclat: *als Cromwell seinerseits die Erbschaft des l. P. antrat* etc. Aus Partizipien, wie p. 26: Dès l'âge de 20 ans, W. considérait l'agriculture comme sa principale affaire, vivant ainsi en intime sympathie avec les dispositions dominantes ... de son pays: *womit er denn ... lebte.* P. 33: On a appelé Wash. le Fabius américain, disant que etc.: *und gesagt.* Aus dem Gérondif, wie p. 42: L'Angleterre fomentait le doute, en attendant l'heure d'en profiter: *und wartete nur auf die Stunde* etc. Aus adverbialen Ausdrücken, wie p. 17: Par la fortune la plus rare, tout se réunissait donc: *es war ein seltenes Glück, dafs* etc. Par une

coïncidence singulière, vers le même temps, le roi de Suède interdit aux officiers: *Es war ein eigentümliches Zusammentreffen, dafs um dieselbe Zeit* etc. (Ähnlich ist mit dem eigentümlichen pour in „pour tout remède" u. ä. zu verfahren.) Aus Konjunktionen, wie p. 10: Aussi, quand ce jour arriva, quand le roi George et son Parlement ... prétendirent taxer les colonies sans leur consentement, un parti nombreux ... se leva soudain etc.: *So geschah es denn, dafs* etc. Aus attributivem Adjektiv, wie p. 31: unité mensongère *eine Einheit, die eigentlich Lüge* war. P. 22.: Doute injurieux *ein Zweifel, mit dem man Unrecht thut.* Aus substantivischem Objekt oder Subjekt, wie p. 32: W. démontrait le mensonge des apparences: *wie trügerisch der Schein sei.* P. 72: les torts d'un mérite insuffisant: *was aus unzulänglicher Kraft verfehlt wurde.* Um von vielem Gewöhnlicheren ganz zu schweigen! Zuweilen ferner wird nicht gerade ein wirklicher Satz Bedürfnis, aber doch die Andeutung eines solchen, eine Art Halbsatz. So p. 55: une prudence, une fermeté qui, venues plus tôt et d'une manière plus générale, auraient peut-être prévenu le mal: *welche, wenn früher oder allgemeiner aufgetreten,* etc. P. 63: De qui n'a-t-elle pas trompé cent fois l'opinion et l'attente, amis ou adversaires, enthousiastes ou détracteurs? *Wer, ob Freund oder Gegner, hat sich nicht getäuscht?* etc.

Ein weiteres Gebiet einer gewissen Verschiebung zwischen den Satzverhältnissen ergeben dann die im Französischen beliebten parenthetischen Hauptsätze, denen deutsch meist Nebensätze entgegenzustellen sind. So p. 35: Desintéressement admirable et qui peut-être, il est permis de l'espérer, était accompagné en lui d'une profonde tranquillité etc.: *wie man wohl hoffen darf.* P. 46: Pourtant, et on l'a plus d'une fois remarqué, ces colonies étaient etc.: *was ja häufiger bemerkt worden ist.*

Eine Vereinfachung der französischen Sätze erfolgt zunächst durch Vertauschung des Verbalausdrucks mit adverbialem. Dafs ne pas tarder à faire durch *alsbald*, ne pas laisser de faire durch *gleichwohl* zu geben sind, das und einiges Entsprechende lernt der Schüler in der Grammatik. Aber die zahlreichen ähnlichen Fälle auch beim Herübersetzen zu beobachten, kommt ihm deshalb noch keineswegs in den Sinn. Nur wenige Beispiele aus unserer Schrift. P. 33: Wash. s'obstina à rester sur le champ de

bataille: *W. wollte durchaus bleiben.* P. 39: J'ai quelque peine à secouer ma coutume: *ich kann nur schwer meine Gewohnheit abschütteln.* P. 55: Le parti populaire ne tarda pas à devenir l'opposition: *wurde bald zur Opposition.* Auch p. 21: La métropole avait pris soin d'entretenir ces habitudes d'isolement: *hatte vorsorglich genährt.*

Ein anderer vereinfachender Konstruktionswechsel ist die so sehr häufig angemessene Einführung eines deutschen Substantivs auf -ung für französische Verbalausdrücke. So p. 28: le premier congrès formé pour la préparer: *zu ihrer Vorbereitung.* P. 22: les esprits les plus décidés à soutenir la lutte: *zur Durchführung des Kampfes.* P. 30: sans nous fatiguer à pénétrer ce qui est au delà de la connaissance humaine: *ohne uns mit der Ergründung . . . abzumühen.* P. 56: faute d'être bien informés *aus Mangel an rechter Belehrung.* P. 74: le gouvernement libre fondé par l'ordre et la paix: *die Begründung einer freien Regierung auf Ordnung und Frieden.* Ähnlich auch bei französischem Konjunktionalsatz p. 56: W. influa puissamment pour que l'œuvre fût accomplie: *hatte bedeutenden Einfluss auf die Vollendung des Werkes.*

Einige andere, mehr vereinzelte Fälle von Vereinfachung seien angefügt. P. 75: „Car il n'y a point d'institutions, point de garanties qui puissent les remplacer" geben wir besser mit Aufgebung der Periphrase: *denn keine Einrichtungen, keine Bürgschaften können sie* (nämlich solche Männer) *ersetzen.* Wie man denn überhaupt die Periphrase mit être recht oft fallen lassen darf. Ferner p. 37: aussi longtemps qu'il faudra einfach *so lang als nötig*, also ohne Satz.

Zum Schluss noch eine kleine Reihe vermischter Vorkommnisse, bei denen sich eigentümliche, nicht bequem zu klassifizierende Anforderungen an die Übersetzung erheben. Doch handelt es sich durchweg um Verlegung von Momenten des Gedankenausdrucks. So ist, wenn man wirklich den natürlich deutschen Ausdruck will, p. 35 respect affectueux zu geben durch *ehrfurchtsvolle Anhänglichkeit*; wir verlegen hier die Momente des Gesamtausdrucks; *anhängliche Ehrfurcht* oder dergleichen würden wir nicht sagen. Wir drücken p. 63 il était étranger à la présomption de leurs prophéties aus: *ihm war eine derartige An-*

mafsung fremd, wie denn étranger diese Abänderung der Beziehung oft erheischt. So wieder p. 59: étranger aux études financières: *da ihm diese Studien fern lagen.* Wir haben p. 34 „quelques généraux, ses amis“ zu geben durch *einige ihm befreundete Generale*, also mit Ersatz substantivischen Ausdrucks durch adjektivischen. P. 49: le gouvernement central fut bien conçu: *der Grundgedanke war gut*, mit Verlegung des Verbalinhalts in ein Substantiv. P. 61: Wash. en concevait une inquiétude extrême: *das flöfste W. die gröfste Besorgnis ein*, mit Vertauschung des Subjekts. P. 30: il avait arrêté son idée: *er hatte einen festen Gedanken gefafst*, mit Verlegung eines Moments aus arrêté in das Adjektiv. P. 43: Wash. était hautement fédéraliste: *W. bekannte sich offen als Föderalist*, mit umgekehrter Verlegung eines Momentes. P. 29: au dehors aucune occasion *irgend eine äufsere Gelegenheit.* P. 60: seule récompense digne de toucher le cœur de l'homme public *die einzige Belohnung, die das Herz . . . bewegen darf.* P. 59: avec quelque embarras *nicht ohne Verlegenheit*, wie denn das Umgekehrte, Einsetzung eines positiven Ausdrucks für doppelt negativen (pas non plus *ebensowenig*) sehr häufig nötig wird. Eine erhebliche Verlegung inhaltlicher Momente müssen wir wieder vornehmen p. 58: on l'obtiendrait, au besoin, par des moyens etc.: *man konnte es von Mitteln erwarten.* Erhebliche Veränderung der konstruktiven Verteilung der Momente wird auch nötig an der Stelle: les plus pressantes exhortations échouaient à la contenir: *die dringendsten Mahnungen, welche sie in Schranken halten sollten, waren vergeblich.*

Und freilich, nur immer schwierigere Forderungen dringen auf uns ein, wenn wir zusammengesetzterem Ausdruck nach Inhalt und Form voll gerecht werden wollen. Die Aufgabe ist im letzten Sinne wirklich unbegrenzt, und die Lösung mancher Schwierigkeit kann nicht mehr dem Zögling zufallen, sondern bleibt dem Lehrer vorbehalten. Wendungen wie „contracter des habitudes d'isolement“, „penchant vers le repos“, „laissés aux chances diverses de leur fortune“, „sa pensée s'élançait dans etc.“, „un mouvement général s'éleva vers lui“, „l'Europe bouleversée pèse sur lui et étonne son esprit“ diese und nicht wenige andere erfordern — nicht Kenntnisse, nicht Normen, nicht Kunstmittel oder Kunst-

griffe, sondern Reife, Blick, Verständnis und Sprachbeherrschung. Uber die Sphäre der technischen Mittel erhebt sich auch bei dieser bescheidenen Kunst, wie bei aller Kunst, eine höhere. In diese gehört denn auch die grofse Gesamtforderung des „Wohlklangs“, des Ebenmafses, der rhythmischen Rundung, auf welche hier einzugehen wir uns versagen.

Denn nichts kann uns weniger vorschweben als Vollständigkeit! Was unsere Betrachtungen erstrebten, war, es sei wiederum gesagt, nichts anderes als Anregung. Diese kann auch wohl da noch erhofft werden, wo im einzelnen manches ganz unvollkommen, ja mifslungen, oder wenigstens allzu subjektiv und willkürlich behandelt sein mag — wie das ja sicherlich im Obigen der Fall ist.

Zu diesen Unvollkommenheiten gehört im grunde ja auch der Mangel streng und voll durchgeführter systematischer Ordnung des Stoffes. Sollte das ganze Material, welches hier in Betracht käme, aufgereiht und dargelegt werden, so würde eben eine vergleichende Stilistik entstehen in umgekehrter Form als sie üblich ist. Auf dem Gebiete der französischen Stilistik wird gegenwärtig erfreulicherweise endlich ernstlich gearbeitet, nachdem lange Zeit höchstens etliche oberflächliche oder banausische Versuche gemacht waren. Und es mufs denn das Studium z. B. des soeben vollendeten Werkes von Edmund Franke auch unter unserem Gesichtspunkte, dem der planvollen Herübersetzung, sich empfehlen.*)

Nicht ohne ein gewisses Widerstreben übrigens zerpflückt man ein derartiges lebensvolles und harmonisches Ganzes wie hier unsere Guizotsche Schrift, und man steht dabei fast ungünstiger da als der Kärrner, dem ein Königsbau zu thun giebt. Doch über dem Mittel steht der Zweck, und der Zweck ist eben Förderung und Belebung eines Zweiges der Jugendbildungsarbeit.

Aber, um auch hiermit auf eine Eingangswendung zurückzukommen, ist nicht etwa eine Hebung erstrebt, die zu hoch geht? Natürlich, wenn man von Schülern, die nur an mechanisch hölzerne Übersetzung gewöhnt sind, plötzlich Rücksichten verlangen wollte,

*) Eine Benutzung dieses Buches für die Zwecke gegenwärtigen Aufsatzes hat nicht mehr stattgefunden.

wie sie nach dem Obigen auf allen Seiten beobachtet werden sollen! Aber es handelt sich darum, von Anfang an auf den rechten Weg zu bringen, und allmählich für die höheren Anforderungen zu erziehen. Dann läfst sich, das ist mir durch Erfahrung bestätigt, auf der letzten Stufe Übersetzung erzielen, die den entwickelten Normen gerecht wird.

Erziehen sollen sich dazu allerdings zunächst die Lehrer selbst, soweit sie es nicht schon gethan haben. (Und diese Aufgabe ist eine unwürdige um so weniger, je mehr sie im grunde mit der tieferen und richtigeren Erkenntnis vom Wesen der Sprache und dem Verhältnis der Sprachen im Zusammenhang steht, welche die Gegenwart gewonnen hat und stets noch besser gewinnt.) Dann aber müssen die Lehrer nicht etwa alles, was sie selber können, verwirrend zwischen die Leistung des Schülers werfen! Soll diese Arbeit an bildendem Werte gewinnen, so darf sie der Klarheit, der Ruhe, der sauberen Teilung nicht ermangeln. Bisjetzt erfolgt das Bessern der unvollkommenen Schülerübersetzung durchweg entweder als Gratisgabe des Lehrers, oder durch gemeinschaftlich gemütliches Raten, Tappen, Probieren, oder auch durch sehr ungemütliches Raten unter dem Drucke der unzufriedenen Herrenwillkür des Lehrers. Bei unseren obigen Erwägungen kamen wir auf eine Reihe getrennter oder doch trennbarer, eigenartiger Einzelaufgaben. Entsprechend diesen Aufgaben erfolge des Lehrers Mahnung. Sie wird bald lauten: Kein Notdeutsch (Lehndeutsch)! Bald: Nicht den äufserlich identischen Ausdruck! Dann: Das deutsche Bild! Oder: Das Bild fallen lassen! Oder: Im Deutschen bildlichen Ausdruck! Ein andermal: Das Imparfait andeuten! Kein Verb, Adverb! Die Tonstellen wechseln! Die echt deutsche Wortfolge! Partikel einschieben! Das Hilfsverb fallen lassen! Antithese abschwächen! Den Satzanfang variieren! Das Subjekt wechseln! Einen Satz bilden! Substantiv statt Infinitiv! Ein Ausdrucksmoment verlegen (z. B. aus dem Verb in das Adjektiv etc.)! Und so weiter.

Natürlich können diese kommandoartigen Mahnungen nichts fruchten, wenn nicht das Auge geschärft und Verständnis gewonnen ist. Aber wenn dies der Fall ist, so bildet sich auch etwas noch Besseres als die nötige Folgsamkeit, nämlich Eifer und Wetteifer. Denn diese erscheinen naturgemäfs da am ehesten, wo es nicht

einfach korrekte Leistung gilt, sondern freies Können, wo einmal andere Kräfte in Anspruch genommen werden als logische und reproduktive! Zum Beispiel, wie in unserem Falle, das entwickelte Gefühl für die Muttersprache, bewufstes Unterscheiden innerhalb ihrer, Herrschaft über ihre Mittel, Sinn für ihre Echtheit und ihre Reinheit.

Und noch eins ist es, was den Eifer der Beteiligung anfacht. Die Aufgabe dieser Übertragung bleibt, obwohl sie über die Gewohnheit des planlosen und willkürlichen Durcheinanderarbeitens sich ausdrücklich erheben soll, doch stets mehr als die umgekehrte eine gemeinsame für die Lernenden und den Lehrer. Und solche innerlich vereinigende Arbeit ist von hohem Werte für den erziehenden Unterricht.

Englische Synonymik als Unterrichtsgegenstand.*)

Über englische Synonymik als Unterrichtsgegenstand reden wollen, heifst ein bescheidenes Teil wählen, ein schmales Feld anbauen. Der englische Unterricht ist, soweit er in höheren Schulen überhaupt eine Stätte hat, nicht blofs auf eine mäfsige Reihe von Jahren und eine geringe Anzahl wöchentlicher Stunden beschränkt, sondern er verträgt auch — angesichts der bereits vorher erworbenen sonstigen Sprachbildung — eine mehr unmittelbar stoffliche, weniger theoretisch gestützte Behandlung, und scheint dieselbe zu fordern. Unter solchen Umständen einer Disziplin wie der Synonymik ein Recht zu irgend etwas wie einer selbständigen Existenz zuzugestehen, mag überhaupt verfehlt erscheinen. Soll damit nicht etwa das Entbehrliche statt des Notwendigen oder gar das Abstrakte auf Kosten des Lebendigen betrieben werden? In Wirklichkeit wird hier keineswegs für einen zufälligen Lieblingsgegenstand ein breiterer Platz beansprucht; es gilt nur, auch dem Geringen oder Nebensächlichen sein Recht zu geben. Und dieses sein Recht besteht darin, dafs es wohl überlegt werde. Einige Erwägungen über den Betrieb der Synonymik überhaupt werden dabei den besonderen Fragen der englischen Synonymik vorauszugehen, sie auch wohl zu begleiten und zu schliefsen haben.

Gewifs ist das Erste, dafs wir der Synonymik ihre organische Stellung im Gesamtunterricht finden. Mit dem Worte „organisch“,

*) Aus den „Lehrproben und Lehrgängen“ von Dr. O. Frick, Halle. Buchhandlung des Waisenhauses, 1887, 3. Jahrg., Heft 12.

so wenig originale Weisheit es bedeutet, sind doch einige Gesetze angedeutet, die nicht verletzt werden sollten. Jedes Organ ist weder ausschliefslich dienend, noch ausschliefslich bedient oder genährt; gewifs mufs es so mit den Einzelzweigen eines Unterrichts sein. Aber man behält das nicht immer im Auge. So schwebt heute thatsächlich der Streit, ob nicht „die Grammatik der Erlernung der Sprache nachzufolgen habe, statt ihr vorauszugehen“; die in Wirklichkeit vorherrschende Auffassung, wonach sie wesentlich voraufgehen, die Regel das Erste, das Material das Zweite, die Anwendung nebst der Anschauung des Angewandten das Dritte sein soll, hat jene Gegenforderung geweckt. Das eine wie das andere heifst den Gesichtspunkt des Organischen verabsäumen. Für die Synonymik gilt dieselbe Frage, und mufs die gleiche grundsätzliche Entscheidung fallen.

So kann sie denn vor allem nicht Selbstzweck sein wollen. Dieser Behauptung scheint es gar nicht zu bedürfen; aber manches, was man gelegentlich wahrnimmt oder schliefsen mufs, deutet doch auf solchen Irrtum hin. Nicht allein die gerne gespendeten synonymischen Belehrungen, die ganz ohne ersichtlichen Anlafs in den Anmerkungen von Schulausgaben auftauchen; die Rolle der Synonymik in manchen Prüfungen kommt hinzu; und die Kompendien mit ihren formelhaften Unterscheidungen führen sicherlich vielfach zur Einprägung um der Einprägung willen.

Aber andrerseits hat synonymische Unterscheidung und Einsicht doch auch nicht auf das beschränkt zu werden, was zur Vermeidung grober praktischer Fehlgriffe unentbehrlich ist. Und noch weniger kann sie das ganze sprachliche Material so durchdringen, dafs nachher jede Wortwahl auf das bewufste und unterscheidende Wissen von dem genauen Wortinhalte gestellt wäre. Wie weit sind wir davon doch bei unserer Muttersprache entfernt!

Vielmehr mufs die synonymische Erkenntnis zunächst aus dem geschauten und empfundenen Sprachstoff herauswachsen, in diesem Sinne also „der Spracherlernung nachfolgen“, oder, um wieder auf das Bild des Organischen zu kommen, daraus ihre Säfte ziehen; dann aber auch dem Verständnis der Sprache und der Bewegung in derselben dienen. Damit beides recht erfolge, dazu ist eben die Unterrichtskunst da, und diese Kunst ist hier, so unscheinbar das Gebiet sein mag, fast mehr noch als

sonst vom Takte des Unterrichtenden abhängig. Vor allem aber mufs derselbe für das wirkliche Leben der Sprache eine zulängliche Empfindung haben; ihm mufs die Synonymik nichts anderes sein, als was sie nach dem Wesen des Sprachlebens ist und sein kann.

Dafs dieser Standpunkt aus den üblichen synonymischen Lehrbüchern — es handelt sich nicht blofs um englische — herausblicke, kann nicht behauptet werden. Indem dieselben das zu vergleichende Wortmaterial vorführen und dann durch alle Mittel der Analyse die Bedeutungsunterschiede zu gewinnen suchen, setzen sie voraus, dafs solche Bedeutungsunterschiede in der Sprache durchweg entwickelt seien, dafs es nur darauf ankomme, sie zu erfassen, dafs, so weit die inhaltliche Scheidung nicht sauber vollzogen sei, die Synonymik ihre Aufgabe erst mangelhaft gelöst habe, dafs möglichst knappe und glatte — fast möchte ich sagen: schneidige — Formulierung die vollkommenste Lösung der Aufgabe bedeute. Allerdings fehlt es nicht gerade an Wendungen, die dazu nicht recht stimmen. Oft heifst es doch auch: der Ausdruck a hat „mehr“ diesen, b „mehr“ jenen Sinn. Und zuweilen heifst es auch nach schlechthin logischen Unterscheidungen von a, b und c plötzlich; d gehört mehr der höheren Sprache an, oder: der Dichtersprache, oder: ist altertümlich, oder: ist mehr familiär u. s. w. Damit wird dann der Einteilungsgrund verlassen, es blickt plötzlich ein anderes Princip der Scheidung durch; neben die gleichberechtigten Brüder drängt sich noch ein etwas absonderlicher fremder Vetter herein, von dem man nicht recht weifs, ob er mit zu teilen hat oder nicht.

In Wirklichkeit ist die Aufgabe der Synonymik eine etwas andere. Sie ist zugleich verwickelter und doch lösbarer. Sie mufs, wie gesagt, zum wirklichen Leben der Sprache die rechte Beziehung nehmen. Das zeigt denn folgende gewichtige Thatsachen.

Erstens: Mit dem Begriffsinhalt, wenn auch aufs klarste gefafst, ist das Wesen der Wörter noch keineswegs erschöpft; ihre Unterschiede bestimmen sich in viel feinerer Weise durch das, was bei ihnen empfunden wird. Und obwohl die Welt der Empfindungen viel weniger gleichartig sein kann, als die der Begriffe, so ist die Gleichheit dessen, was von den gleichartig Gebildeten

derselben Zeit bei demselben Worte empfunden zu werden pflegt, doch vollkommen genug. Diesen Empfindungsinhalt als solchen zu erfassen, kann nie Sache des Verstandes sein, sondern fällt einer anderen, nicht zu unterschätzenden, unentbehrlichen Kraft zu, dem Sprachgefühl. Das Sprachgefühl seinerseits kann sich nur entwickeln gegenüber der lebendigen Rede, zumeist da, wo zugleich mit den vernommenen Worten die Situation miterlebt wird, dann in minder sicherer Weise da, wo durch die zusammenhängende Rede, auch die geschriebene, eine Vorstellung der Situation vermittelt wird. In dieser Hinsicht erhalten und behalten denn die Ausdrücke für die Seele je einen eigenartigen Ton, der auch da, wo er die gleiche Note wiedergiebt, doch nach der Art des Instruments verschiedenen Klang hat, dem auch wohl Obertöne sich zugesellen.

Ferner: In jeder lebenden Sprache sind verschiedene, über- oder nebeneinanderliegende Sprachschichten zu unterscheiden, und der gleiche Gedankeninhalt erhält innerhalb dieser verschiedenen Schichten eine verschiedene Worteinkleidung. Die Unterscheidung von gewöhnlicher, dichterischer, feierlicher, gehobener, rhetorischer, von wissenschaftlicher, technischer, geschäftlicher, amtlicher, von familiärer, vulgärer, pedantischer, burschikoser, von altertümelnder und modischer, von Salon- oder Kinderstuben-Sprache deutet immer nur bekannte Hauptschichten an; die Wirklichkeit bietet noch feinere Schattierungen, obwohl die angeführten schon eine stattliche Anzahl bilden. Innerhalb der Muttersprache hat man dafür ein sicheres Gefühl gewonnen; auch schon eine geringe Vermischung, wie sie uns in fremden Sprachen überaus leicht passiert, vermag als peinliche Unvollkommenheit zu erscheinen.

Weiter: Die Wahl der Ausdrücke erfolgt nicht bloſs in Abhängigkeit von dem begrifflichen, und auch nicht einmal bloſs von dem Empfindungsinhalt, sondern mit unter mehr zufälligen oder untergeordneten physischen Einflüssen. Dazu gehört die mehr oder weniger unzuverlässige Präsenz des Wortschatzes. Dazu gehören dann auch die Rücksichten des Klanges, des Rhythmus (auch in der Prosa) und des Wechsels.

Endlich: Die Beständigkeit des Wortinhalts ist eine trügliche. Daſs der Wortkörper bleibt (auch er ist ja allmählicher Verwitterung und Verwandlung ausgesetzt) hindert nicht, daſs der Empfindungsgehalt sich verschiebt, und er thut dies unmerk-

lich und sicher nach dem Gesetz der stillen Veränderlichkeit alles Irdischen, aber auch unter dem Einfluſs des bewuſsten Strebens hervorragender Individuen, gleichsam der Vordenker der Nation. So wird, was jüngst noch starker Ausdruck war, heute schon schwacher, was frisch war, matt, was vollwichtig war, fast nichtssagend, was lebensvolles Bild war, bloſse Bezeichnung, was plastische Vorstellung war, abgegriffene Münze, was wohlgewählt war, trivial, was harmlos war, zweideutig, was zurückhaltende Andeutung war, wird rücksichtsloser Name, und andererseits was seltsam war, vertraut, was abgestorben war, neu lebendig u. s. w. Der Empfindungsinhalt der Wörter wandelt sich, und der begriffliche — von jenem nicht löslich — bleibt nicht bestehen. Aber während der neue, der veränderte Sinn ihnen eigen geworden ist, leben sie vielfach in bestimmten älteren Verbindungen noch mit dem früheren Inhalt fort, und um so unmöglicher wird es, ihren Gehalt an sich zu definieren.

Was aus diesen Thatsachen des Sprachlebens für die synonymische Lehre folgt, braucht kaum noch dargelegt zu werden. Ihr Ziel ist unendlich, ihre Ergebnisse bedeuten immer nur Annäherungen, ihre Wahrheit ist flüssig. Die besonderen Schranken, welche die Inkonsequenz der Sprache ihr zieht, muſs sie anerkennen; der praktischen Gleichwertigkeit mancher theoretisch unterscheidbarer Ausdrücke soll sie gedenken. Der Unterschied der Gebrauchs-Sphäre soll bei der Distinktion nicht bloſs gelegentlich Zulaſs finden, sondern von vornherein mit bestimmend sein. Vor allem hat sich die Synonymik nicht auf dem einen Wege, dem begrifflichen, zu halten, sondern nach allen Seiten zugleich auszuspähen.

Für den Unterricht aber, den erziehenden Unterricht, folgt zunächst — eine sehr erhöhte Schwierigkeit der Aufgabe, dann die Notwendigkeit der Beschränkung auf das Zugängliche und das Bildende, und die Pflicht des Miſstrauens gegen die Compendienformeln. Doch auf diese Punkte will ich in der Folge zurückkommen. Nun zur englischen Synonymik insbesondere.

Wer sich an synonymischen Studien, an dem sinnenden Beobachten und Vergleichen der Wortseelen, ihrer Entwicklung, ihres Wandels und Geschickes erfreut, dem bietet das Englische

ein reicheres und anregenderes Feld als die meisten anderen Sprachen. Nicht blofs, dafs ein besonderer Reichtum an Ausdrücken vorliegt, bewirkt durch die Vermählung zweier Idiome, durch grofse Kühnheit und Unbefangenheit auch in der wortbildenden Benutzung der beiden, durch freien Zutritt des Volkstümlichen auch in die Schriftsprache: sondern es ergeben sich aus alledem zahlreiche, besonders feine Schattierungen, und eigentümliche Gesetze scheinen hindurch. So ist denn beim Englischen zumal eine Synonymik, die auf das rein begriffliche Verhältnis der Wörter sich aufbauen, die nicht jene — dafs ich so sage — naturgeschichtliche Eigentümlichkeit voll mit würdigen will, im Innersten mifslungen, sie setzt eine mühselige Arbeit an eine unmögliche Aufgabe. Schablonisierende Unterscheidungen führen hier zu keinem Ziel, leiten nur irre. Bevor man den Unterricht in solche ausmünden zu lassen trachtet, lasse man lieber die Zeit unverkürzt der unmittelbaren Aufnahme durch reichliches, zusammenhängendes Lesen, das ja ohnehin die notwendige Vorbedingung ist, wenn überhaupt Erkenntnis, d. h. wirkliche und eigene, nicht eine in Formeln überlieferte Scheinerkenntnis, gewonnen werden soll. Aber recht betrieben, ergiebt das synonymische Studium doch auch innerhalb des Schulunterrichts eine nicht zu verschmähende Bildungsaufgabe von eigenartigem Werte.

Blicken wir auf diese Aufgabe und ihre Lösung etwas näher hin. Aus Beispielen verschiedener Art mögen sich uns Kategorieen ergeben, unter denen das synonymische Material wohl behandelt werden kann. Eine bestimmte Ordnung in der Aneinanderreihung alles Einzelnen allerdings sei dabei noch nicht angestrebt, sie wäre unschwer zu finden.

Es giebt im Englischen synonymische Reihen, welche gewissen Reihen der deutschen Sprache so genau entsprechen, als das überhaupt zwischen zwei Sprachen möglich ist. Denn es braucht wohl nicht noch gesagt zu werden, dafs ein vollständiges Sichdecken zwischen dem Inhalt, dem Begriffs- und Empfindungsinhalt eines Wortes aus einer Sprache mit demjenigen eines Wortes aus anderer Sprache überhaupt in das Gebiet der Illusionen gehört, allerdings derjenigen Illusionen, welche wissenschaftlich noch nicht gar lange aufgedeckt sind und dem naiven Anfänger kaum

benommen werden sollen. (Nur die streng wissenschaftliche Sphäre macht hiervon eine Ausnahme!) Eine Reihe jener bequemsten Art nun ist zum Beispiel: *laughter* — *laughing* = *laugh* = deutch: *das Gelächter* — *das Lachen* — *die Lache*, wobei denn freilich schon in Betracht kommt, dafs *die Lache* nur ganz volkstümlicher Ausdrucksweise angehört, und auch da auf gewisse stehende Verbindungen beschränkt erscheint. Auch die dem deutschen *Boden* gegenüberstehende Reihe *ground* — *bottom* — *floor* deckt sich hinlänglich bequem mit dem deutschen *Grund* — *Boden* — *Flur*, sofern *ground* dasjenige *Boden* ist, wofür auch *Grund* stehen könnte, *floor* dasjenige, wofür *Flur* wenigstens mit eintritt, *bottom* ein solches, wofür nur *Boden* stehen kann, z. B. eines Fasses. Hierzu tritt dann im Englischen allerdings noch *soil*, das einmal die obere Schicht der Erde besonders unter dem Gesichtspunkt der Fruchtbarkeit, des Ertrages bedeutet, dann aber in Verbindungen wie „heimatliche Erde“, „vaterländischer Boden“ auch figürlich üblich ist. Noch treuer stellt sich eine Reihe wie *accurate* — *exact* — *precise* dem deutschen Sprachgebrauch gegenüber, der hier als Fremdwörter die gleichen Ausdrücke mit dem gleichen Inhalt besitzt. Was denn da etwa zu definierender Unterscheidung der englischen Ausdrücke gegeben oder gefunden wird, ist kaum Analyse des Englischen zu nennen, sondern eine Begriffsanalyse zugleich gegenüber dem heimischen Wortvorrat. In derselben Weise tritt das Verhältnis von *right* und *correct* dem des deutschen *recht* und *korrekt* gegenüber. Auch da, wo wir nicht gerade die entsprechenden Wörter führen, läfst das Verhältnis sich oft durch einen einfachen Zusatz vollständig würdigen. So bei *scrupulous* gegenüber *conscientious (peinlich gewissenhaft)*, bei *search* gegenüber *seek*, bei *toil* gegenüber *work*. Wenn ferner der Inhalt von *cause* — *reason* — *motive* verglichen wird, so ist es kein anderer als der des deutschen *Ursache* — *Grund* — *Beweggrund*, nur dafs der thatsächliche Gebrauch bei uns vielfach bequeme Vertauschung derselben aufweist; solche Bespiegelung an der fremden Sprache ist dann aber wirklich klärend, wie überhaupt der letzte Zweck synonymischer Betrachtungen in der Schule nicht auf dem Sondergebiet der Erlernung fremder Sprachen liegt. Die saubere Scheidung von *occasion* = *Anlafs* und *opportunity* = *günstige Gelegenheit* einerseits and *cause* = *Ursache* andrerseits

ist von schlechthin logischem Werte. In einer Reihe wie *pride — haughtiness — vanity — selfconceit — arrogance — presumption* liegt eine Kette verwandter und ineinander übergehender sittlicher Begriffe vor, deren unterscheidende Erkenntnis noch mehr psychologische als sprachliche Klärung bedeutet. Mit *avaricious — covetous — niggard — stingy — sordid — miser* ist es ähnlich; im Deutschen, wenigstens dem volkstümlichen (denn auf dieses müssen wir nicht selten mit eingehen, wenn wir die Fülle der englischen Ausdrücke bemeistern wollen) deckt sich mit jener Reihe so ziemlich diese: *geizig*, *habgierig* (mundartlich *hachig*), *knickerig*, *filzig*, *schmutzig-geizig*, *Geizhals*. Ähnlich nahe kommen sich die Reihen *offence — affront — insult — injury* und *Beleidigung*, *Beschimpfung*, *Insulte*, *Injurie*: doch wohlgemerkt, ohne daſs sie sich wirklich deckten; auch sind *Insulte* und *Injurie* uns ja nur Fremdwörter und also Notbehelf; dann ist dabei weder im Englischen der Spielart *outrage* ihr Recht geschehen, noch im Deutschen dem Begriffe *Kränkung*. Bei einer Reihe wie *sly — artful — crafty — subtle — wily* gerät man mit dem Versuche, eine das Wesentliche deckende deutsche Reihe aufzustellen (also etwa *schlau*, *listig*, *verschlagen*, *verschmitzt*, *durchtrieben*, *arglistig*) doch schlieſslich schon zu der Überzeugung, daſs Verschiebung mit unterlaufe, daſs eben zwei Sprachen niemals eine solche Strecke weit parallel gehn. Indessen den Wert einer gewissen logisch-psychologischen Klärung wird auch die bloſs versuchte Analyse immerhin behalten.

Doch nicht bloſs zu bekannten Begriffsreihen der eigenen Sprache erhalten ja die fremden Termini eine Stellung im Bewuſstsein, sondern auch zu solchen aus anderen Sprachen. Dem Englischen geht nach der verbreiteten Einrichtung der Unterricht im Französischen voraus, und so ist unter gewöhnlichen Umständen wohl auch ein gewisser Besitz synonymischer Anschauung innerhalb des Französischen schon gewonnen, wenn an das Unterscheiden, Sammeln und Klären im Englischen herangetreten wird. Nicht wenige Reihen wiederholen sich denn schlechthin in diesen beiden Sprachen, und es braucht z. B. — wenn jene Bedingung erfüllt ist — nur auf das Französische zurückgeblickt zu werden bei den folgenden: *revolt — rebellion — insurrection — sedition*; *prey — booty — spoil*; *alliance — league — con-*

federacy; influence — ascendency; subject — object; sex — gender — race — generation; marvel — miracle — prodigy; government — reign; sacrifice — victim; limit — frontier — confines — term; cause — reason — motive; offence — affront — insult — injury; continual — perpetual — constant; austere — severe — rigorous; entire — complete — total; present — actual; legal — legitimate; general — universal; apparent — evident; famous — celebrated — renowned — illustrious; oblige — force — constrain; resolve — determine — decide; insist — persist — persevere; auch *exist — subsist — consist; conserve — reserve — preserve; oppress — suppress; solicit — supplicate — implore; finish — complete — achieve — terminate — conclude; receive — obtain — attain; suffer — endure — support — tolerate; conduct — guide — direct; employ — apply; order — command; persuade — convince; sustain — maintain; choose — elect,* u. s. w.

Mit Einsetzung eines oder des andern „sächsischen" Terminus erhalten wir dazu z. B. die Parallelreihen: *follow — pursue — persecute*, und: *suivre — poursuivre — persécuter; blame — reprehend — censure — reprimand — rebuke*, und: *blâmer — reprendre — censurer — réprimander; fear — apprehend — be afraid of — dread* und: *craindre — appréhender — avoir peur — redouter* oder *trembler*, u. a. In anderen Fällen dagegen, wo die Parallele sehr nahe liegt, ist sie doch nicht wirklich vorhanden. So ist das Verhältnis von *faute* und *défaut* ja nicht zugleich das von *fault* und *defect*, indem das Gebiet von *faute* grofsenteils dem sächsischen Worte *mistake* zufällt (welches dann aufserdem das französische *méprise* deckt), zum Teil auch dem Worte *guilt*, für dessen Begriff wir im Französischen einen ausgebildeten Terminus ungern vermissen. Und überhaupt ist die Parallelität der obigen Reihen für den feineren Blick oft genug eine ungenaue, obwohl sie für das Schulbedürfnis durchweg genügen wird. So wirkt *renowned* oft anders und stärker als *renommé*, *achieve* ist weniger natürlich als *achever*, *constrain* viel beschränkter als *contraindre* (wofür mehr *compel* eintritt), *finish* nicht so naheliegend und allgemein wie *finir*, denn wo bliebe das Gebiet für *end?* Das Hinzutreten sächsischer Ausdrücke verändert naturgemäfs nicht selten jene ganzen Ketten. Zu den obengenannten Ausdrücken für *führen* tritt nicht blofs *to lead* und dieses ist nicht etwa schlechthin gleich *mener*,

sondern auch *to head*, was französisch kein Gegenstück hat; zu *legal* und *legitimate* (= *légal* und *légitime*) tritt *lawful*; zu der Reihe *suffer* — *endure* etc. tritt nicht blofs *to bear* = *porter*, sondern auch *to stand*; zu den Ausdrücken für *Wunder* vor allem das Wort *wonder*, zu denjenigen für *bitten* nicht blofs *pray* (im Gebrauch nicht = *prier*), sondern auch *ask*, *beg*, *beseech*, *crave*, *entreat!* Doch auf das Nebeneinander sächsischer und normannischer Ausdrücke haben wir weiter unten noch näher einzugehen.

Bei dem bisjetzt Angeführten waren die Anknüpfungen in den schon im Bewufstsein liegenden Begriffs- oder Ausdrucksreihen zu suchen. Es handelte sich gleichsam darum, die geprägten fremden Wortmünzen in heimische oder sonst wohlbekannte Münzen umzusetzen und damit richtig zu nehmen. Diesem Mittel tritt nun zur Seite ein zweites, nämlich die Wortbestimmung durch die Wortanalyse selbst. Und diese Aufgabe, die Vergleichung der Synonyma auf ihre Wortkörper, ihre Entstehung, ihre Bestandteile oder ihren Hauptbestandteil, ist keineswegs schwieriger, ja sie gestattet mehr als jene eine Methode. Nur freilich, untrügliche Wege führt die etymologische Vergleichung mit nichten; sie bringt uns mehr nur auf den Weg, und ohne die wache Leitung eines wirklich Kundigen irren wir alsbald. Nicht blofs dafs die Stämme oder sonstigen Bestandteile von dem nicht streng geschulten Auge leicht auffallend verkannt werden, auch der erkannte Hauptbestandteil giebt oft noch gar keine Gewähr für die entstandene Sinn-Nüance. So nahe es liegt, in *beseech* die gleiche Begriffsschattierung wie im deutschen *ersuchen* zu sehen, so ist das bekanntlich doch Irrtum, es ist doch dort ein eindringliches Bitten, hier ein zurückhaltendes ausgedrückt. Sehr irre führt *to breed*, wenn man etwa, wie nahe liegt, vor allem das leibliche Grofsziehen darunter denken will. Ebenso führt *artful* irre, wenn man sich an den Sinn von lat. *ars*, franz. *art* halten zu dürfen meint, oder *disgrace*, wenn man durch *gratia* und *grâce* nur zu *Ungnade* oder *Anmutlosigkeit* gelangt. Aber dem gegenüber ist denn freilich die Zahl der Fälle viel gröfser, wo der auf den etymologischen Hauptbestandteil gerichtete Blick wirklich schon in die Eigenart eindringen kann.

Durch Latein und Französisch noch häufiger als durchs Deutsche. Da wird z. B. sogleich sonnenklar, dafs *sacri-fice* das

Opfer als heilige Handlung bedeuten mufs, dagegen *vict-im* das Opfertier, *govern-ment* die Regierung als thatsächliche Lenkung, lenkende Macht oder Behörde, *gener-al allgemein*, sofern es das ganze Genus angeht, *destin-y* das Schicksal, sofern es mit Bestimmung gleichbedeutend ist, *mot-ive* den Grund, sofern er in Bewegung setzt, *re-pose* die Ruhe, sofern sie auf Ausruhen hinauskommt, *supplic-ate* ein Bitten, das man gleichsam mit gebeugten Knieen thut, *ex-empt* ein *frei* auf Grund des Ausgenommen- oder Entbundenseins, *sil-ent* ein *schweigsam* oder *schweigend* als Handlung, *tacit-urn* als Eigenschaft, *con-vince* ein Überzeugen mit Überwinden eines inneren Widerstandes, *per-suade* ein Überzeugen als Durchdringen des Zuredens, und so gar manche andere. Ungefähr ebenso durchsichtig wird das Verhältnis von *inquis-itive* zu *curious*, von *spont-aneous* zu *volunt-ary*, von *co-ev-al*, *con-tempor-ary*, *simultaneous*, von *af-front* und *offence*, von *ap-preci-ate* und *estim-ate*, von *se-lect* und *e-lect*, von *obtain* und *at-tain*, von *per-sist* und *in-sist*, von *op-pose* und *re-sist*, von *salut-ary* und *salu-brious* zu *sane*, von *se-cure* zu *safe*. Auch die Eigenart eines Begriffes wie *altercation* offenbart sich unschwer, oder von *pro-pens-ity*, von *commotion*, von *re-collect* im Verhältnis zu *remember*. Ganze Reihen empfangen genügendes Licht, sobald sie wirklich einmal auf ihre physische Herkunft hin angesehen werden, was erfahrungsgemäfs dem unbefangen Lernenden gar nicht so nahe liegt, wie man glaubt. Nicht blofs so einfache wie *entire* (*integrum*), *tot-al*, *com-plete*, oder *pre-serve*, *con-serve*, *re-serve*, oder *different*, *divers*, *various;* auch feinere Verhältnisse hellen sich auf, wie das von *aversion* und *repugnance*, von *oblige*, *constrain*, *compel*, oder die Reihe *apparent* — *evident* — *obvious* — *manifest*, oder *intention* — *design* — *purpose* — *view* — *project* — *scheme* oder *prevent* — *impede* — *obstruct*, u. s. w.

Schwieriger ist es, germanische Etymologie dienstbar zu machen. Denn zunächst ist der in Betracht kommende Wortschatz der verschiedenen beteiligten Idiome reicher, es haben zahlreiche, nur mundartliche oder volkstümliche und jedenfalls nicht in unserer neuhochdeutschen Schriftsprache vertretene Elemente Einlafs gefunden, und die Lautgestalt gerade dieser, dann aber überhaupt der germanischen Wörter ist unvergleichlich viel stärkerem Wandel und Verschleifs ausgesetzt gewesen, als die der Einwanderer, wie nur natürlich. Und auch der Begriffsinhalt hat sich, da er mehr

von der unmittelbaren als der reflektierten Empfindung abhing, mit ihr flüssiger erwiesen. So kann es denn auch an sich noch nicht weit in der Synonymik fördern, wenn wir die in einer Reihe mit *raise* auftretenden *lift* und *heave* auf das hochdeutsche *lüften* nebst *lichten* und *heben* gebracht haben; oder wenn wir in dem neben *light* — *easy* — *facile* auftretenden *slight* unser *schlicht* (nebst der Scheideform *schlecht*) wiedererkannt haben; oder wenn wir *speed* = *sputen* (?) finden, oder *mean* = *ge-mein*, *hoard* = *Hort*, und vielleicht noch weniger, wenn wir *glance* etymologisch = *Glanz*, *keen* = *kühn* erklärt haben. Aber wenn das verstandesmäfsige Verhältnis zu diesen Wörtern ein fragwürdiges bleibt, so bildet sich andrerseits ziemlich leicht ein mehr gefühlsmäfsiges, mehr unmittelbares. Wir raten uns gewissermafsen in das Wesen dieser, wenn auch nicht längst bekannten, doch blutsverwandten Wörter hinein. Wie das Kind von einem bestimmt erfafsten mäfsigen Wortschatz aus nun leichter die feineren Gebilde, auch die Stämme der Muttersprache durchschaut und aufnimmt, so geht es auch uns des Deutschen Mächtigen dem weiteren germanischen Wortschatz gegenüber. Von den Spielarten *lazy* und *sluggish* z. B. bildet sich uns gleichsam mit der sinnlichen Lautaufnahme schon eine zulängliche Vorstellung; von *dim* und *gloomy* nicht minder; ebenso von *haste* und *hurry*; auch bei der Reihe *cry* — *scream* — *shriek* — *shout* wird sie sich leicht entwickeln; ebenso bei *gripe* — *grasp* — *catch* — *snatch* — *snap*; bei *sullen* — *sulky* — *surly*; bei *niggard* — *stingy* und Consorten; bei *shake* — *quake* — *quiver* — *shiver* — *shudder*. Und damit genug der Beispiele. Bei mehreren der miterwähnten Formen ist denn in der That ein positiver Anhalt zu finden, so zu *lazy: lässig*, zu *gripe* und *snap* die gesetzlich entsprechenden deutschen Wörter, zu *shriek* das *schrecken* der Jägersprache, zu *surly*: *sauer* (?), zu *niggard: Knicker*, zu *shudder* nicht blofs *schaudern*, sondern auch ndd. mundartlich *schuddern*. Überhaupt giebt Kenntnis niederdeutscher Mundarten dem Lernenden nicht blofs einen angenehmen Vorsprung, sondern versetzt ihn viel voller in jenes angedeutete Verhältnis inneren Verstehens zu dem englischen Sprachmaterial, das sich für den Fremden nur viel allmählicher bilden kann — das sich übrigens jeder fremden Sprache gegenüber gebildet haben mufs, wenn von irgend etwas wie Beherrschen die Rede sein soll, das aller Er-

wägung synonymischer Verhältnisse voraus- und zur Seite zu gehen hat, und das, wenn auf unmittelbare Weise entwickelt, alle solche Erwägung entbehrlich macht, d. h. praktisch entbehrlich, wobei sie dann ja immerhin eine schöne Übung des Geistes bleiben kann, denn es handelt sich um das Bewufstwerden des unbewufst Besessenen.

Wiederholt kam in dem bisjetzt Entwickelten schon die Rede auf das Verhältnis der „sächsischen“ Ausdrücke zu den romanischen. Das Nebeneinander der beiden ist es nun, was der englischen Synonymik zugleich ihre besondere Schwierigkeit verleiht und ihr besonderes Interesse. Und für den Unterricht den besonderen Wert, dafs Sprachgefühl und verstandesmäfsige Sprachdurchdringung zugleich in Anspruch genommen werden. Man hat oft genug versucht, das Verhältnis der beiden vermählten Idiome auf einen kurz bezeichnenden Ausdruck zu bringen, mit gröfserem oder geringerem Ernste, mitunter auch ohne rechten Ernst. Wenn nun auch die sich ergebende oder doch übliche kulturgeschichtliche Erklärung der erfolgten Teilung der Gegenstände unter die zwei Sprachen recht einleuchtend ist — die Sprache der Eroberer, der Herren, der Besitzenden, Verfügenden, Richtenden, Geniefsenden, Vornehmen, Verfeinerten einerseits und die Sprache der Abhängigen, Gehorchenden, Arbeitenden, Schlichten, Natürlichen andrerseits: in Wirklichkeit spiegelt sich das doch in der weiter entwickelten Sprache nicht so bequem wieder, und jedenfalls erschöpft jener Gesichtspunkt nicht das Verhältnis der beiden durcheinander gewachsenen Idiome. Wohl läfst sich fast immer eine Anschauung des Verhältnisses der parallelen Ausdrücke finden, welche mit jenem kulturgeschichtlich-thatsächlichen Verhältnisse zusammenhängt, und das Interesse der Vergleichung bleibt wesentlich hierauf beruhen. Doch im einzelnen gestaltet sich die Sache sehr mannigfaltig.

Zunächst steht in zahlreichen Fällen ein germanisches Wort einem (oder verschiedenen) romanischen gegenüber als das volkstümliche, oder das gewöhnliche, alltägliche, nächstliegende, und drückt den Begriff in seiner einfachsten oder allgemeinsten Fassung aus. So ist es doch mit *tell* gegenüber *relate*, *communicate* und den andern dieser Reihe; so mit *try* gegenüber *endeavour*, *attempt* etc.; so mit *bear* gegenüber *endure*, *support* etc.; mit *stay* gegenüber *abide*, *remain*, *sojourn;* mit *weak* gegen-

über *feeble*, *infirm* etc.; mit *lead* gegenüber *conduct*, *guide*, *direct;* mit *keep* (*up*) gegenüber *sustain*, *maintain* etc. Mitunter ist allerdings auch ein romanisches Wort ganz in den Vordergrund und mit in jene breiteste Funktion eingetreten, wie *difficult*, oder auch *remain*, aber es ist dann doch wohl ein sächsisches als das noch volkstümlichere da, nämlich für *difficult hard* und für *remain stay* nebst dem noch praktischeren *stop*. Manchmal stehen in der Reihe einige sächsische Ausdrücke mit romanischen zusammen, wie *sound* — *healthy* — *wholesome* mit *sane* — *salubrious* — *salutary*, oder wie *sorrow* und *care* mit *solicitude*, *concern* etc., oder wie *idle* — *lazy* mit *indolent*, oder *hinder* — *check* — *stop* mit *prevent* — *impede* — *obstruct*. Auch in allen diesen Fällen aber sind es offenbar die volkstümlichen Begriffsfassungen, welche die sächsische Zunge spricht.

So sind denn zahlreiche Bezeichnungen romanischer Herkunft naturgemäfs wesentlich auf den Mund (oder die Feder) des Gebildeten beschränkt. Dieser hat neben *call* (*out*) und *cry* sein *exclaim*, neben *begin* ein *commence*, neben *hint* ein *allude*, neben *meaning signification* und *acceptation*, neben *threaten menace*, neben *feeling sentiment*, u. s. w. Das Bedürfnis oder die Gewöhnung derartigen Wortgebrauchs liegt psychologisch auf derselben Linie, wie der Gebrauch romanischer Fremdwörter in unserer Sprache; der Engländer hat den grofsen Vorteil, mit dem nicht selten die schärfere, die mehr wissenschaftlich geprägte Begriffsfassung — und dazu einen angenehmen Wechsel — darbietenden fremden Ausdruck sich doch in seinem Eigentum zu fühlen, denn er hat sich angeeignet, was uns nur wie eine hübsche Frucht aus Nachbars Garten winkt. Übrigens ist denn auch nicht blofs die volkstümliche Unsicherheit gegenüber den romanischen Wörtern als einer Art von Fremdwörtern geblieben, sondern auch das fremdere Empfinden ihnen gegenüber. Ein kühleres mindestens ist das Verhältnis zu ihnen unverkennbar. Und darum denn das Vorwalten des sächsischen Wortschatzes in der Poesie und in allem dem, was dem Herzen poetisch bleibt, auch in der Sprache der Religion. Man wird an Schenkendorfs Verse erinnert!

„Aber soll ich beten, danken,
Geb' ich meine Liebe kund,
Meine seligsten Gedanken,
Sprech' ich wie der Mutter Mund.“

Und diese Mutter ist eben Angelsächsin. Dieses Verhältnis zu gewahren — nicht bloſs es so behaupten zu hören, sondern es selbst zu beobachten — ist dem Zögling mehr als „interessant“, es ist ihm eine stille Freude; sieht er doch Deutschtum sich in seinem besten Erbe behaupten. Beim Gebrauch der fremden Sprache aber liegt darum freilich doch uns Deutschen oder unseren deutschen Schülern das romanische Element vielfach näher als das sächsische, weil es uns zugleich durch das Französische und das Lateinische gewissermaſsen in methodischerer Weise, mit mehr verstandesmäſsiger Scheidung zugeführt wurde. Um so nötiger ist es, sich das natürlichere, gewissermaſsen doch echtere Englisch nahe zu halten.

Nun darf man aber mit dem entwickelten Gesichtspunkte nicht weiter reichen wollen, als er wirklich reicht. Nicht selten ist zwischen dem sächsischen und dem romanischen Worte eine praktische Gebietsteilung geschichtlich eingetreten. Manchmal dient jenes dem Konkreten und dieses dem Abstrakten; oder jenes dem eigentlichen, dieses dem übertragenen Sinn; oder jenes dem Begriff im ganzen, dieses gewissen Ausgestaltungen und Spielarten: wie das alles aus den oben angeführten Beispielen schon mit hervorblicken mochte, und in der That immer noch von dem natürlichen Grundverhältnisse aus sich erklären läſst. Mitunter aber haben auch Zufall, Inkonsequenz und andere Einflüsse eine solche Grenze ganz verwischt oder die Gebiete vertauscht. (Was ist es z. B. auch mehr als Zufall, wie *stranger* und *foreigner* sich geschieden haben? Wie tauschen die Wörter *peaceable*, *pacific*, *peaceful* ihren Inhalt gegenseitig aus!) Zu jenen ersteren Fällen seien als Beispiele nur genannt: *deep* und *profound*, *dark* und *obscure*, *ripe* und *mature*, *clean* und *pure*, auch *room* und *space*. Weiterhin als mannigfache Ausgestaltung: zu *leave abandon*, *relinquish*, *desert*, *quit*; zu *far distant*, *remote;* zu *tell relate*, *recount*, *narrate*, *communicate*, *impart;* zu *sight view*, *aspect*, *prospect*, *spectacle;* zu *stay remain*, *abide*, *sojourn;* zu *ground cause*, *reason*, *motive;* und so noch manche auch von den oben schon angeführten Reihen. Wie dann andererseits hier und da ein romanisches Wort das mundgerechte selbst für den allergewöhnlichsten Verkehr geworden ist, lehrt ein flüchtiger Umblick; es sei nur an *pleasant* oder *pardon* oder *enemy* erinnert,

oder an *confess* („*I confess*“). *I own* ist nun schon ein gewählteres Wort, *foe* ist der poetischen Sprache verblieben, *fiend* einem besonderen Gebiete. Ja, die „Fremdwörter“ kommen mitunter von ihrer anfänglichen Vornehmheit herunter, wie die fashionablen Moden, oder auch wie die alten Adelsfamilien. Wie plebejisch ist jetzt im deutschen Munde das Wort *Pläsir* oder *egal* oder *Bouteille*, *retour*, *karessieren*, und andere sind wenigstens auf dem Wege dazu, wie *amüsieren, lamentieren, Präsent* und (Gott sei Dank) auch *merci*. Im Englischen also ähnlich.

Und nach dem damit schon angedeuteten Kreislauf rücken denn vielfach gerade die germanischen Wörter in die höhere Sphäre ein. Ausdrücke wie *wedlock* gegenüber *marriage*, *withstand* gegenüber *resist*, *weapons* gegenüber *arms*, *lot* und *doom* gegenüber *fortune* und *fate*, *forsake* gegenüber *abandon* sind in eine gewisse Ferne oder Höhe entrückt, was man denn wohl mit „mehr poetisch“ zu bezeichnen pflegt; es bedeutet aber, daſs sie dem reineren Ausdruck der volleren Empfindung aufbehalten sind. Oder auch, wie das in anderen Fällen so häufig zutrifft, für die Sprache der Empfindung und Phantasie gegenüber derjenigen der Welt der Wirklichkeiten: so *kingly* gegenüber *royal*, *heavenly* gegenüber *celestial*, *manly* und *manful* gegenüber *male* und *masculine*. — Als Kuriosität mag es erscheinen, daſs *to heal* nur gilt vom Heilen der Wunden, während für innere Krankheiten *to cure* eintritt; doch wäre auch hier eine kulturhistorische Erklärung nicht schwer. Übrigens sind gerade kulturhistorische Durchblicke naturgemäſs nicht selten; man denke nur an das dem Lateinischen der Kirchensprache entnommene *saint*, neben dem germanischen *holy*. Oder man denke an das auf die Astrologie zurückgehende *ascendency*.

Da von höherer und niederer Sphäre bis hierher nun öfter die Rede war, so muſs doch noch angefügt werden, daſs innerhalb der Sprache die Abstufungen von unten nach oben viel reicher und feiner sind, als das Angeführte zeigte. Und nicht bloſs eine Scala wäre aufzustellen, sondern verschiedene nebeneinander. Bedenken wir doch nur, wie das bereits im Eingange angedeutet wurde, daſs, gleichwie innerhalb der eigenen Sprache, so auch bei jeder fremden die Ausdrucksweise bezeichnet werden kann als natürlich, gewählt, gesucht, gespreizt, oder gekünstelt, oder affektiert

und manieriert, und andererseits als familiär, als trivial, als ordinär, als vulgär, als plebejisch, als gemein, oder wiederum als gewöhnlich, als gehoben, edel, feierlich, rhetorisch, dichterisch u. s. w. Dafs für die Unterschiede dieser Regionen nicht die Scheidung von sächsisch und normannisch oder eine andere, ähnlich einfache, zureicht, versteht sich. Aber für sie reichen auch Kräfte, Zeit und Mittel unserer Unterrichtssphäre nicht zu! Verstandesmäfsiger Erkenntnis, planmäfsiger Belehrung kann sich dieses unendliche Gebiet nicht erschliefsen, nur reichlicherem Verkehr mit der lebendigen Sprache, der geschriebenen und der gesprochenen. Damit ist indes nicht gesagt, dafs nicht auch innerhalb der Schule manches derart ins Bewufstsein träte oder gehoben werden könnte. Wie *postpone* zu *delay*, *rebuke* zu *blame*, *compassion* zu *pity*, *ponderous* und *weighty* zu *heavy*, *arduous* zu *difficult*, *tidings* zu *news*, *abide* zu *remain* und *stay*, *lassitude* zu *fatigue*, *denominate* zu *name* und *call* etc. stehen, das macht sich wohl ohne viel Lehre fühlbar.

Doch mit allem Gesagten scheint wesentlich nur Material zusammengebracht, wohl auch eine gewisse Gruppierung verwirklicht, die günstigen Falls bei der unterrichtlichen Behandlung mit benutzt werden kann, aber die didaktische Arbeit selbst noch kaum berührt! Man dürfte nun wohl sagen: wo die Gewinnung des angemessenen Stoffes nicht schon — wie in manchen Fällen — durch Überlieferung so gut wie geleistet ist, sich auch nicht — wie in andern — vor jedem verständigen Blicke fast von selbst ergiebt, da bildet dieselbe ja an sich ein nicht unwichtiges Ziel der Arbeit. Indessen wurden doch auch für die Behandlung Gesichtspunkte schon angedeutet, und einige Winke seien zum Schlusse angefügt.

Eine vernünftige und fruchtbare Betrachtung sinnverwandter Wörter setzt voraus, dafs dazu der rechte Zeitpunkt gewählt sei. Nicht früher darf dem Geiste zugemutet werden, bewufst zu scheiden oder scheidend sich bewufst zu werden, als bis eine gewisse thatsächliche Vertrautheit mit dem Stoffe erreicht ist. Und die Erkenntnis werde dann gesucht, nicht aber überliefert; gesucht auf denjenigen Wegen, welche sich nach der vernünftigen Art des Sprachbetriebes, dem Mafse der erworbenen geistigen

Kraft, der Stärke des Blickes ergeben. Hier mag denn die Hälfte oft mehr sein als das Ganze! Was definierend und abschliefsend von aufsen hineingebracht wird, hat nicht einmal den Wert einer blofsen formalen Schulung, und der Beherrschung der sprachlichen Begriffe führt es gar nicht entgegen. Wenn aber durch hinlänglichen praktischen Verkehr mit der Sprache, mit dem lebendig funktionierenden Wortschatz jene gefühlsmäfsige Vertrautheit erworben ist, dann wird das unterscheidende Verständnis sich so gerne öffnen, wie die Knospe aufbricht, wenn ihr Tag gekommen ist und der Sonnenstrahl. Und die so gewonnene Bewufstheit kann auch der sichern Bewegung in der Sprache wertvoll werden.

Dieser Blick auf sichere Bewegung in der fremden Sprache erinnert uns nun freilich daran, dafs bis zu dem angedeuteten Zeitpunkt sehr unsichere Tritte, dafs stümpernde Fehlgriffe oft genug erfolgt sind; und die Fehler (deren reichliches Aufkommenlassen allerdings immer ein gewisses didaktisches Fehlgehen beweist) bieten in der That den ersten Anlafs zu synonymischer Belehrung. Gewisse Individuen sind so sehr des natürlichen Sprachgefühls bar, behalten zu den fremden Sprachen ein so mechanisches Verhältnis, dafs die erstaunlichsten Vertauschungen durch den Gleichklang eines deutschen Wortes von sehr verschiedenem Inhalt veranlafst werden. Eine planmäfsige Anleitung zum rechten Gebrauch des Wörterbuches ist hier eine schätzenswerte Hilfe. Der Schüler, welcher für *vertreten* im Sinne von *to represent* nicht seinem Gedächtnis oder Wörterbuch dieses englische Wort entnimmt, sondern *to sprain*, wird zunächst zu einer vergnüglichen Aufklärung elementarer Art und dann hoffentlich zu vorsichtigerem Wählen Anlafs geben. In minder grober Weise wiederholt sich das denn oftmals. Andererseits giebt die Lektüre wenigstens hier und da Anlafs zu sorgfältiger begrifflicher Unterscheidung des Inhalts ähnlicher Ausdrücke, sei es dafs wiederum Fehler gemacht werden, sei es dafs eine Stelle besonders typisch ist, namentlich etwa 2 Synonyma nahe an einander gerückt sind und der deutlichen Scheidung bedürfen. Aber nur ja nicht willkürlich, nicht weil es dem Lehrer just in den Sinn kommt, oder weil ein interessantes oder ein kompliziertes synonymisches Verhältnis sich anknüpfen läfst, oder weil die Anmerkung darauf zu sprechen kommt,

oder weil der Lehrer mehr Freude am theoretischen Dozieren hat als an lebendiger Bethätigung!

Das alles bleibt nun nur gelegentliches Thun, und soll es bleiben. Aber das gelegentlich Erörterte fordert doch hier — wie überall, wo es überlegtes Unterrichten gilt — eine nachträgliche Zusammenfassung. Und so mögen denn der Synonymik gewisse Stunden ganz gewidmet werden. Nicht gerade viele, aber doch jedenfalls gegen den Schlufs jedes Jahreskursus der Oberklassen einige. Sie haben nach den Normen sich zu gestalten, die für jedes rechte Unterrichten gelten. Anschauung beginnt, Durchdenken und Verknüpfen folgt, Anwendung macht den Schlufs.

Und was heifst in unserem Falle Anschauung? Man könnte Verschiedenes darunter verstehen. Zunächst gewinnt der Schüler die Anschauung der Ausdrücke in ihrem schriftstellerischen Zusammenhange innerhalb der gelesenen fremden Texte — denn von der alleräufserlichsten Anschauung derselben als „Vokabeln" braucht ja nicht die Rede zu sein. Es handelt sich also um eine Anschauung der Wörter nicht nach dem, wie sie aussehen oder klingen oder übersetzt zu werden pflegen, sondern wie sie funktionieren. Nehmen wir ein Wortpaar wie *reign* und *government*, oder wie *leave* und *abandon*, oder *avaricious* und *niggard*, so hat sich ja eine solche Anschauung von dem Inhaltsverhältnis sicher zeitig gebildet. Es kann aber ferner auch die Aufreihung und Vorführung der zusammengehörigen Synonymen, sei es unmittelbar durch den Lehrer, gleichsam als Problem, oder durch gemeinschaftliches Zusammensuchen, hier als die Stufe der „Anschauung" betrachtet werden. Und drittens wird denn wohl die — jene beiden Seiten verbindende — Gruppierung der gekannten (unbekannte haben hier methodisch-psychologisch keine Berechtigung) zusammengehörigen Ausdrücke als solcher und das sinnende Vorstellen derselben im Geiste diejenige Anschauung sein, welche uns am richtigsten als solche zu gelten hat. Schon sie ist also Arbeit des Einzelnen und der Gesamtheit.

Zur Analyse und Verknüpfung dienen alle diejenigen Gesichtspunkte, welche oben an dem dargebotenen Materiale selbst, je nach dem Wesen derselben, mit entwickelt worden sind. Also etymologische Bestandteile, Parallelen aus anderen bekannten Sprachen, auch der Gehalt, wie er sich im Sprach-

gefühl, mitunter durch die Wortkörper selbst, enthüllt. Zum deutlicheren Bewuſstwerden des Begriffsinhaltes dient es sehr häufig, daſs zunächst die entgegengesetzten Begriffe gesucht werden. Denn diese stehen durchweg weiter und sichtlicher auseinander. (Man denke z. B. an *voluntary* und *spontaneous* = *freiwillig* und die Gegensätze dazu *unfreiwillig*, *ungern* einerseits und *erst infolge einer empfangenen Anregung* andererseits. Oder an *serious* und *grave* = *ernst* mit den Gegensätzen *scherzhaft* und *leichtfertig*, *oberflächlich*, *heiter*. Oder an *preserve* und *reserve* = *bewahren* mit den Gegensätzen *der Verderbnis aussetzen* und *verwenden*. Oder an *continual* und *constant* = *beständig* mit den Gegensätzen *unterbrochen* und *unbeständig*, *wechselnd*, u. s. w.) Natürlich hat, wo das Unterscheidungsvermögen des Suchenden nicht ausreicht, oder wo die Sprache selbst durch zufälligen Wandel, irrende Analogie oder sonstige unberechenbare Dinge beeinfluſst ist, der wissende Lehrer besonders einzugreifen. Wo es sich zeigt, daſs die Vorstellung sich noch nicht deutlich genug gebildet hat, bietet er wohlüberlegte Beispiele, eine Art „Mustersätze“ dar, aus denen dann das Wesen des Ausdruckes sicherer zu erkennen ist. Daſs das Gefundene auf einen bestimmten Ausdruck gebracht werde, ist natürliches Ziel. Aber man hüte sich, allzufeste Formeln aneignen zu lassen, die das lebendige Verständnis weder tragen noch fördern, eher aber — wie es mit den Formeln so oft geschieht — das Ende des Gedankens, die Versteinerung bedeuten.

In einer späteren Rückübertragung jener Beispielsätze in die fremde Sprache besteht dann die einfachste, sicherste, elementarste Art der thätigen Verwendung. Freiere, zusammenhängendere Übungen mögen folgen, mündliche oder schriftliche. Man soll auf dergleichen nicht wegen Mangels an Zeit verzichten. In der Prima wenigstens dürfen die schriftlichen Übungen doch mindestens ebenso gut als der „Grammatik“ auch einem derartigen Gebiete gewidmet werden. Um so mehr als dem, dessen Muttersprache die fremde ist, manche grammatische Unrichtigkeiten als solche weit weniger Anstoſs geben, als gewisse Fehler gegen die Wortwahl. Dasjenige Maſs von praktischer Wichtigkeit, welches die Synonymik hat, werde ihr eben zuerkannt. Und was sie von bildender Kraft hat, werde nicht verkannt.

Shakespeares Macbeth im Unterricht der Prima.*)

Zahlreiche Meisterwerke der Dichtung liegen aufserhalb der Sphäre, wie eine gesunde Pädagogik sie für die Schule abgrenzt; manche jenseits der Höhe, die wir hier ersteigen können, andere — und leider gar nicht wenige — abseits von dem Wege, den wir gehen müssen; vielleicht grenzen sie an diesen Weg und scheinen sich einladend darzubieten, aber sie reichen doch in fremde Regionen hinein oder gewähren zu steinigen Boden oder zu schlüpfrigen. So ist es ein anderes Gefühl, mit welchem wir auf Faust Verzicht leisten und auch auf Tasso oder auf Hamlet, und ein anderes, mit welchem wir uns einen König Johann oder einen Sommernachtstraum oder einen Tartüffe versagen. Ja, man wird sagen dürfen: trifft einmal der reichste immanente Kunstwert zusammen mit der vollsten Tauglichkeit zur Bildung der erst reifenden Geister, so ist das ein dankenswertes Glück. Iphigenie, Wallenstein, auch einige Shakespearedramen sind von dieser Art. Keines zweifelloser als Macbeth. Gewifs birgt dies Werk Tiefen, die eben nur tiefste Herzenskenntnis voll ermessen kann; gewifs erglänzt es von Schönheiten, die nur das glücklichste Auge voll schaut. Aber doch ist sein Wesen in besonderem Mafse klar und alles entscheidend Charakteristische zugänglich und ergründbar für jeden, der es mit offenen Augen anblickt.

Es ist Freude, jugendliche Augen dafür mit öffnen zu dürfen. Viel bescheidener freilich ist diese Aufgabe als die des eigentlichen Kunstinterpreten, dem Dank und Beifall entgegendringen. Aber

*) Beilage zum Programm des Realgymnasiums zu Barmen, Ostern 1884.

sie soll darum nicht geringgeschätzt werden, sie entbehrt nicht der Vornehmheit. Tausende werden vom Geist des Kunstwerks angeweht, ohne doch sich irgendwie mit ihm zu durchdringen; den lebendigen Eindruck der festlichen Stunde verscheucht, verflüchtigt die Fülle der nachdringenden andersartigen Eindrücke. In den ungefeierten Vorhallen des Lebens, in denen freilich vielfach die Eintönigkeit und die trockene Arbeit am Kleinen und Trivialen waltet und wo über das Leben der Gefühle und der Phantasie das des Verstandes eine oft peinliche Herrschaft erringen soll, ist andererseits doch auch mehr Ruhe der Empfänglichkeit, mehr Geduld der Aneignung und mehr Gewifsheit des dauernden Eindrucks. Und vor allem: hier ist das Verständnis zu *erarbeiten*, und auch auf dem geistigen Gebiete gewährt der errungene Bissen Brotes grössere Befriedigung als alle von selbst sich auftischenden feinen Gerichte.

Wie aber arbeiten wir denn? Wie richten wir's ein, dafs die Arbeit gemeinsam sei und doch individuell, wie *organisieren* wir diese Arbeit? Und wie führen wir ~~führen wir~~ sie, dafs sie zu ihrem *eigentlichen Ziele* gelange, nämlich der *Anschauung und Aufnahme des Kunstwerks*?

Oder ist es überflüssig, solche Fragen zu stellen? Mich dünkt, nicht. Es scheint mir über die Behandlung einer derartigen Autorenlektüre auf der obersten Stufe wenig vereinbart zu sein. Um ganz abzusehen von dem utilitarischen Standpunkt, nach welchem an der englischen Lektüre einfach die Kenntnis des fremden Sprachmaterials erweitert werden soll: dafs der Modus der Klassikerbehandlung sich für die Kenner des Klassikers von selbst ergebe, scheint fast sehr verbreitete Anschauung, bei der man doch wohl zu befürchten hat, dafs nach Erzielung des unmittelbaren Verständnisses der Text zum Gegenstand mannigfacher Einzelbelehrungen gemacht werde, die im grunde von dem oben bezeichneten Ziele, nämlich der Anschauung des Kunstwerks, weit hinwegführen! Es giebt ja eine Ausdrucksweise, die eine solche Behandlung grade als die *philologische* bezeichnet, und es gab zum wenigsten die Zeit, wo die Würde des Unterrichts sich bemafs nach dem Grade, in welchem man philologischem Betriebe nahe kam. Dem gegenüber sei als Grundnorm ausgesprochen,

daſs die angemessene Autorenbehandlung auch der obersten Schulstufen sich von jener „philologischen“ grundsätzlich und begrifflich durchaus unterscheide. Wohl giebt es kein wahrhaftes Verständnis des Ganzen und keine Schulung zum Verständnisse ohne scharfe Erfassung des Einzelnen, es muſs zur Anschauung des Kunstwerks hindurchgedrungen werden. Aber daſs alles Einzelne in bewuſster und planvoller Weise dem Ganzen dienstbar gemacht werde, nicht ein Parasitenleben an dem Organismus des Kunstwerks führe, das wird doch wohl oberstes Gebot sein, und ergiebt positive wie negative Normen für das Einzelne.

Auch negative? Ja, ist nicht die Enthaltung von allen Zuthaten die allerwürdigste Art, den Dichter zu lesen? Ist es nicht das Beste, oder das allein Gute, den edlen Stoff durch sich selbst wirken zu lassen? Soll der Alltagsgeist des Auslegers sich vordrängen, statt dem Geiste des Klassikers das Feld zu lassen? Es giebt in der That ein Auslegen, das einem Zerpflücken gleichkommt. Aber es giebt auch Auslegung, die ein Öffnen ist, die erst den Durchblick schafft auf die ferne Höhe. Nach dieser Auslegung haben wir zu streben; nur diese konnte ja auch im Vorhergehenden gemeint sein.

Derjenige ist glücklich, der Shakespeare lesen kann, der mit Klang und Wort der Originalsprache unmittelbar des Dichters Gedanken und ihre Nüancen vernimmt. Erst übertragen, erst dolmetschen, erst herausbringen müssen, das ist nur eine unvollkommene Vorstufe. Aber auf dieser Vorstufe stehen wir eben. Wir haben vor allem zu übersetzen. Die Prosaübersetzung, und zumal die elementare, behält naturgemäſs etwas Unbefriedigendes. Der Zauber scheint zerronnen, der edle Schein geschwunden. So darf sie uns nicht mehr bedeuten als sie kann, nicht Ziel sein, sondern nur Mittel; wir suchen durch sie uns Rechenschaft zu geben vom erreichten Gedankenverständnis. Das ist eine unendlich viel bescheidenere Stellung als die desjenigen Übersetzers, der in seiner Zunge nachdichten will. Seine hohe Aufgabe schwebt weit über unsern Häuptern. Aber uns bindet dafür auch nicht, was ihn bindet: die Berechnung künstlerischer Effekte, die Rücksicht auf Wohlklang, auf Rhythmus und Versgrenze. (Von der metrischen Übersetzung ist natürlich die Rede, denn den fremden

Dichter dem deutschen Volke in Prosaübertragung zu bieten, wäre heutzutage eine Feigheit oder eine Grille.) Freilich werden auch wir uns gegen höheren Flug und Adel des Ausdrucks nicht philisterhaft gleichgültig verhalten, und es wird die poetischere Wiedergabe im allgemeinen eben auch die korrektere sein, aber derartige innere Steigerung der Ansprüche wird nur allmählich erfolgen, wird lange Zeit nur Sache des Leiters der gemeinsamen Übung, des Lehrers, sein.

Gemeinsame Übung, das wurde nicht umsonst gesagt. Denn so wenig ein Übersetzen Shakespeares der Grundlage einer ernstlichen Vorbereitung entbehren soll, so wenig wollen wir doch andrerseits in den banalen didaktischen Fehler verfallen, zu fordern, dafs die Vorbereitung des Schülers schon eine in allen Teilen zurechtgelegte und gelungene deutsche Wiedergabe einschliefse. Ein solches *opus operatum* würde in Wirklichkeit wenig Hochschätzung verdienen, auch würde dann alsbald nicht blofs der eigene Geist vom Vorbereitenden in Kontribution genommen werden. Nein, auch selbst auf dieser Stufe, wo ja freilich die Fähigkeit selbständiger Leistung relativ gereift sein mufs, ist der Schwerpunkt solcher Arbeit in den Unterricht zu legen, und die Fähigkeit, im Momente, angeregt, getragen, kontrolliert von der Genossenschaft, das Richtige, das Beste, das wirklich Treffende zu finden, ist höher anzuschlagen als das sicherste Auskramen einer säuberlichen Vorarbeit.

Wie schon angedeutet, die metrische Übersetzung gebietet Hohes, aber sie verbietet auch Nahes. Diese Genugthuung kann der schlichten Übertragung werden, auf welche jene nicht selten verzichten mufs, dafs sie allenthalben nicht blofs nach den treuesten Sinn-Nüancen suchen, sondern die gefundenen auch festhalten darf. Beispiele wären aus jeder Scene zu entnehmen. Gleich im Beginn des Stückes I, 2, 9 ff. hat die von Tycho Mommsen überarbeitete Tiecksche Übersetzung: Der grausame Macdonwald, Wert ein Rebell zu sein, denn um ihn schwärmen Die wucherhaften Tücken der Natur Zu solchem Amt“ (*The merciless Macdonwald, Worthy to be a rebel, for to that The multiplying villanies of nature Do swarm upon him*). Ganz sicher nicht nach Wunsch natürlich und durchsichtig. Wohl ist anderen Nachdichtern die Stelle etwas besser gelungen. Aber jedenfalls gehen wir in schlichter Prosa zu-

gleich bequemer zu Werk und sachlich treuer, und sagen: denn dazu (hat er alle Eigenschaften, dazu) wimmelt's an ihm von — oder vielleicht noch derber: dazu sitzt er voll von — allen Tücken, die je ausgebrütet wurden. Sachlich treuer: denn der Sprache des *sergeant* kommt etwas krankhaft Leidenschaftliches und Krasses wohl zu, aber nicht eine abstrakte Würde. An der alsbald folgenden Stelle I, 2, 22 ff. *Which ne'er shook hands, nor bade farewell to him, Till he unseam'd him from the nave* (*nape*?) *to the chaps* etc. bedeutet *shake hands* offenbar die letzte Berührung beim Abschied, und ist (wofern der Text nicht überhaupt verdorben ist, ironisch gemeint: er machte sich so fest an ihn und blieb an ihm, bis es ihm gelungen war, jenem den fürchterlich tödlichen Streich zu versetzen, das ist der Sinn. Ist nun die Übersetzung erfreulich: „Bot keinen Handdruck, sprach kein Lebewohl, Bis er vom Nacken (*nape*) bis zum Kinn ihn durchhieb"? Wir geben etwa: Und liefs ihn nicht aus der Umarmung, sprach zu ihm nicht „Gott befohlen", bis er u. s. w. Natürlich begleitet eine grimmige Lache diese Worte des *sergeant.* Dafs im Folgenden (v. 42) *my gashes* nicht durch „meine Wunden" zu geben ist, sondern durch „meine Risse da", ist nach den angedeuteten Prinzipien und nach dem Charakter des Sprechenden selbstverständlich. Überhaupt müssen uns Kleinigkeiten wichtig genug sein. Wenn derselbe Sprecher, der *sergeant*, v. 16 derselben Scene sagt: *„For brave Macbeth — well he deserves that name"*, so ist die Übersetzung „der tapfere Macbeth", so selbstverständlich sie scheint, doch eigentlich schief; einem Kriegshauptmanne das Epitheton tapfer zu geben, ist so wohlfeil, dafs dazu jener rechtfertigende Zusatz nicht pafst. Aber heifst denn *brave Macbeth* der tapfere Macbeth? Das artikellose Adjektiv vor M. verschmilzt bekanntlich mit diesem zu einem Gesamtnamen, wird Teil der Namensbezeichnung, und im Deutschen entspricht ihm thatsächlich nur: Macbeth der Tapfere. Dazu pafst denn wirklich der beteuernde Zusatz, dafs er diesen Namen verdiene. (Übrigens hat diese Übersetzung, wie ich nachträglich sehe, Heinrich Vofs.)

Unser Ziel mufs, wie angedeutet, vor allem die Treue sein, und über das Wesen einer treuen Übersetzung bestehen leicht recht unzutreffende Vorstellungen. Mit wörtlich ist das nicht entfernt identisch; grade einer freieren Verfügung über das Wort bedarf es nicht selten, damit der Sinn treu sei, damit im Leser

oder Hörer eine wirklich entsprechende Empfindung geweckt werde. Ist etwa „*wild*“ in *their attire* I, 3, 40 durch „wild“ wirklich treu übersetzt? Oder das so häufige Epitheton der Lords „*worthy*“ mit „würdig“? Der Eindruck wäre ganz schief, und *worthy* wird statt dessen mit „wacker“ oder „edel“ annähernd korrekt wiedergegeben sein. Ähnlich steht es mit *Good sir*, mit *gentle* in manchen Verbindungen, und mit Ähnlichem. Wie bei solchen Anreden, so verschmähe man doch auch namentlich bei Interjektionen und familiären Phrasen nicht das Suchen nach dem wirklich Entsprechenden, wenn die Dichtung leben soll. Nicht selten ist die Treue gegen den Inhalt des Originals zu wahren grade durch Aufgeben der grammatischen Konstruktion. Das Wort I, 2, 46 f. *So should he look That seems to speak things strange* ist am direktesten übersetzt, wenn wir umstellen: wer so aussieht, mufs seltne Nachricht bringen. Oder sehr gut mit Schiller: So blickt nur der, der etwas Grofses meldet. Viel wichtiger als die Konstruktion ist es meist, dafs die Folge der Begriffe gewahrt bleibe, die für die Erzeugung des beabsichtigten Eindrucks so wesentlich ist. Die Wiedergabe der Worte der Lady I, 5, 70 f, *Which shall to all our nights and days to come Give solely sovereign sway and masterdom* darf z. B. gewifs nicht anders gefügt sein, als dafs die letzten Begriffe auch die letzte Stelle behalten, dafs mit dieser scharfen Spitze das Pfeilgeschofs ihrer blutvergiftenden Rede abfliegt und trifft. Unsere bekanntesten Nachdichter dagegen holten des Reimes auf „Nächten“ wegen das ganz fremde Wort „erfechten“ herbei und schliefsen mit dieser Schiefheit ab. Lessing sagt am Schlusse der Dramaturgie bekanntlich in Bezug auf jedes beliebige Stück Corneilles: „Ich will es zuverlässig besser machen — und doch noch lange kein Corneille sein.“ Auch wir einfachen Leute dürfen sagen: selbst einen Schlegel oder Tieck oder Mommsen und desgleichen die anderen Übersetzer (Schiller nicht ganz ausgeschlossen) können wir für unseren Fall an allerlei einzelnen Punkten besser machen, und deswegen doch mit Bescheidenheit und Dank zu ihnen aufblicken. Dafs grade der Lehrer bei seiner Vorbereitung ausdrücklich zu ihnen hinüberblicke, sie studiere, ist unerläfslich.*)

*) Vor etwas gröfserer Breite gegenüber dem überaus konzentrierten englischen Ausdruck grade dieses Stückes („fast jedes Wort ein Dolchstich“, sagt Mommsen) brauchen wir in unserm Falle nicht immer zurückzuschrecken;

Nehmen wir also die Aufgabe unserer Übersetzung nicht leicht, so schlagen wir ihre Würde darum doch nicht zu hoch an. Weil das Sprachgefühl noch nicht so weit gereift ist, um unmittelbar aufnehmen zu können, darum haben wir zu übersetzen; dafs es aber sich entwickele, dazu soll ja eben die Beschäftigung mit dem Stücke dienen. Deshalb wenden wir, wenn das Verständnis fixiert ist, uns nun mit Genugthuung dem eigentlichen Objekte, der unmittelbaren Aufnahme zu. Und so wird es denn zum Grundsatz: den Abschlufs mufs allemal bilden das Lesen des originalen Textes, das laute, nunmehr auch sinngemäfs sichere, wenn möglich selbst dramatisch bewegte Lesen. Konnten wir nicht mit der unmittelbaren Betrachtung des Kunstwerks beginnen, so wollen wir wenigstens damit enden, und von ihm scheiden nicht mit der Zerlegung, sondern mit der Anschauung und Empfindung des Lebendigen. Dieses abschliefsende Lesen wird lange Zeit der Lehrer seinerseits zu übernehmen haben. Und warum sollte es nicht so sein? Soll er immer nur monieren, korrigieren, explizieren, emendieren und censieren? Nein, er sei vor allem und erscheine als der erste Könnende. Und dann: hinter den durch das Wort ausgedrückten Nüancen des Sinnes liegen ja noch zahlreiche, viel tiefere und feinere, die nur der Ton, der Klang, die Inflexion und Modulation der Stimme, das Tempo der Rede ausdrücken können. So hoch in gewissem Sinne über dem besten Kommentar die gute Übersetzung steht, so hoch steht über der besten Übersetzung die Interpretation durch — Vorlesung. Dafs schliefslich auch die

erst dann kann manche Nüance zu ihrer Würdigung kommen. So kann ich mich z. B. nicht damit zufrieden geben, zu sagen: Sh. wendet die Umschreibung mit *to do* auch beim affirmativen Verb noch nach Belieben an, wie er sie beim negativen nach Belieben wegläfst, die Rücksicht auf den Vers erklärt das. Im Gegenteil werde bei jedem solchen *do* in positiver Aussage zuvörderst zugesehen, ob es nicht durch ein Adverb oder sonst in der Übersetzung zu vertreten sei. — Eine genauere Untersuchung dieses Punktes übrigens, wie ich mir einzuschalten erlaube, ergiebt, dafs in unserem Stücke 40 mal ein derartiges *do* vorkommt; davon ist es 2 mal eine Art von Konjunktivbezeichnung nach *if* und *till*, einmal steht es im Ausruf, dessen Konstruktion naturgemäfs derjenigen der Frage nahe kommt, in zahlreichen Fällen schildernd, also z. B. *does approach* = *is approaching*, und zwar sehr oft gradezu abhängig von Ausdrücken der Wahrnehmung und Beobachtung, mehrfach in populär redendem Munde, und in etwa 15 Fällen unverkennbar mit beabsichtigtem Nachdruck für das Hauptverb.

Schüler so weit gelangt seien, eine an sie verteilte Scene nicht bloſs mit lautlicher Korrektheit, sondern auch mit befriedigendem Ausdruck zu lesen, ist höchst wünschenswert, und am ehesten dadurch erreichbar, daſs die Übungen nicht so sehr am fortlaufenden Text des Ganzen, als an ausgewählten, begrenzten Bruchstücken gemacht, mit Ausdauer wiederholt und allmählich gesteigert werden. Dabei freilich darf körperliche Mühsal nicht gescheut werden. Denn ist schon die Lautkorrektheit an sich unendlich viel schwieriger, als gewöhnlich angenommen wird, da wo die Organe nicht kontinuierlich in der Erzeugung der betreffenden Laute sich bethätigen, so wird sie noch viel schwerer da wo zugleich höhere geistige, hier also logisch-deklamatorische Ansprüche hinzutreten.

Unsere Erörterung ist nun bereits einem gewissen Ziele zugeeilt, ohne daſs all der am Wege nötigen Arbeit gedacht worden wäre. Der Weg zu jenem Ziele ist eben doch nicht von vornherein gebahnt. Es müssen „Wacken und Klötze“ hinweggeräumt, ja gelegentlich Felsblöcke gesprengt werden, es giebt eine Menge Reibung und Hemmung, aber auch Reize zu genieſsendem Verweilen. Wahrhaftes Sachverständnis ist nicht ohne wahrhafte Spracherkenntnis. Hier muſs die Sprache unter einem zwiefachen Gesichtspunkte beobachtet werden: als Ausdruck der Gedanken des Dichters, und als Material für künstlerische Wirkung. Bewahren wir im Folgenden diese Ordnung.

Nicht bloſs dem Laien wird es unsympathisch sein, wenn an Shakespeare englische Grammatik getrieben werden soll. Die Grammatik ist eine Wissenschaft so ehrlich und ehrwürdig wie eine andere, aber weil sie in ihrer Rolle im Unterricht den jugendlichen Persönlichkeiten beständige Abstraktion zumutet da wo sie das Bedürfnis unbefangen konkreter Stofferfassung haben, bedeutet sie nicht bloſs für die lernende Jugend, sondern auch in der späteren Erinnerung das gerade Gegenteil von Poesie. Wer zur Shakespeare-Lektüre vorgedrungen ist, braucht sie ja nun nicht mehr zu erlernen. Aber dafür kommt nun die Befürchtung, daſs er sie an ihm verlernen möchte. Und so kann man auf den Weg gelangen, bei der Lektüre des Dichtertextes beständig zu vigilieren, wo etwa eine „Abweichung“ von der heutigen Normalgrammatik

sich findet; diese dann im Betretungsfalle auch wirklich zu verhaften oder wenigstens als solche festzustellen und zugleich zu verpönen. Ein sehr subalternes Geschäft. Mich dünkt aber, daſs ein Primaner vielmehr soweit entwickelt sei, um von dem eigentlichen Wesen der Grammatik eine zutreffendere Vorstellung empfangen zu können. Daſs ihre „Regeln" nichts sind als die auf vergleichender Basis beruhende Konstatierung des thatsächlichen und augenblicklichen Gebrauchs der redenden Majorität, daſs dieser Gebrauch beständigen Wandlungen unterliegt, daſs diese Wandlungen von inferioren und wenig geistigen Faktoren abhängen, und welcher Art die herrschenden Einflüsse zu sein pflegen, mag er nun erfahren. Und dazu wird naturgemäſs auch die Sprache des einige Jahrhunderte zurückliegenden Dichters Gelegenheit geben. Diese Sprache selbst aber wird bei solcher Betrachtung etwas ganz anderes als ein Repertorium grammatischer Schwierigkeiten, sie wird auch nach dieser Seite hin wirklich lebendig sein: ihre Besonderheiten werden zur Erklärung reizen, zu Vergleichungen, zu logischen Analysen, auch zu historischem Umblick, sie werden ihre Berechtigung oft unmittelbar darthun, sie werden thatsächlich öfter anheimeln als befremden.*)

Demgemäſs werden wir bei der Beobachtung des Einzelnen (soweit es überhaupt zur Ergründung nötigt, denn ein grundsätzliches Durchsieben soll ja eben nicht unsere Praxis sein) nach und nach gewisse feste Kategorieen finden, unter welche sich das Meiste subsumieren läſst. Eine derselben bildet das Auftreten prinzipiell bekannter Funktionen mit erweitertem — oder vielmehr noch nicht verengertem — Geltungsgebiet. Eine zweite bilden Erscheinungen, die in der eigenen (englischen) Sprache wenigstens Analogieen haben, und daran reihen sich solche mit Analogieen wenigstens im Deutschen oder im Französischen oder auch im Lateinischen. Diejenigen Erscheinungen, welche, ohne usuell

*) Die als wissenschaftliche Leistung hoch anerkannte Abbot'sche Shakespeare-Grammatik und die kleine Shakespeare-Grammatik für Deutsche von Deutschbein in allen Ehren! Aber natürlich sind ihre Gesichtspunkte es nicht, nach denen wir im lebendigen Unterricht unser Verfahren einrichten. Den knappen, trockenen Zusammenstellungen mancher englischen Grammatiken und Shakespeare-Ausgaben brauchen wohl keine besonderen Ehren erwiesen zu werden.

geläufig zu sein, doch logisch sich sofort selbst rechtfertigen, machen ein weiteres Gebiet aus; die historisch aufzuklärenden ein ferneres. Vielfach wird das Volkstümliche sein Daseinsrecht geltend machen. Und endlich werden auch kühne Originalitäten des schöpferischen Genius doch immer als etwas mehr denn Licenzen oder Kapricen zu erfassen sein.

Nicht selten führt die Analyse auf mehrere der angeführten Gesichtspunkte zugleich. Heben wir aus dem Ganzen des Stückes eine Anzahl Beispiele heraus. So erläutert sich I, 2, 43 *So well thy words become thee as thy wounds* mit Blick auf den negativen Satz (die Verschiedenheit des gegenwärtigen Sprachgebrauchs ist eben nur Usus), auf das Deutsche, und auf die Entstehung von *as* aus *al-so.* 3, 50 *are ye fantastical* mit Blick auf das historische Verhältnis von *you* und *ye* und die Vermischung der Formen dieser beiden Kasus in so vielen anderen Fällen. 3, 84 *eaten on the insane root* mit Analogie von *to feed*, *live on something.* 3, 109 *Who was the thane lives yet* mit deutscher Analogie und ursprünglichem Interrogativsinn des Pronomens. 3, 147 *time and the hour runs*, nebst 5, 30 *fate and metaphysical aid doth seem*, und noch auffallender II, 1, 61 *words to the heat of deeds too cold breath gives*, nebst II, 3, 146 *There's daggers in men's smiles:* diese volkstümlichen Konstruktionen legen ebenso eine gewisse logische wie Analogie-Erklärung nahe. I, 4, 3 *spoke* fordert auf zu einem Blick auf den analogen Abfall der meisten starken Partizipial- (wie der Infinitiv-) Endungen, ist mithin an sich keineswegs unregelmäſsiger als *spoken.* (Anders freilich bei *took* für *taken* IV, 1, 145, wo populäre Vermengung stattgefunden hat, die sich damit erklärt, daſs das Volksbewuſstsein logisch nicht auf die Dauer zu scheiden pflegt, was sprachlich zusammengeflossen ist, wie letzteres ja vom Präteritum und Partizip in weitaus den meisten Fällen gilt.) Dem Französischen (Infinitiv mit *à*) gehen parallel die frei gebrauchten Infinitive wie I, 7, 50 f. *to be more than what you were, you would be so much more the man*, IV, 2, 70, *to fright you thus, methinks, I am too savage.* II, 2, 66 *retire we to our chamber* ist im Deutschen bewahrte Konstruktion, über welche im Englischen die Umschreibung gesiegt hat. II, 3, 146 *the near in blood* erklärt sich historisch als die ursprüngliche Komparativform. 4, 4 *hath trifled former knowings* ist

nur eine neue, aber dem Genius und Gebrauch der englischen Sprache durchaus vertraute Verbalbildung. Zu III, 1, 16 *the which* vergleicht sich fast von selbst *lequel.* 1, 26 *go not my horse the better* ist ein Gebrauch des Konjunktivs, der sich (als Konjunktiv der Annahme) logisch sofort rechtfertigt. I, 112 *tugged with fortune* hat Analogie an *tired with* u. s. w. 1, 132 *always thought* ist nur ein ungewöhnlich freier Fall von absoluter Partizipialkonstruktion, aber darum keine Irregularität. 2, 11 *things without all remedy* entspricht dem Deutschen. 3, 42 *who may I rather challenge for unkindness* hat, wenn auch selbst nicht als Regel durchgedrungen, doch in der eigenen (populären) Sprache Analogieen die Fülle. 6, 8 *who cannot want the thought* ist im Grunde populäre Häufung der Negation; dafs die Doppelung des Verneinungsausdrucks ohne die Wirkung gegenseitiger Aufhebung überhaupt von Hause aus der germanische (und nicht blofs der germanische) Gebrauch ist und dafs die mathematisch-logische Neutralisierung eigentlich nur der lateinischen Sprache angehört, kann behufs Abweisung vieler schiefen Anschauungen und Urteile betont werden. III, 6, 26 f. *is received of the most pious Edward* hat nicht blofs Analogie in der eigenen Sprache, sondern fordert zu einem Blick auf die Geschichte der Präposition *of* auf. Zu IV, 3, 10 *find the time to friend* vergl. das Deutsche. Zu ib. 106 *since that* viele ähnliche Zusammenstellungen namentlich auch im Deutschen, und die Entstehung derartiger Konjunktionen überhaupt! ib. 170 f. *the dead man's knell is there scarce ask'd for who* ist nichts Schlimmeres als eine kühne Konstruktion und eine populäre: denn das Volk springt eben kühner mit der Form um als die „Gebildeten", die sich zu kompromittieren fürchten, aber der Nagel wird immer auf den Kopf getroffen; die ganze Geschichte der englischen Sprache übrigens ist Geschichte populärer Siege über die pedantische Vorsicht, und darin beruht nicht zum geringsten Teile ihre Stärke. (Ähnlich steht es mit der Stelle III, 4, 34 *the feast is sold That is not often vouch'd, while 'tis a-making, 'Tis given with welcome.* Über eine leichte Inkongruenz wie ib. 138 *Returning were as tedious as go o'er* viel Worte zu verlieren, wäre nichts als Pedanterie.) IV, 3, 194 *that would be howl'd out in the desert air* hat wenigstens eine relative Analogie in dem deutschen „eine Sache will gethan sein." Ebenso

V, 8, 65 *which would be planted.* Die transitiven Konstruktionen IV, 3, 210 *whispers the o'erfraught heart*, wie V, 2, 13 *despair thy charm*, und früher II, 2, 29 *listening their fear* erweitern nur in einigen Fällen ein sonst breit gebrauchtes Recht der Sprache. Zu IV, 3, 212 *and I must be from thence* vergl. deutsch. Ebenso zu v. 223 f. *such things that.* Ebenso vergl. zu der Form *lesser* V, 2, 13 die allmähliche Entstehung der deutschen Form besser aus dem alten Komparativ *baz*.. Ebenso zu v. 20 *nothing* im Sinne eines intensiven *not* das deutsche nicht, dessen ursprünglicher Sinn = *nihil* ist, und auch das gelegentliche *nihil* in jenem Sinne. Zu V, 6, 5 *what remains to do* hat das Englische jetzt zufällig nur vereinzelte Analogie, aber das Prinzip dieser Konstruktion ist darum doch nicht fremd. *Damn'd be him* V, 8, 34 ist als Gegenstück zum obigen *who may I challenge* zu stellen.

Genug von diesen Andeutungen, die ja eben nicht mehr als solche sind. Natürlich soll der Inhalt derselben nicht, wie in den gedruckten Anmerkungen geschieht, fertig gegeben, sondern gemeinsam gefunden werden. Fern mufs vor allem die Anschauung bleiben, als würden vorhandene und vernünftige Normen verletzt; es darf nicht heifsen: anstatt so zu sagen, sagt Shakespeare so. Die Anschauung von dem immerwährenden Flusse, in welchem sich jede lebende Sprache befindet, mufs ja Primanern ohnehin vertraut werden. Wollen wir das ganze Verhältnis auf einen kurzen, prinzipiellen Ausdruck bringen, so ist des Dichters Sprache auch in grammatischer Beziehung nur freier, beweglicher, an Ausdrucksformen reicher.

Die sprachliche Beobachtung soll meines Erachtens noch ein anderes Gebiet mit berühren. Seit das Naturleben der Worte von der Wissenschaft erschaut ist, drängt sich doch das Bedürfnis auf, im Sprachunterricht die charakteristischen Erkenntnisse dieses Gebietes nicht geradezu zu ignorieren. Nicht als ob ohne weiteres dem Reize nachzugeben wäre, von irgend welchem erworbenen Gelehrtenwissen ein Extrakt oder richtiger eine leichte Lösung nun auch in der Schule anzubringen. Wir haben mit der Abwehr solcher Neigungen genug zu thun. Aber wenn doch einmal Sprachverständnis überhaupt ein so breites, das allerbreiteste Feld im erziehenden Unterricht einnehmen soll, so ist es unnatür-

lich, den Lernenden grade diejenige Seite vorzuenthalten, welche den Sprachstoff in die Sphäre alles konkret Lebendigen einreiht und auch in die Naturwerkstätte der Wortbildung und -umbildung blicken läſst.

Doch freilich, dürfen wir derartiges an die Dichterlektüre anheften? Das nicht; aber in nicht wenigen Fällen legt grade das Verständnis des Dichtertextes jene Beobachtungen nahe; gar manches Wort ist unmittelbar zu erkennen, wenn es mit richtig geöffnetem Blicke angesehen wird. Nicht als ob das Erraten an Stelle des Erarbeitens treten sollte: aber soll nicht allmählich doch auch die Fähigkeit entwickelt werden, eine neu auftauchende Erscheinung wo möglich zu durchschauen, bevor man zum Wälzen der Nachschlagebücher übergeht? Die Augenblöde unserer Schüler ist oft erstaunlich, aber wird sie nicht vielleicht anerzogen? Soll das gewonnene sprachliche Material nicht stets die Gewinnung neuer Kenntnisse erleichtern, nicht das Tempo immer rascher werden? Soll es hier anders sein als beim Erwerb von klingendem Kapital? Und grade die englische Sprache bietet sich zu Anknüpfungen an das Deutsche wie das Romanische auf Tritt und Schritt dar. Suchen wir denn wenigstens an gelegenen Punkten über das mechanische Aufkaufen im Lexikon hinauszukommen. Zum Beispiel:

In bestimmt gesetzlichem und charakteristischem Lautverhältnis zum Deutschen stehen: *nave*, *sieve*, *cleave* (*v* = *b*), *rib* (*b* = *p*), *sheathe* (*th* = *d*), *speed* (*d* = *t*), *tug* (*t* = *z*, *g* = *ck*). Zur Charakteristik besonderer Vorgänge zwischen den korrespondierenden Sprachen dienen: *melt*, *weak*, *wing* (deutsch mit *s*, *sch*); *farrow*, *marrow*, *morrow* neben *borrow* und *sorrow* (deutsch guttural). In minder augenscheinlicher Weise deuten auf deutsche Korrespondenz: *blade* (Blatt = Klinge), *breath* (vergl. Brodem), *dun* (vergl. dunkel), *edge* (Ecke), *quell* (quälen), *spell* (vergl. Beispiel), *sundry* (sonder), *warrant* (auf Umweg durchs Romanische), *weird* (*Wurt* Name einer Schicksalsschwester.) Mit plattdeutscher oder mundartlicher Korrespondenz: *brain*, *cling*, *deftly*, *moe*, *prate*, *sag*, *shriek*, *start*, *stout*, *suck*, *whisper*. In interessantem Bedeutungsverhältnis zum Neuhochdeutschen: *bough*, *clean-se*, *craft*, *harvest*, *homely*, *knit*, *lead* (Lot = Blei), *leap*, *plight*, *sear*, *settle*, *slip*, *sore*, *stare*, *stir*, *stride*, *thane*, *wink*, auſser den obigen *blade*, *edge*, *quell*, *weird*.

Englische Scheideformen treten auf in: *mettle* (neben *metal*), *quell*, (*kill*), *sprite* (*spirit*), *travail* (*travel*). Bemerkenswerte innere Lautvorgänge bieten: *thumb*, *hoarse*, *bride-groom*, *harbinger*, *napkin*. Volksetymologische Umbildung ist *chestnut*. Volkstümlich anschaulich: *hurlyburly*, auch *sennight*. Germanisch-romanische Mischbildungen sind *direful*, *napkin*, *bodement*. Romanische, nicht sogleich durchsichtige Wörter: *champion*, *coward*, *grief*, *host*, *leisure*, *prowess*. (Von nicht gesicherter Abkunft: *wassail*, *limbeck*, *dainty*, *doom*.) Mit Hervortreten einer besonderen Bedeutungsseite bezw. Umschlagen der Bedeutung: *fantastical* I, 3, 53, *careless* I, 4, 11, *sightless* I, 5, 50 und 7, 23.

Noch eine Seite möchte ich der unmittelbaren Beschäftigung mit dem Texte abgewinnen und hier einschalten; diese allerdings nur mit großer Zurückhaltung. Die Verirrung, daß Philologen schon von ihren Schulzöglingen Textkonjekturen verlangten, ist gegenwärtig wohl gerichtet. Aber das Verfehlte daran war doch namentlich, daß über dem Reiten dieses Steckenpferdes die wesentliche Aufgabe hintangesetzt wurde. Den Geist des heranreifenden Schülers hier und da und mehr probeweise auch einmal vor die Aufgabe stellen, sich für eine Lesart zu entscheiden, das jedenfalls hat nichts Überstiegenes und Ungesundes; es ist damit auch noch keineswegs auf philologisches Studium als die normalste demnächstige Bildungssphäre Bedacht genommen, es handelt sich dabei um nichts mehr als eine kleine Prüfung des gesunden Menschenverstandes oder des natürlichen Urteils. Natürlich bietet fast jedes Shakespearestück so viel Gelegenheiten als der Lehrer nur wünschen mag. Aus Macbeth wähle ich meinerseits die folgenden aus:

I, 2, 20 f. *Till he fac'd the slave . . . Which ne'er shook hands etc.*: auf wen ist *which* zu beziehen? welche Schwierigkeit bleibt in jedem Falle? Was ist von der verbreiteten Emendation *and* für *which* zu halten? Was könnte etwa nach *slave* ausgefallen sein? Welchen besonderen Effekt aber könnte andrerseits der überlieferte Kurzvers haben sollen? — I, 7, 47 *Who dares do more is none:* war die Verbesserung des überlieferten *no* in *do* notwendig? Würdigung des Auswegs (cf Tieck), die Worte der Lady zuzuweisen. Schwierigkeit, dann das Folgende anzuschließen.

— II, 4, 7 *And yet dark night strangles the travailing lamp:* ist die Änderung *travelling* Bedürfnis? Kann *lamp* allein die Sonne bedeuten? Ist nach dem *strangles* der Begriff des Sichabmühens noch erforderlich oder angebracht? — III, 1, 41 ff. *Let every man be master of his time Till seven at night — to make society The sweeter welcome — we will keep ourself Till supper-time alone*: ist die hier zwischen Gedankenstrichen gesetzte Wortgruppe zum Vorhergehenden oder zum Nachfolgenden zu beziehen? Was spricht für die eine und was für die andere Verbindung? Inwiefern liegt die Entscheidung bei der Auffassung der Worte *the sweeter welcome*? — III, 2, 20 *Whom we, to gain our peace, have sent to peace:* ist die Änderung des ersteren *peace* in *place* gerechtfertigt? ist das Wortspiel an dieser Stelle abzuweisen, weil gesucht und unnatürlich? Oder ist *place* zu matt, um als echt gelten zu können? — III, 4, 144 *We are yet but young in deed:* warum ist diese Änderung des *indeed* allgemein als notwendig anerkannt worden? — V, 4, 11 *For where there is advantage to be given:* warum ist an der Echtheit zu zweifeln? ist dem Wortlaut ein befriedigender Sinn abzugewinnen? Welche Annahme legt grade das *given* des folgenden Verses nahe? Welche Emendation verdient den Vorzug, *given to flee*, *to be gone*, *to be gotten*, *to be gained?* — Wenn nun bei diesen Gelegenheiten die Lernenden zugleich eine Ahnung davon empfangen, durch welche geistige Arbeit Vieler eine befriedigende Textgestaltung erst hat gewonnen werden können, und wenn ihnen einige der verdientesten Namen dabei ins Ohr tönen, so ist das gewifs nicht zu bedauern. Was es mit der ersten Hauptquelle, der Folio von 1623, für eine Bewandtnis hat, müssen sie erfahren.

So viel über des Dichters Sprache als Ausdruck seiner Gedanken. Nun zum Zweiten, der Beobachtung seiner Sprache als Material für künstlerische Wirkungen. Wenn es eine richtige didaktische Norm ist, nicht zu erläutern ohne psychologischen Anlafs, nicht zu antworten, wo keine Frage sich erhob, so könnte leicht das Gebiet des Metrischen uneröffnet und unberührt bleiben. Thatsache ist, dafs das jugendliche Alter der Analyse der Kunstform im einzelnen kaum irgend welches Interesse entgegenzubringen pflegt und darin mehr eine Störung der unbefangenen Aufnahme

sieht als eine Förderung; den Stoff vor allem verlangt dieses Alter und teilt damit nur das Bedürfnis aller Halbgebildeten. Das unmittelbare Erkennen und Lesen der Verse als solcher bildet keine Schwierigkeit, wie beim Französischen; was hineinzutragen ist, um die Kunstsprache als solche zur Geltung zu bringen, ist prinzipiell dasselbe was für das Deutsche gilt.

Was demgemäſs vor allem not thut, ist, daſs Interesse geweckt werde. Zu diesem Behufe aber müssen wir über die Analyse des Metrischen an sich hinausgehen, wir müssen dazu gelangen, es in ein organisches Verhältnis zum Inhalt zu setzen, oder vielmehr es in diesem Verhältnisse, in dem es wirklich steht, auch erkennen zu lassen. Und wir müssen auch diese Erkenntnis nicht theoretisch über die Schüler ausgieſsen wollen, sondern sie gemeinsam praktisch finden lassen. Dabei kommt es uns zu statten, daſs doch dem Fremden immer lieber eine derartige Beobachtung zugewandt wird als dem in der eigenen Zunge Gedichteten.

Es ist kein glückliches Erbe des altsprachlichen Unterrichts, wenn der Begriff des „Versfuſses" von vornherein in den Mittelpunkt der Betrachtung tritt; diesen Rang muſs vielmehr der charakteristische Rhythmus, die Gesamtart der Tonbewegung einnehmen. Wie der Rhythmus mit dem Stimmungsinhalt verwachsen ist, läſst sich freilich an anderen Dichtungen viel besser und vielseitiger entwickeln, von dramatischen zumeist an der Braut von Messina; bei Shakespeare können wir denn die Aufmerksamkeit charakteristischen Besonderheiten zuwenden. Eine viel unglücklichere Gepflogenheit freilich, als die obige, ist es dann, mit dem Begriff der poetischen „Licenzen" zu operieren, und dabei an Notbehelfe, an Durchbrechen von Normen, an Unsicherheit auf vorgeschriebenem Wege denken zu lassen. Zunächst haben wir an unseren Dichter zu glauben, und in der That, je mehr wir uns in ihn hineinleben, um so mehr erscheint das als glücklicher Zug, als genialer Griff, als schöne Freiheit, als kühne Sicherheit des Meisters, was anfangs nur als Unregelmäſsigkeit berühren mochte.

Man beobachte z. B. an einer beliebigen gröſseren Versgruppe die wechselnde Lage der Cäsur, wie sie bald hinter dem zweiten, bald im dritten, bald nach dem dritten oder im vierten Takte

eintritt, wie sie den ersten Takt allein abschneidet, oder von einer zweiten gegen Ende des Verses gefolgt wird, wie sie bald lyrischen, bald epischen Charakter trägt, wie sie bald wirkliches Abbrechen, bald Spannung, bald flüchtigste, kaum bemerkte Hemmung bedeutet, bald auch ganz verwischt ist, wie nach tiefem Einschnitt ein besonderer Auftakt sich einschleicht, wie durch die verschiedene Energie der Einschnitte neben dem Platzwechsel derselben neue rhythmische Ganze entstehen, welche über die Versganzen und Versgrenzen gleichsam hinspielen, und man beobachte dann noch, wie gleichsam in den Vorstadien des Redeflusses mehr das Stückwerk, auf der Höhe der beredten Empfindung die voll ausströmenden Verse überwiegen, man beobachte dies alles, wie gesagt, sorgfältig an einem bestimmten einzelnen Ganzen*), und man wird seine Aufmerksamkeit belohnt finden. Hier ist die Mannigfaltigkeit fürwahr nicht zufälliges Mitergebnis der Arbeit am spröden Stoffe, sondern Ausdruck des lebensvoll bewegten Inhalts. — Nicht minder ergiebt sich anderwärts, wie mit dem Durchbrechen der Regel grade die starre, unschöne Regelmäfsigkeit überwunden wird. Nehmen wir die gelegentliche Umkehr des herrschenden Rhythmus, das sogenannte Vorkommen von Trochäen. Als Prinzip ergiebt sich bald, dafs dies weitaus am leichtesten zu Beginn des Verses geschieht.**) Eine zweite Reihe trochäischer Er-

*) Etwa an dem Monolog Macbeths III, 1, 48 ff *To be thus is nothing* etc., wo nach kurz abgebrochenen oder unregelmäfsig durch die Verse hinlaufenden Sätzen und Wortgruppen jenes volle und gleichmäfsige Ausströmen mehrerer Versganzen sich einstellt mit 60 ff: *They hail'd him father to a line of kings*; *Upon my head they placed a fruitless crown, And put a barren sceptre in my gripe, Thence to be wrenched with an unlineal hand, No son of mine succeeding.* (Abschlufs. Wiederanheben:) *If it be so,* (neues Ausströmen:) *For Banquo's issue have I filed my mind, For them the gracious Duncan have I murdered, Put rancours in the vessel of my peace* etc.

**) Im ganzen Stücke befinden sich *sede prima* 83 natürliche (d. h. nicht blofs „rhetorische", durch den kunstvoll berechneten Vortrag erzeugte) Trochäen, von welchen indes sieben durch je zwei einsilbige Wörter gebildet sind, also allenfalls auch mit schwebender Betonung gesprochen werden könnten, so *Hear it not, Duncan; Ring the alarum-bell; Steep'd in the colours of their trade* etc. Vielleicht führt die nähere Betrachtung jener 76 noch auf weitere Unterschiede der Vollwichtigkeit. Thatsache ist, dafs unter den Anfangswörtern 14 Participien auf *ing* sind, deren Betonung wenigstens bei den älteren Dichtern wie Chaucer überhaupt wenig accentuiert erscheint,

scheinungen wird dann, wenige Fälle abgerechnet, gefunden unmittelbar nach der Cäsur. Dafs dies nicht Zufall ist und auch nicht willkürliche Einrichtung, ist alsbald offenbar: wir empfinden leicht, dafs beim Beginn neuer rhythmischer Reihen derartige Unterbrechungen des regelmäfsigen Taktes eher belebend als hemmend wirken (vergl. Schipper, Altengl. Metrik, pag. 461). Und wie unmittelbar ergiebt sich die innere Berechtigung, ja die besondere Schönheit von Anknüpfungen wie I, 4, 50 *For in my way it lies. Stars, hide your fires etc.* II, 1, 7 *And yet I would not sleep. Merciful powers etc.* II, 3, 79 *Ring the alarum-bell. Murder and treason!* ib. 80 *Banquo and Donalbain! Malcolm, awake!* V, 3, 20 *When I behold — Seyton, I say — This push etc.* Oder in Wechselrede: IV, 3, 207 *To add the death of you. — Malc. Merciful heaven!* V, 5, 35 *The wood began to move. — Malc. Liar, and slave!* Und zum Schlusse: V, 5, 51 *Ring the alarum-bell! Blow, wind! come, wrack!*

Wird nun noch ein weiter Schritt zu der allgemeinen Erkenntnis sein, dafs das Mafs dieser „Unregelmäfsigkeiten" sich in verschiedenen Teilen des Dramas verschieden gestaltet, dafs mit der Steigerung der inneren Bewegung die freiere Verfügung über die Normen der Kunstform zunimmt, dafs auch innerhalb desselben Gesamtrhythmus die hocherregte Sprache eine andere ist als die ruhevolle, dafs die Situationen und die Individuen sich hier charakteristisch abspiegeln? Der letzte Gesichtspunkt erklärt übrigens noch manches andere. Schon Abbot hat für die meisten der anscheinend 6 taktigen Verse eine Messung gefunden, bei der doch nur 5 Hebungen bleiben: es wird dann populär zusammengedrängte,

d. h. meist schwebend ist; 13 andere sind romanische Wörter, bei denen eben die Betonung doch nur allmählich auf die erste Silbe hinübergeglitten ist und man sich also auch in Shakespeares Zeit eine gewisse Schwebebetonung als immerhin minder fernliegend denken kann, denn bei sächsischen Paroxytonen (so *buttress, nature, clamour'd* etc.). Bei nicht wenigen der übrig bleibenden echten Trochäen dagegen ist die Beziehung zwischen der rhythmischen Form und dem Inhalt leicht zu erfassen. So I, 5, 16 *Glamis thou art;* ib. 60 *Duncan comes here to-night;* III, 1, 46 *Sirrah, a word with you;* ib. 106 *Grapples you to the heart and love of us;* IV, 1, 122 *Horrible sight;* ib. 151 *Seize upon Fife;* 3, 205 *Savagely slaughter'd;* ib 235 *Heaven forgive him too;* etc.

oder rasch bewegte Sprechweise erfordert, und freiere (epische) Cäsuren und Auftakte treten ein. Besonders so beim Eintritt der Gegenrede. Vielleicht also III, 1 108 *Which in his déath were pérfect.* — (*Murderer*): *I am óne, my liége;* ib. 139, I *'ll cóme to‿you‿anón.* — (*Murderers*): *We áre resólv'd, my lórd*; und ähnlich sonst. Indessen dürfte doch ein absichtsvoll seine Grenze überströmender Vers keineswegs abzuweisen sein! So I, 2, 37 *As cannons overcharg'd with double cracks, so they* etc. Die Unsicherheit des Textes an nicht wenigen Stellen könnte freilich von zu sorgfältigem Theoretisieren abmahnen.

Welch trefflichen Gebrauch macht Shakespeare von den Pausen! Da ist zunächst die Pause im Vers, die Zögerung, welche dem Sprechenden durch den Bau eines Verses suppeditiert wird, wie IV, 3, 177: *Why, well. — And all my children? — Well too.**) ib. v. 217: *Did you say all? O hellkite! All?* Ist nicht dieser nicht ausgetragene Vers, oder vielmehr diese in die Brust zurückgedrängte, in keuchendem Hauch zerrinnende Rede Macduffs mehr denn Zufall und Laune des Dichters? Ähnliche, und selbst prägnantere Fälle sind im Stücke zahlreich. Fast für jeden der sichtlich

*) Das *Well* dieses Verses, welchem man wohl die Länge zweier Silben oder eine zweisilbige Aussprache zuschreibt, mag Anlafs geben, hier ein besonderes, grofses Gebiet wenigstens im Vorbeigehen zu berühren. Es ist in der That dasjenige, welches in den vorhandenen theoretischen Werken am aufmerksamsten bedacht und am breitesten behandelt ist: nämlich auffallendes Verfahren des Dichters in der Lautierung, Messung oder sonstigen Behandlung des Einzelworts. Wie *sergeant, captain, entrance* als dreisilbig auftreten können, oder wie *chastise, access, authorized, perseverance* eine von der jetzigen abweichende Betonung haben können, oder wie *sense, consequence, horse* den Plural repräsentieren können, läfst sich doch nicht blofs konstatieren, sondern auch im Hinblick auf die Geschichte der englischen Sprache oder auf die Natur des Volkstümlichen leicht erklären. Dafs *filed, bove, mong* nicht etwa Verstümmelungen sind, ist nicht minder einfach. Dafs in den Fällen, wo ein einsilbiges Wort zur Dauer zweier Silben gedehnt erscheint, nämlich *hail, feel, weird, cold, our, worst, fare, well,* grade der halbvokalische Laut *l* oder *r* wirksam ist, erscheint leicht. Und selbst dafs andrerseits die Nähe grade einer solchen *liquida* auch das Aufsaugen eines benachbarten leichten Vokallautes ermöglicht, wie in *quarrel* (einsilbig), *nourisher* (zweisilbig), ist zu verstehen. Dafs aber Sh. mit der verschiedenen Messung derselben Wörter gerade ein Kunstmittel besitzt, um die Energie des Wortklanges zu steigern oder zu mindern, auch das mag ausgesprochen werden.

abgebrochenen Verse ist die Sinnbedeutung unschwer zu finden. Auf eins sei insbesondere noch aufmerksam gemacht: nämlich wie oft Shakespeare die Wechselrede belebt, indem er die Gegenrede mitten im Verse eintreten läfst. Und mehr noch: wie oft eine längere Redeergiefsung in einen Kurzvers ausläuft, wie oft und — wie bedeutungsvoll! Wie diese abschliefsenden Kurzverse hier energische Zusammenfassung, dort festen Entschlufs, anderswo zuversichtliche Ankündigung, dann das Verstummen in Leidenschaft ausdrücken — ein treffliches und wohlübersehbares Gebiet für specielle Beobachtung und Erläuterung!

Noch ein Blick auf die metrischen Nebenformen und Sondergebiete. Die Bedeutung der gelegentlichen Reimverse ist durchsichtig genug, sowohl nach der inneren wie nach der äufserlich technischen Seite. Gar nicht befremdlich braucht das Metrum der Hexenscenen zu erscheinen. Ist es nicht offenbar desselben Ursprungs und Charakters wie das volkstümliche Metrum unseres Knittelverses und unserer Kinderreime, also im letzten Grunde auf die in zwei Stücke gelöste alte germanische Langzeile zurückgehend? Dafs Shakespeare diesen Vers auch anderwärts für die Rede geisterhafter Wesen verwendet, mag erwähnt werden; er hält damit nur einen echt volkstümlichen, altüberlieferten Ton fest, und diese Sprache hebt sich trefflich ab von der mehr epischen der vom Künstler gestalteten Menschenrede.*)

*) Hat man nicht noch genug von der alten Freiheit der Senkungen vor und zwischen den Hebungen wiederzuerkennen in Versen wie *There to meet with Macbeth*, oder *Hover through the fog and filthy air*, oder *The weird sisters, hand in hand*, oder *Toad that under cold stone?* Ein Stück alter Sprachüberlieferung steckt zugleich in den hier besonders häufigen Allitterationen: *fair and foul, fog and filthy air*, *drain* und *dry*, *peak and pine*, *tempest-tost*, *toil and trouble*, *fillet* und *fenny*, *boil* und *bake*, *lizard's leg*, *salt-sea*, *digg'd* und *dark*, *gall* und *gout*, *slips* und *slivered*, *Turk* und *Tartar*, *burn* und *bubble*, *baboon's blood*. Übrigens sind auch sonst Allitterationen gar nicht selten, wie I, 2, 43 *words* und *wounds*, 54 *Bellona's bridegroom*, 3, 38 *fair* und *foul*, 40 *withered* und *wild*, 124 *trifles* und *be-tray*, 5, 21, f. *highly* und *holily*, II,1,50, ff. *wicked*, *witchcraft*, *wither'd*, *wolf* u. s. w. Diese letzte Stelle mag denn zugleich allgemeiner zeigen, wie der Dichter, gleich jedem rechten Dichter, Lautgruppen und Lautwirkungen schafft, welche in erheblichem Mafse die Stimmung mit ausdrücken und mit hervorbringen; man vergl. besonders die Verse 51—55.

Aber kommen wir mit dem Aufsuchen und Aufzeigen der Effekte auch im Einzelnen und Kleinen nicht in Gefahr, dem Dichter zu viele und selbst kleinliche Berechnung zuzutrauen? T. Mommsen sagt von gewissen Lautnüancierungen: „Regeln dieser Art liegen in des Poeten Ohr und Gemüt, ohne dafs er sich derselben verstandesmäfsig braucht bewufst gewesen zu sein.“ Dies mufs in der That für alles Derartige die Auffassung sein. Weniger unbewufst schon wird z. B. die Einführung der Prosarede geschehen sein. Dafs mit diesem einfachen Mittel ebenso treffliche als natürliche Wirkung erzielt wird, verkennt niemand. Wollen wir auf allgemeineren Umblick in den Werken des Dichters verzichten, so bietet unser Stück dieselbe an vier Stellen: in Macbeths Brief an die Lady, in der Pförtnerscene, in der Familienscene zwischen Lady Macduff und ihrem Knaben, in der Scene des Nachtwandelns. Jede dieser Gelegenheiten ist besonders geartet, und jede erklärt sich auf besondere Weise. Der Brief erscheint so zugleich natürlich und hebt sich ab von dem Ausdrucke der hochgehenden Empfindungen, die er erweckt. Die Pförtnerscene stellt Vulgäres dar, die dritte der genannten Traulich-Familiäres, und auch diese beiden dienen als Folie für das Grofsartig-Ungeheure, das dann eintritt. Auch die Nachtwandelscene kommt nur in dieser vollen Natürlichkeit zu ihrer vollen Kraft: es ist nicht mehr die Sprache selbstbewufster Unternehmungen, sondern der gebrochenen Stärke, der öden Zerrüttung. Aber auch in dieser Prosa sind Nüancen; an einigen Stellen in den Irrreden der Lady klingt sie an die rhythmische an. Ist nicht auch das mehr als Zufall?

Hier wäre nun wohl der Ort, um zu allgemeinerer Würdigung der Dichtersprache Shakespeares überzugehen. Aber an dieser Stelle sollen einige Andeutungen genügen. Dafs man ein Shakespearedrama zur Grundlage einer Lehre von der poetischen Diktion machen, aus seiner Fülle das Wesen aller Figuren u. s. w. trefflich erläutern kann, ist selbstverständlich. Aber eins ist nicht so allgemein anerkannt, nämlich dafs gerade Shakespeare im Gebrauche von Metaphern, Bildern, Hyperbeln u. s. w. besonnene Unterscheidung walten läfst. Man wird an der nicht selten geäufserten Anschauung von unschönem Wuchern dieser Künstlichkeiten bei ihm jedenfalls irre werden, wenn man einmal näher

zusieht, wo und wie denn grade die Häufungen und die Übersteigerung sich vorfinden. Daſs z. B. die fragwürdigsten aller Metaphern II, 3, 117—122 (*Here lay Duncan, His silver skin lac'd with his golden blood, And his gash'd stabs look'd like a breach in nature For ruin's wasteful entrance: . . . their daggers Unmannerly breech'd with gore*) sich gerade dort im Munde Macbeths finden, wo er eine hocherregte Empfindung, eine erschütterte Seele, eine von entsetzlichem Stoſse fiebernde Einbildungskraft erheucheln will, das ist denn doch unverkennbar. Und an der bilderüberfüllten Sprache der groſsen Monologe I, 7 und II, 1, wo der Sprechende gleichsam mit seiner eigenen überreizten Phantasie ringt, kann ja nur die Stumpfheit Anstoſs nehmen.

Dieses Thema wäre leicht auch im Unterricht weiterzuspinnen. Wie falsch hat man z. B. die Erzählung des *sergeant* I, 2 wegen ihrer Abweichung von der Natur eines korrekten „Botenberichts" im Sinne der Alten getadelt! Immerhin aber darf doch auch der Anteil nicht gradezu verkannt werden, welchen Geschmack und Ausdrucksweise der Zeit an Shakespeares Sprache haben. Freilich hat die letztere selbst ja Wandlung und Entwickelung durchgemacht. Die Dichtersprache des Macbeth ist von allen empfänglichsten und beredtesten Interpreten als eine unvergleichlich vollkommene gepriesen worden. Kann sie in dieser ihrer Vollkommenheit schon der Jugend einigermaſsen fühlbar werden, so ist Hohes erreicht. Das aber durch viele Worte unsererseits zu versuchen, werden wir füglich unterlassen. Und so sei auch hier kein ferneres Wort darüber gewagt.

Scheint es doch ohnehin vielleicht schon zu vielerlei, was die sprachliche Analyse (dies im weitesten Sinne verstanden) umfassen soll. Übrigens wird Abgrenzung, Ausführung und auch Ausscheidung ja dem persönlichen Takte vorbehalten bleiben. Es handelt sich im Vorstehenden wesentlich um Andeutung der Art, nicht des Maſses. Doch ist es Zeit, daſs wir uns dem Sachinhalte zuwenden.

Natürlich schlieſst auch diese Aufgabe noch Mehrfaches ein. Mehrfaches — und vielleicht gar Auseinanderfallendes? Denn gehört nicht die ästhetische Erschlieſsung des Dramas einem ganz anderen Unterrichte, dem „deutschen", an? Daſs der

Unterricht in eng Zusammengehörendem vielfach mit den Lehrpersonen auseinanderfällt, ist überhaupt ein notwendiges Übel. Für die Theorie ist darum eine Aufgabe wie die vorliegende nicht weniger eine einheitliche. Müssen in der praktischen Leistung die Lehrer des Englischen und des Deutschen einander ergänzen, so findet solche Verpflichtung ja öfter statt. Aber mich dünkt, auch schon in den englischen Unterricht mufs wenigstens das Wesentlichste von dem hineingezogen werden, was wir ästhetische Erschliefsung des Kunstwerks genannt haben. Ohne das würde der Beschäftigung mit dem Werke der normale Abschlufs, und Lehrenden wie Lernenden die Befriedigung des echten Abschlusses fehlen. Man erstiege gleichsam den Berg, ohne dann der Aussicht zu geniefsen. Man degradiert damit auch gradezu den „Sprachunterricht", der doch wenigstens auf der obersten Stufe gewissermafsen über sich selbst hinauswachsen mufs, wenn ihm mit Freudigkeit gelebt werden soll.

Was ist es nun des Näheren, worauf wir solche Arbeit richten sollen? Die Komposition, der Bau des Dramas wird uns naturgemäfs als Hauptobjekt vorschweben. Aber mehr noch als zu dieser technischen Analyse ladet der Standpunkt der jungen Leser ein zum Versuch psychologischer Durchdringung; die Charaktere und ihr Werden zu verstehen, ist normales und sehr schätzenswertes Bedürfnis. Und dann ferner: der schöne Organismus des Ganzen ist erwachsen aus schlichtem Stoffe, und in dieses Werden oder Gestalten mufs ein Einblick vermittelt werden. Und endlich: hinter den Charakteren, hinter den Menschenseelen der Dichtung steht die menschliche Persönlichkeit des Dichters; sollte diese fremd bleiben dürfen? So sind es in zwei Gruppen vier Gebiete, die uns bleiben. Doch mufs uns im Folgenden eine andere Ordnung verstattet werden, und wir reden von der letzteren Gruppe zuerst, weil sie nur flüchtiger berührt werden kann und weit mindere Selbstthätigkeit der Lernenden gestattet.

Es scheint vielleicht nicht grade angenehm, von dem fertigen Kunstwerke hinweg und zurück auf den unorganisierten Stoff zu blicken, aus dem es gestaltet ward. Aber zur Schätzung, zum Verständnis des gestalteten Werkes selbst ist nichts erspriefslicher. Und wenn dabei auch an manchen Punkten zunächst eine gewisse

Enttäuschung darüber entstehen will, daſs manches schon im Stoffe gelegen habe, was als Schönheit des Kunstwerks geschätzt wurde, so muſs doch durch diese Erkenntnis hindurchgeschritten werden, und die darauf folgende Würdigung wird um so reifer sein. Es ist erwünscht, wenn wir eine Anregung dieser Art schon unsern Schülern geben können. Dazu bieten trefflichste Gelegenheit Shakespeares Römerdramen mit Plutarch im Hintergrunde, aber dann auch Macbeth, wie er aus Holinsheds Chronik sich erhoben hat. Die betreffenden Partieen vorzulesen oder inhaltlich mitzuteilen hat nichts Unbequemes. Wird dann das Auge angeregt zum Sehen und Vergleichen, so bieten sich auf Schritt und Tritt Einblicke in die Thätigkeit des gestaltenden Künstlers. Und dies an einem Werke durchgeführt wird allgemeinen Wertes nicht entbehren.

Auf folgende Punkte der Quelle also richte ich namentlich die Aufmerksamkeit. Bei Holinshed ist Grundzug von Macbeths Charakter Grausamkeit; bei Shakespeare sind grausame Handlungen erst Ergebnis oder Entwickelungssymptom des von Hause aus untadelig dastehenden Helden. Duncans Milde geht dort bis zu schuldvoller Indolenz. Der Kampf der beiden Feldherrn mit den Empörern und mit Sweno ist ein lange schwankender; heuchlerische Unterhandlungen, hinterlistige Mittel und tückischer Überfall, auch Besänftigung durch Geldgeschenk spielen auf seiten der ersteren ihre Rolle. Macbeths Weib möchte über alles gerne den Namen einer Königin tragen. Banquo ist Mithelfer zur Unthat. Der Usurpator regiert kräftig und gut, nur will ihm nichts recht geraten, darum wird er gereizt und wütet. Dabei bethören ihn gewisse *wizzards*: Macduff wird mit den anderen Edelleuten zu drückendem Frohndienst gefordert. In das Schloſs des entflohenen Macduff dringt Macbeth selber ein, und nach bereitwilligem Einlaſs läſst er die Familie ermorden. 17 Jahre lang regiert der Usurpator. Der Schluſskampf zieht sich beträchtlich in die Länge. — Die Vorgänge beim Königsmord sind einem ganz verschiedenen Teile der Quelle (Geschichte vom König Duffe und seinem Vasallen Donwald) nachgebildet. Die Beweggründe zur Unthat sind da ganz andere. Die Rolle des Weibes aber ist eine ähnliche. Beide Gatten hegten längst übereinstimmendes Gelüst; sie zeigt die Mittel; er selbst verabscheut eigentlich die That. Durch Diener

läfst er sie ausführen. Erschreckende Naturerscheinungen begleiten dieselbe. (Die nämlichen, welche das Drama giebt, aber aufserdem auch solche, welche eine komische Wirkung hätten hervorbringen können!)

Nicht weniges Andere deckt sich, wofür hier kein Raum ist. Schon das Angedeutete wird zu Warum und Weil mannigfachen Anlafs bieten, und die Erkenntnis der Bedürfnisse des Kunstwerks überhaupt sowie der Meistergriffe des Künstlers nicht wenig fördern können. Auf Ausführung mufs hier leider verzichtet werden.

Gedenken wir hier also sogleich auch der Person des Autors. Mehr und mehr ist auf unseren Schulen Litteraturgeschichte als Lehrgegenstand verpönt worden. Wie sie nach Leitfäden oder den biographischen Notizen der Chrestomathieen gegeben wird, hat sie in der That wenig Bildendes. Dafs man die Schriftsteller kennen lerne, deren Werke man wirklich liest, ist die übrig bleibende und unangefochtene Forderung. Aber wie? Ist die vorerzählte oder vorgedruckte „Vita“ die Lösung der Aufgabe? Es mufs doch wohl darauf ankommen, eine gewisse Anschauung von des Autors individuellem Geiste aus seinem Werk zu gewinnen, sich derselben namentlich auch bewufst zu werden und, soweit es geht, auch die äufsere Entwickelung seines Lebens im Zusammenhang mit seiner geistigen Besonderheit kennen zu lernen. Dies geht meines Erachtens bei Shakespeare sehr gut. Was wir von äufseren Daten seines Lebens wissen, ist und bleibt wenig genug, und, man kann sagen, auch wenig interessant. Es läfst sich in einigen Minuten darbieten. Über seine dichterische Persönlichkeit und Leistung dagegen wäre Unerschöpfliches zu sagen, und jedes seiner Stücke gewährt das Material oder legt wenigstens zahlreiche Ausblicke nahe. Aber doch nicht blofs auf seine dichterische, auch auf seine menschliche. Und auf die Sphäre, der er angehört, innerhalb deren er erwuchs. Das also der Lektüre selbst abzugewinnen, das wäre doch wohl die beste Art litteraturgeschichtlicher Orientierung.

Wie sich das machen liefse? Schon die gelegentlich zu konstatierende Unsicherheit des Textes fordert die Erklärung der Entstehungsart, und mit ihr lernen wir sogleich Shakespeare

als Schauspieler, als praktisches Theatermitglied kennen. Auch mufs die Bühne ihm allein in unserm Stücke wiederholt zum Bilde dienen.*) Auf die Beschaffenheit der Shakespeareschen Bühne läfst uns die Art des Scenenwechsels, die Anzahl der Personen, hier im besonderen auch noch der Verlauf der Mordscene II, 2 einerseits und die Schlachtdarstellungen gegen das Ende andrerseits kommen. Die Hexen- und Geistererscheinungen (beide allerdings unter sich durchaus nicht gleichartig) und namentlich die sich daran knüpfende Frage nach der Berechtigung konkreter oder symbolischer (vergl. Gervinus) Auffassung führen zu den Zeitanschauungen und der Art der Zuhörerschaft. Die Bedürfnisse der letzteren, oder wenigstens des Hauptteils, läfst in charakteristischem Lichte die Pförtnerscene erkennen. Die Anspielung auf die Thronbesteigung Jakobs des Ersten als eines Nachkommen Banquos verrät die ungefähre Abfassungszeit, und dies wird zu einem Umblick einladen auf die zeitliche Entstehung der Dramen überhaupt und die Entwickelung in denselben. Auf letztere wird auch gelegentliche Beobachtung der dichterischen Sprache im Stücke (mit ihren hochdramatischen „Irregularitäten") führen. Auf das Gesamtgebiet der Produktion führt ferner der Blick in die Quelle und die naturgemäfse Erwähnung der sonstigen Ausbeute dieser Quelle sowie der anderweitigen Quellenbenutzung. So erscheint vor uns die Reihe der Königsdramen, der übrigen historischen, der sagenhaften u. s. w. Zu Shakespeare als Lustspieldichter mochte übrigens auch schon das komische Intermezzo II, 3 hinführen. Wird es fern liegen, von dem Eindruck der Kühnheit, auch der Überkühnheit der Sprache, von der Grofsartigkeit, auch der Entsetzlichkeit der Leidenschaften und der Vorgänge auf eine gewisse Charakteristik jener eigentümlichen Sturm- und Drangperiode der englischen Litteraturgeschichte überzugehen? und auch einiger der übrigen hervorragenden Vertreter dieser Periode zu gedenken? Aber jede nähere Betrachtung des uns vorliegenden Kunstwerks wird

*) I, 4, 127 ff. *Two truths are told, As happy prologues to the swelling act Of the imperial theme*; II, 4, 5 f. *The heavens, as troubled with man's act, Threaten his bloody stage;* und V, 5, 24 ff. *Life 's but a walking shadow, a poor player, That struts and frets his hour upon the stage, And then is heard no more.*

dann ja grade Shakespeare als den inmitten des Sturmes und Dranges Mafsvollen und Sicheren würdigen lehren. Das nun aber schliefst nicht aus, dafs der lebensvolle Zeichner der menschlichen Leidenschaften auch selbst vollempfundener Leidenschaft fähig gewesen (womit denn ein Blick auf die subjektiven Ergiefsungen in seinen Sonetten verbunden werden mag). Und dann ist die Sicherheit der sittlichen Ausgleichung in der Dichtung doch gewissermafsen auch wieder Zeugnis für das persönliche Gleichgewicht, das der Dichter sich zu erringen vermocht, und womit die Zeugnisse über sein Wesen und Auftreten übereinstimmen. Und wie gut ist es möglich, selbst an dem beschränkten Stoffe eines einzigen Dramas eine Vorstellung zu geben von dieses Dichters grofsartiger Objektivität, von seinem psychologischen Universalismus, um dessen Willen man ihn „Herzenskündiger“ genannt hat. Auch die Frage, in welchem Sinne Shakespeare Realist ist und welche Art von Idealisierung er andrerseits doch darbietet, erhebt und beantwortet sich in der Betrachtung der Handlung und der Charaktere des Stückes — jedenfalls besser und zuverlässiger als durch Räsonnement über blofs Genanntes und nicht Geschautes. Hier also tritt Shakespeare in seiner Besonderheit Typen gegenüber wie (um beim Gesichtskreis der Schüler zu bleiben) einerseits Corneille, und andererseits unserem Schiller, welchen letzteren um Shakespeares willen minder zu lieben der deutsche Jüngling übrigens nicht veranlafst werden soll und hoffentlich auch nicht wird.*) Shakespeare als Engländer und englischer Patriot offenbart sich selbst im Stücke (vergl. besonders IV, 3, dann auch vieles aus Akt V); der Dank Englands und die Geschichte seiner Würdigung überhaupt wird nicht ignoriert werden.

Wenn es gilt, die Gesetze der Tragödie aus einem einzelnen Stücke heraus gewinnen zu lassen, so ist Macbeth hierzu in vorzüglichstem Mafse geeignet. Man hat auch thatsächlich

*) Es wird eben auch die Aufgabe, Schillers Modifikationen der Macbeth-Tragödie beobachtend zu erklären, bei angemessener Anleitung nicht über Horizont und Kraft der Zöglinge hinauszugehen. Dafs Schillers Änderungen auf ganz anderem beruhen als der Unfähigkeit, Shakespeare recht voll aufzufassen, braucht nicht erst von mir bewiesen zu werden.

das Drama diesem Zweck dienstbar gemacht. (So z. B. Jekely, Die Gesetze der Tragödie, nachgewiesen an Shakespeare's Macbeth, Programm von Mediasch, 1873.) Für den Unterricht empfiehlt denn grade diese Seite das Stück noch in besonderem Maſse. Eine Anzahl technischer Begriffe, mehr oder weniger geklärt, bringen die Lernenden von früherer Lektüre her mit: zur Läuterung, Ergänzung und Verbindung ist hier die beste Gelegenheit.

Kaum bei irgend einem anderen Stücke wird der Verlauf der Handlung als dramatisch so unmittelbar empfunden und verstanden. Zugleich natürlich und groſsartig sind Anlage, Spannung, Steigerung, Lösung. Die Versuchung des Ehrgeizes, der rasche Schritt zu verwegener Frevelthat, als Konsequenz derselben weitere Blutthat, die innere Reaktion des Gewissens und die äuſsere der Rache, der verzweifelte Kampf gegen beide, der Untergang, das sind die Stadien. Was ist etwa an Motiven undurchsichtig, oder an der Art wie sie wirken? Es ist fast eine Parallele zur biblischen Geschichte vom Sündenfall, so klar, so typisch. Wenn es im allgemeinen miſslich ist, nach der Grundidee eines Dramas zu fragen, und wenn sicherlich viel schiefe Vorstellungen darüber gehegt und geweckt worden sind, so dürften wir hier getrost eine derartige Frage vorlegen, weil sie sich — wenigstens sofern man mit Idee nicht etwas allzu Abstraktes und Allgemeines will — mit der Lektüre bereits von selbst beantwortet.*)

Es ist auch alsbald klar, mit welchem unserer deutschen

*) Hiecke in seinem wenig mehr bekannten, aber schönen und klaren Buche über unser Drama (Merseburg, 1846) formuliert dieselbe schlieſslich folgendermaſsen: „Darstellung des Ehrgeizes als einer dämonisch wirkenden Macht, welche auch eine groſsgesinnte und zum umfassendsten Wirken befähigte, aber durch eine äuſsere Schranke begrenzte Heldennatur zum Frevel gegen die geheiligte Macht . . . des geordneten Erbkönigtums antreibt, dadurch unzähligen anderen den Untergang bereitet, aber auch den Frevelnden selbst, wie in moralisches, so zuletzt in notwendiger sittlicher Verkettung auch in physisches Verderben stürzt, aber grade hiermit die angetastete Macht durch den Sieg aus jener Negation nur um so herrlicher hervorgehen läſst“ (pag. 67). Auf die Frage: aber was ist denn diese Angabe anders, als die ganze Handlung auf die möglichst knappe Abbreviatur zurückgeführt? antwortet er: „Ganz recht, etwas anderes ist auch die Idee nicht, sie ist die Handlung ganz kurz angegeben, jedoch nicht äuſserlich, sondern rein nach ihrer inneren Bedeutsamkeit.“

Dramen der Macbeth dieser seiner Grundidee nach in nächste Parallele tritt, nämlich mit Wallenstein. Die Vergleichung beider wird im Unterricht vielfach fruchtbar werden, und nicht blofs unter jenem allgemeinen Gesichtspunkte. Aber der Bau des Wallenstein ist in eben dem Grade kompliziert zu nennen, wie der des Macbeth einfach. (Man kennt das künstliche Schema, auf welches G. Freytag in der „Technik des Dramas“ das Schillersche Doppelstück schliefslich zurückgeführt hat.) Wie gewinnen wir denn nun aber am besten den Überblick über den technischen Aufbau, und wie weit gehen wir überhaupt in der Analyse oder Rekonstruktion desselben? Auf die erstere Frage ist nach unserem ganzen Standpunkt zu antworten: wir müssen diesen Überblick gemeinsam erarbeiten, und wir erarbeiten ihn, indem wir uns über den konkreten Stoff stufenweise zu erheben versuchen. Der zweiten Frage gegenüber gilt es vor allem festzustellen, dafs wir in das Ästhetisch-Technische nicht zu tief einzudringen versuchen dürfen, um nicht die unbefangene Freude am Stoff zu verderben, dafs wir uns mit grofsen Zügen begnügen müssen und aufserdem mit der etwa an einem Beispiel vermittelten Überzeugung, wie auch das Einzelne wieder weiterhin organisiert ist und organisches Leben hat. Ein Buch wie Freitags „Technik d. Dr.“ seinem wesentlichen Inhalte nach in dieses unser Stadium hineintragen zu wollen, wäre zweifellos verfehlt: ist es doch an nicht wenigen Punkten gradezu mehr für den Dichter geschrieben als für den Leser. Aber leiten lassen dürfen wir uns von diesem trefflichen Buche immerhin, von ihm und von so manchem andern, ja von allem Guten und Besten, was darüber vorhanden ist: des Lehrers Sachverständnis soll auf den besten Quellen ruhen, und dazu — die Lernenden empfinden das sehr wohl — auf eigenem Nachdenken.

Doch zurück zur ersten Frage. Es war von stufenweiser Erhebung über den Stoff die Rede; ich meine damit etwa Folgendes. Den Inhalt einer Scene in kurzer Zusammenfassung darzustellen ist dem Schüler nicht mehr schwer. Er wird dabei noch mitunter Unwesentliches und Wesentliches nicht recht gegen einander abwägen, braucht aber doch nur mäfsige Berichtigung. So kann ein schlichtes Scenarium entstehen, welches einfach

den thatsächlichen Inhalt präzisiert; wie das etwa lauten würde, braucht hier nicht gesagt zu werden. Die Nachhilfe des Lehrers mufs dabei wesentlich das Streben nach wirklicher Zusammenfassung, wirklicher Bestimmtheit des Ausdrucks hineintragen. Nun aber erfolgt die Steigerung des Anspruchs. Es gilt zu verallgemeinern. Statt der Namen treten charakterisierende Bezeichnungen ein, statt der einfach konstatierten Handlungen werden dieselben nach ihrer Bedeutung für die Entwickelung des Ganzen benannt, doch immer noch so, dafs nur der Verlauf selbst charakterisiert wird, noch ohne den Gesichtspunkt und also auch ohne die Terminologie der dramatischen Technik. Das Ergebnis einer derartigen Wiedergabe könnte z. B. für den ersten Akt das folgende sein. I, 1: Unheimliche Mächte der Finsternis künden in unbestimmter Weise eine Einwirkung auf den Helden an. 2: Das Bild des Helden in der begeisterten Darstellung eines der Seinigen, ergänzt und gesteigert in der Glorie seines grofsen Erfolges, verherrlicht auch durch den des Erfolges geniefsenden König. 3: Die dämonische Einwirkung bereitet sich in bestimmterer Weise vor; sie winkt mit hoher Aussicht und weckt den ersten (schlummernden) Wunsch; der sich steigernde Ausblick auf Erfüllung des höchsten Wunsches des im Stillen glühend Ehrgeizigen übt zauberartige Wirkung und erregt jähen Seelenkampf. 4: Das Opfer der gedachten That in seinem übergrofsen Vertrauen, seiner reichen Dankbarkeit giebt dennoch arglos einen weiteren Anstofs. 5: Der entscheidende böse Einflufs der willensstärkeren Versucherin bereitet sich vor; die Gelegenheit giebt sich ihr zur Ausführung des geplanten Verbrechens; es folgt der erste Sturmangriff des argen Weibes auf die Seele des Helden, mit zweifelhaftem Erfolg. 6: Das liebenswerte und vertrauensselige Opfer naht, wird mit sicherer Heuchelei empfangen. 7: Der Seelenkampf des Helden, der vorläufige Sieg des guten Willens; der zweite Angriff der Versucherin; er entscheidet den Sieg des bösen Willens und den Entschlufs zur That.

Dafs sich dies vielfach variieren liefse, dafs noch manche Momente mehr mit zum Ausdruck kommen könnten, wird, wie schon angedeutet, nicht verkannt. Mehr und mehr wird sich nun das Bedürfnis geltend machen, das Ganze in seiner Einheit und Organisation zu überblicken. Der Standpunkt, zu dem

wir uns vorläufig erhoben, liefs gewahren, dafs Ordnung nach abstrakteren Gesichtspunkten vorhanden ist. Es gilt also, aus grösserer Höhe hinabzublicken, um das Ganze überschauen und die organischen Teile des Baues gegen einander abgrenzen zu können. Auf das Wie dieses Übergangs mufs ich hier verzichten. Aber ohne übergrofse Schwierigkeit stellen sich allmählich unseren Augen die grofsen Hauptteile dar: der Handlung Einleitung, Steigerung, Höhepunkt, Fall oder Umkehr, Katastrophe, und die bedeutungsvollsten „Stellen“: das erregende Moment, das tragische Moment, das Moment der letzten Spannung. Auch die Stufen der ansteigenden Handlung, wie andrerseits die Abstufung der Umkehr oder des Falles, ja auch die Gliederung der Einleitung, des Höhepunkts (der damit eben einen nicht grade zutreffenden, aber üblichen Namen führt), und der Katastrophe offenbaren sich unschwer. Und es erscheint denn endlich dem Auge, aus dem überreichen Farben- und Linienspiel des grofsen Bildes heraustretend, ein Aufbau, der etwa so dargestellt sein mag*):

Einleitung der Handlung. Nach allgemeinster Ankündigung des Dämonischen („stimmender Akkord“ bei Freytag) die Hauptscene: Schlachtbericht in zwei sich steigernden Teilen (die „Exposition“); das Ergebnis, nämlich die beschlossene Rangerhöhung Macbeths, bildet den Übergang zum Folgenden. Es tritt nun ein das Erregende Moment, wieder eingeleitet durch die zweite Hexenscene, mit bestimmterer Ankündigung, mit folgender Hauptscene (3, 38 ff): die Prophezeihungen der Hexen, die sofortige teilweise Erfüllung, die Wirkung davon auf Macbeth. Dann Ansteigen der Handlung in zwei Stufen, deren erste der Mord Duncans bildet, die zweite derjenige Banquos. Die Ermordung des Königs bereitet sich (aufser durch den von Hexen gegebenen Impuls) bestimmter vor durch die Ernennung Malcolms zum Thronfolger, durch Duncans Besuch im Schlosse Macbeths (die Gelegenheit), durch die Einwirkung der Lady Macbeth, durch den Sieg all dieser Antriebe über das Gewissen Macbeths (welcher noch illustriert wird durch sein Verhältnis zu Banquo II, 1). Es erfolgt dann in II, 2 die Vollziehung der That, und von v. 15 an die Rückwirkung, zunächst auf die Seele des Thäters, dann II, 3

*) An die oben erwähnte Abhandlung von Jekely können wir uns dabei in vielen Punkten dankbar anschliefsen.

auf die Umgebung und durch sie wieder auf Macbeth. Das Ergebnis ist: Macbeth wird König. Aber diese Scene schon und mehr noch der Akt schliefst mit der ersten Andeutung des „Gegenspiels“, in Fragen und Zweifeln der Edelleute, im Argwohn und der Flucht der Königssöhne, im Aufruhr der Natur, in der Erschütterung des Volks, im Unmute Macduffs. Nun die zweite Stufe der ansteigenden Handlung. Die Ermordung Banquos bereitet sich vor durch die Schilderung des gegenseitigen Mifstrauens III, 1 ff, nebst dem angenommenen Schein besonderer Freundschaft, durch den Entschlufs Macbeths 1, 71 f, durch die Verabredung mit dem Mörder, durch die fernere Besprechung mit der Lady. Es folgt die Vollziehung, das Gelingen der neuen Frevelthat, jedoch — mit der Flucht des Fleance, als neue Andeutung des Gegenspiels, und die Wirkung davon auf Macbeth. Hiermit ist der Höhepunkt des Stückes erreicht: König Macbeth hat die erstrebte Sicherheit. Aber fast unmittelbar daran schliefst sich das Tragische Moment, die Erscheinung von Banquos Geist und ihre Wirkung auf Macbeth! Damit beginnt denn zugleich die Umkehr der Handlung (wesentlich der vierte Akt). Von den beiden Hälften derselben ist die erstere (1. 2) dem weiteren Spiele Macbeths, die zweite (3) dem sich nun ernstlich vorbereitendem Gegenspiel gewidmet. Jenes führt uns zunächst den Versuch näherer Verbindung mit den dämonischen Mächten zur Gewinnung gröfserer Sicherheit vor, dann den Entschlufs des Gereizten zu rücksichtslosem Wüten, und vor allem ein Stück der Ausführung dieses Entschlusses, in der Ermordung der Familie des Macduff. Auch die Scene des Gegenspiels, wiewohl nominell eben nur eine, ist wohl gegliedert in: den Versuch der Gewinnung Malcolms durch Macduff, seine Schwierigkeit und den endlichen Erfolg, die neue Anregung durch die Entsetzensbotschaft des Rosse, die Wirkung davon auf alle: den Entschlufs der Rache. Die Katastrophe endlich bereitet sich vor: in der Nachtwandelscene V, 1, in den verschiedenen Stadien des nahenden Kampfes (Abfall der Lords, Trotz Macbeths, Mutlosigkeit seiner Umgebung, Kriegslist und Zuversicht der Gegner, Tod der Lady, Nahen des „Birnamwaldes.“) Das Moment der letzten Spannung liegt (V, 7) in der Gewifsheit, dafs kein vom Weibe Geborener den Macbeth verletzen könne, wozu seine Furchtbarkeit im Kampfe (Jung Siwards

Tod) und des rachedürstenden Macduff Suchen nach dem Gegner kommen. Die Katastrophe bildet der Zusammenbruch der letzten Hoffnung (V, 8, 16) und sogar des Heldenmutes, dann der Tod unter den Streichen des höhnenden Feindes. Damit siegt denn das Prinzip des Rechten und des Guten, und die Manifestation dieses Sieges bildet den versöhnenden Schlufs des Dramas.

Wenn das hiermit gegebene Bild schon an zahlreichen Punkten die organische Gliederung auch der kleineren Ganzen, der Unterabteilungen nicht minder als der Hauptteile, andeutet, so bedarf es nur eines beliebigen Griffes in das Stück, um beispielsweise die saubere Disposition einer Einzelscene zu erproben. Ich sehe hier von Beispielen ab. Schon oben ward zugestanden, dafs der Jugend grade eine gewisse Abneigung dagegen innewohne, das so lebensvoll Entgegendringende auf seine Mache hin zu untersuchen, gleichsam das „Drahtgerippe“ (wie Lessing sagt) blofslegen zu sollen, auf welches die Geschichte vom Autor gespannt worden ist und welches sie umkleidet. Könnte da nicht leicht, was erst lebendig schien, nun nur gut ausgestopft erscheinen? Indessen jene Abneigung wird in Wirklichkeit vielmehr überwunden sein, wenn der Gesamt-Organismus in seiner grofsartigen Gesetzmäfsigkeit erkannt worden ist.

In der That kann jede nähere Erwägung, jede Teil-Analyse, jeder besondere Gesichtspunkt der Beobachtung die Erkenntnis dieser Gesetzmäfsigkeit nur weiter fördern. Man lasse z. B. beobachten, in wie fest geordneter Weise die äufsere Reaktion, das Gegenspiel, in die Handlung einsetzt. Man sehe nur die Aktschlüsse daraufhin an. Nachdem der erste Akt abgeschlossen hat mit der Anerkennung der Gefahr und dem Vorsatze geschickter Heuchelei (*False face must hide what the false heart doth know*), schliefst der zweite mit der zurückhaltenden, aber doch nicht zu verkennenden Andeutung Macduffs und dem Segensspruch des Greises über die *That would make good of bad, and friends of foes;* der dritte mit den bestimmten Äufserungen des nun klarsehenden Lennox und des anderen Lords, dem Fluch über die Tyrannenherrschaft und dem Gebet für die Befreiung; der vierte mit den Entschliefsungen und der zuversichtlichen Hoffnung der Rachedürstenden (*Macbeth is ripe for shaking* etc.), der fünfte mit deren Triumph. Oder man

beobachte das kunst- und planvolle Durcheinanderflechten der heterogenen Scenen. Oder die grofsartige Reihe der Macbeth-Monologe, die, das Ganze durchziehend, die stufenweise Entwickelung des Charakters wie der Handlung gleichsam in ebensoviele Brennpunkte sammeln.*) Man beobachte ferner die, dafs ich so sage, rein architektonische Seite des Aufbaus, das äufsere Gleichmafs der Theile, die Symmetrie der Glieder; oder ist es reiner Zufall, dafs z. B. der genaue Mittelpunkt des Stückes (der Verszahl nach) den Moment schildert, wo Macbeth die Botschaft von Banquos Mord erhält? Man beobachte namentlich die zahlreichen sachlichen Korrespondenzen im einzelnen: so das Händewaschen der Lady in der Nachtwandelscene in seiner Beziehung auf die verschiedenen Stellen der Mordnachtscene (II, 2, 46 f, 60 ff, 67). Oder die Beziehung der Ermordung des schlafenden Duncan zu dem elenden Sehnen nach Schlaf und Jammern um Schlaf, das weiterhin das Stück durchzieht (besonders II, 2, 35. III, 4, 141). Auch die Korrespondenz zwischen der umgebenden Natur, Witterung und Tageszeit einerseits und den Vorgängen in der Menschenwelt ist besonderer Beobachtung würdig; das Gewitter zu Anfang, das *„pleasant air“* beim Besuch des Königs zu Inverness, der Ausruf der Lady I, 5, 51 *Come, thick night, And pall thee in the dunnest smoke of hell* etc., die sternenlose Nacht vor dem Königsmord (II, 1, 4), dann das unheimliche Sturmwetter (II, 3, 59 ff) und der sich nicht lichten wollende Morgen (II, 4, 6 ff), und ähnliche Beziehungen beim Morde Banquos und weiterhin. Durchsichtiger noch und reichlicher als diese Korrespondenzen sind die interessanten Kontraste, so der Situationen, wie der Personen und Handlungen. Man stelle den Helden, Macbeth, gegenüber Banquo, oder gegenüber Macduff, oder gegenüber Duncan, oder dem englischen Könige, oder Malcolm, oder seinem eigenen mitschul-

*) I, 3, 127, ff *Two truths are told* etc.; 4, 48, ff *The Prince of Cumberland! that is a step* etc.; 7, 1, ff *If it were done when 'tis done* etc.; II, 1, 33 ff *Is this a dagger* etc.; II, 2, 58 ff *How is 't with me, when every noise appals me?* etc.; III, 1, 48 ff *To be thus is nothing, But to be safely thus* etc.; 4, 75 ff *Blood hath been shed ere now* etc.; IV, 1, 144 ff *Time, thou anticipatest my dread exploits* etc.; V, 3, 1 *let them fly all* etc.; ib. 20 ff *This push Will cheer me ever, or disseat me now* etc.; V, 5, 9 ff *I have almost forgot the taste of fears* etc.; ib. 19 ff *To-morrow, and to-morrow* etc.; ib. 42 ff *I pull in resolution, and begin To doubt* etc.

digen Weibe: immer erhält man ein neues, aber immer vollkommen klar ausgebildetes Verhältnis des Gegensatzes bei hinlänglicher Parallele. Über die Kontrastbedeutung der Pförtnerscene namentlich braucht ein erklärendes Wort wohl kaum gesagt zu werden.

Wie zur Erkenntnis allgemeiner Gesetze, Normen und Ordnungen der Tragödie, so giebt auch zur Klärung vielfacher einzelner Begriffe aus diesem Gebiete unser Stück willkommene Gelegenheit. Um zu schweigen von der — sowohl von verstandesmäfsiger Geradlinigkeit als von Überfülle und Zerfahrenheit weit entfernten, echt künstlerischen — Einheit der Handlung, oder von der Echtheit der „dramatischen“ Charaktere, oder vom Typus der Charaktertragödie im Unterschied von der Prinzipientragödie (Vischer), so ergiebt sich aufserdem vieles nach der mehr technischen Seite. Wie sich die 5 Akte verhalten zu den Hauptteilen der Handlung (s. oben), wie die Scenen sich unterscheiden als skizzierte und ausgeführte, als Übergangs-, Situations- und Hauptscenen, wie die Exposition sich verwebt mit dem Beginn der Handlung, welche Rolle den Botenscenen zukommt und welcher Charakter (vergl. besonders I, 2), das lehrt dieses Drama vortrefflich; was das Wesen der dramatischen Episode ist, erläutert sich an dem kleinen Sonderdrama auf Schlofs Fife (IV, 2) aufs beste; welches das Wesen des dramatisch berechtigten Monologs ist (nicht etwa blofs Betrachtung, sondern Ausgangspunkt für neue Stadien der inneren Entwickelung!), ist hier allenthalben zu lernen. Aber auch die besonderen Schwierigkeiten der Organisation des Dramas, die Gefahren für den schaffenden Dichter werden unschwer empfunden und erkannt. Über einen gewissen Abfall des vierten Aktes (und zum Teil auch des fünften) gegenüber den drei ersten kann man eben auch bei Macbeth sich klar werden und darf davon reden, auch mit Schülern. Welche Zweifel an der Berechtigung einzelner Züge im Stücke übrig bleiben, kann sehr wohl festgestellt werden. Warum mufs der kinderlose Macbeth den Banquo töten, der erst in seiner Nachkommenschaft Rival werden könnte? Oder erfolgt der Mord eigentlich aus anderem Beweggrund? aus Furcht vor dessen Argwohn? aus einem gewissen Neid gegen dessen sittliche Überlegenheit? (Vergl. III, 1, 84—72.) Klar liegt dieses Ver-

hältnis nicht zu tage. Ferner: Hat Shakespeare nicht namentlich mit dem Tode der Lady Macduff gegen die gute aristotelische Norm verstofsen, dafs das Leiden des ganz Schuldlosen im Drama unerträglich sei? Oder weiterhin: wie konnten Macbeth und sein Weib eigentlich die Kämmerlinge zu Königsmördern stempeln, wo deren Verhalten und Verbleiben in diesem Falle doch ganz unbegreiflich war? und wie konnten die Übrigen hieran gar keinen eigentlichen Anstofs nehmen?

Mehr aber als dies alles wird das Bethätigungsgebiet für unsere beobachtende Durchdringung die Sphäre der Charaktere sein. Und auf die Art dieser uns zufallenden Denkarbeit sei zum Schlufs ein Blick geworfen. Man hat gesagt, dafs Shakespeares Charaktere mitunter zu viel Tiefe hätten: in unserem Falle müssen wir uns jedenfalls auf ein verhältnismäfsig oberflächliches Erfassen beschränken: es kann aber darum doch fruchtbar genug werden. (Einen Charakter in seinem innersten Centrum und nach seinem ganzen Gewebe zu ergründen, das bedeutet überhaupt eine unendliche Aufgabe: auch konstruiert ja der Dichter nicht aus Linien und Fäden, sondern erschaut im ganzen und schafft nach.) Die Fragen nun — in solche nämlich wollen wir die Einzelaufgaben hier vorwiegend einkleiden — würden offenbar grofsenteils angemessene Themata für Aufsätze abgeben; doch sind sie keineswegs gradezu mit dieser Bestimmung formuliert.

Wie charakterisieren sich die Hexen selbst und wie bewährt sich diese (zum teil mysteriös andeutende) Selbstcharakteristik in ihrem Thun? Welche sittliche Bedeutung wohnt diesen volkstümlich dargestellten Geisterwesen bei? Welches Mafs von Einflufs üben sie auf die Handlung, auf die Entwickelung des Hauptcharakters? Ist es gerechtfertigt, dieselben nur als symbolisierte innere Vorgänge aufzufassen? (So Gervinus.) Die Hexen- und Geister-Erscheinungen im Stücke überhaupt, oder die Rolle des Gespensterhaften in demselben! Unterschied der ersteren und der letzteren?

Wie haben wir uns die (innere) Entwickelung Macbeths bis zum Momente des Beginns der Handlung zu denken? Wie mag sein Ehrgeiz sich bis zu dieser (stillen) Glut erhitzt haben?

Welche Rolle spielt in seinem Seelenleben die Phantasie? Seine Prädisposition für die Versuchung! Inwiefern birgt sein Verhältnis zu Duncan eine gewisse Versuchung in sich? Welche Analogieen hat dieses Verhältnis in der Geschichte? (Vergl. Pipin und die letzten Merovinger, die Stuarts in Schottland etc.) Der typische Verlauf der Versuchung Macbeths in Akt I, II, 1: die allgemeinen äufseren Verhältnisse, die innere Prädisposition, die Berückung des Erfolgs, das Spiel der erregten Phantasie, der auftauchende böse Gedanke, die Nährung desselben durch Aussicht, das Zurückdrängen der verführerischen Bilder, der neue Anstofs (durch Enttäuschung und Hafs), die versuchende Persönlichkeit in der Überlegenheit des rücksichtslosen Wollens, die Erschütterung des letzten guten Vorsatzes, der letzte Kampf, Furcht vor der Strafe, die letzte echte Scham, die Erweckung falscher Scham durch die Versucherin, das letzte schwache Bedenken (Furcht vor dem Mifslingen), der böse Entschlufs, die Selbstverstockung in der Ausführung. Das „andere Antlitz“, welches „die vollbrachte That“ zeigt, nach II, 2, 15—73. Ist Macbeth ein guter Heuchler? (Vergl. I, 3, 86. 143 ff. 4, 48 ff. 7, 30. II, 1, 21. 3, 96 ff. 117 ff. III, 1 passim, 4 passim.) Und wie ergänzt dieser Zug (der schlecht gelingenden Verstellung) sein Charakterbild? Welche Fehler begeht er trotz aller Vorsicht bei seinen Verbrechen? Welche Wandlungen macht das persönliche Verhältnis Macbeths zu Banquo durch? Der Mord Duncans und der Mord Banquos, Parallele (Motive, Reize, Projekt, Ausführung, Reaktion, weitere Verstockung). Wie bewährt sich hier das Wort vom „Fluch der bösen That“? Die allmähliche Verrohung der Seele Macbeths, wie sie sich auch in seinem ganzen Auftreten bezeugt. Das mehr und mehr hervortretende Konvulsivische in seinem Handeln. Macbeth der Verbrecher, dennoch ein Gegenstand unseres Mitleids (seine innere Verödung und Friedlosigkeit, vergl. besonders III, 2: *these terrible dreams, That shake us nightly Duncan is in his grave; After life's fitful fever he sleeps well O, full of scorpions is my mind, dear wife* etc.; V, 2, 22 ff. *my way of life Is fall'n into the sear* etc.; 5, 23 *Out, out, brief candle! Life 's but a walking shadow* etc.) Macbeth im letzten Kampfe, seine brutale Tapferkeit, sein klägliches Verzagen, sein letzter Trotz. Ist der Tod seine Strafe?

In welchen Zügen erscheint er unmenschlich und in welchen

doch wieder durchaus menschlich? Oder: mildernde Züge in dem Verbrecherbilde Macbeths. Macbeth im Spiegel seiner Umgebung (auch der Lady, mit ihren Vorwürfen). Der Macbeth der Dichtung und der der Quelle. Nach welchen Zügen mag man ihn als Typus der keltischen Rasse bezeichnet haben? Charakterisiert sich die Welt dieser Dichtung als die eines bestimmten historischen Zeitalters?

Wie haben wir uns die Vorgeschichte der Macbethschen Ehe zu denken? (Bewunderndes Aufschauen des Weibes zu dem Helden, Elternglück und Kinderlosigkeit, Unbefriedigtheit, Alleinherrschaft des Ehrgeizes, unausgesprochenes gegenseitiges Verständnis). Wie erklärt sich der entscheidende Einfluſs der Lady auf ihren Gemahl? Wie ist sie ihm überlegen (vergleiche auch ihre Sprache im Verhältnis zur seinigen)? Ist wirklich rücksichtslose Grausamkeit ihre Natur? Ist sie von Natur so dämonisch hart, als sie sich in gewissen Scenen giebt? Welche Züge rücken uns ihr Bild doch wieder menschlich näher? Was ist das eigentlich Beseelende und Treibende in ihr? Handelt sie mehr um ihrer selbst oder um ihres Gatten willen? Wie wandelt sich ihr Verhältnis zu Macbeth im Verlaufe des Stückes? (Beim zweiten Mord ist sie kaum noch Vertraute, keineswegs mehr Anstifterin. Der Eindruck ihres Todes auf M.) Auf welche innere Entwickelung läſst ihr Wesen als Nachtwandlerin zurückblicken? Inwiefern ist sie der Lady der Quelle gegenüber immerhin idealisiert? (Das treibende Moment bei jener ist Rachedurst etc.)*)

In Bezug auf die übrigen Charaktere hier nur noch wenige Andeutungen. Worin besteht das echt Königliche im Wesen Duncans? Wie erscheint der König im Urteil der Übrigen und insbesondere auch in dem seines Mörders? Welches Maſs von Verschuldung lädt Duncan immerhin auf sich?

Wie verhält sich Banquo zu Macbeth bei der Begegnung mit den Hexen und in folgenden Momenten? In welchen Momenten

*) Der Charakter der Lady ist es namentlich, welcher trotz aller groſsartigen Festigkeit der Zeichnung eine gewissermaſsen unergründliche Tiefe besitzt, und von den zahlreichen Interpreten immerhin sehr verschieden aufgefaſst werden konnte. Der Erklärer muſs hier jedenfalls Mrs. Jameson's schönes Buch, die *Female characters of Shakespeare*, kennen.

erscheint er auf dem Wege zu einem gewissen Einverständnisse mit Macbeth? Wie vertieft sich sein Einblick in die Seele seines ehemaligen Genossen? Wie erscheint B. im Urteil der Übrigen, des Königs, des Lennox (III, 6), auch des Macbeth selbst? Warum verwandelte Sh. den mitschuldigen B. der Quelle in den ehrenfesten B. des Stückes?

Es giebt keine, selbst der geringsten Persönlichkeiten des Stückes, deren charakteristisches Wesen nicht mit einigen Meisterstrichen wenigstens gezeichnet wäre. Auf alle übrigen braucht indes hier nicht die Rede zu kommen. Das tiefste Interesse wird noch Macduff beanspruchen. Ein unerwartet vollständiges Bild ergiebt sich bei der Verbindung aller der zerstreuten und scheinbar meist unbedeutenden Momente seines Auftretens doch auch für Rosse, den Siegesboten vor dem König und Königsboten vor dem Sieger, dann im Verkehr mit dem Greis aus dem Volke, als besuchenden Verwandten auf Schlofs Fife, als Überbringer der Schreckenskunde an Macduff, als Verkünder von Jung Siwards Tod. Recht verschieden erfafst wurde das Bild der Lady Macduff; mir erscheint es im liebenswürdigsten Lichte; verrät die Schmollende und Schmähende anderes als eifersüchtige L i e b e? Aber sie ist nicht blofs in diesem realistisch-poetischen Verhältnis zu Mann und Kind gezeichnet; wie sie schon zuvor ein treffendes unmittelbares Urteil bekundete, so erhebt sie sich im nächsten Augenblicke, im Angesicht des Todes, noch zu edlem Trotze vor den feilen Mördern. Das ist doch mehr als „genrehaft“, wie man dieses ganze Bild halbwegs mifsbilligend genannt hat.

Doch dies Letzte trat ja vielleicht schon aus dem Rahmen unserer natürlichen Aufgabe heraus. Im übrigen fürchte ich den Vorwurf des Zuhochgehens doch eigentlich kaum. Der persönlichen Gestaltung und Verwendung bleibt ja die entscheidende Rolle, und für diese vielmehr Gesichtspunkte zu geben als Material, darin grade soll sich die vorliegende Arbeit unterscheiden von kommentierten Ausgaben, woran ja übrigens kein Mangel ist. Um so selbstverständlicher ist es, dafs der Anspruch des stofflich oder formell Abgeschlossenen hier nicht erhoben wird: dafs sich allerorten bessern und ergänzen liefse, liegt im Wesen dieser Arbeit selbst begründet. Ich selbst mufs mich bescheiden, nur ein kleines Bruch-

teil von dem geboten zu haben, was mir aus der Beschäftigung mit dem Stücke erwuchs: denn unendlich ist gewissermafsen, was aus seiner Fülle und Tiefe entgegendringt.

Dafs eine Behandlung des Dramas nach den berührten Seiten und Gesichtspunkten in der zu Gebote stehenden Reihe von etwa 40 Stunden sich verwirklichen liefs, ward mehr denn einmal praktisch erprobt. Es heifst da freilich die Zeit sorgfältig auskaufen. Aber das ist ja überhaupt unsere Lage: nur ganz besonnenes didaktisches Erwägen, Ausscheiden, Gruppieren, nur ausdauernde Vorarbeit nach allen Seiten hin, nur geduldige und emsige Bemühung in allen Stunden und Tagen kann einen Unterricht wie diesen englischen unserer Prima einem Ziele zuführen, das Genugthuung gewähren darf.

Einige Fragen des evangelischen Religionsunterrichts an höheren Schulen.

Der Religionsunterricht nimmt unter den Lehrfächern naturgemäfs eine Sonderstellung ein. Nicht etwa blofs als „das wichtigste“ derselben. Ihm ist der Stoff durch bindendere Autorität gegeben als den übrigen, und sein Ziel erschöpft sich noch weniger als sonst in Erfüllung der Forderungen einer Prüfungsordnung. Und soweit Stoff und Endziel die Unterrichtswege bestimmen, werden auch diese eigenartig sein. Aber den allgemeinen Gesetzen der Unterrichtskunst ist dieses Fach darum doch nicht entzogen. Wie diese nur aufgezeichnet werden können unter wissenschaftlicher Klärung der seelischen Lebensgesetze, so können sie nur befolgt werden unter sicherer Beobachtung der thatsächlichen, so mannigfaltigen und so fein entwickelten Seelenvorgänge. Giebt es nun eine pädagogische Wahrheit und giebt es eine didaktische Kunst, so ist deren Erwerbung und Anwendung doch wohl um so voller Pflicht und Forderung, je ernstlicher, je tiefer der Unterricht das seelische Leben erfassen und auf es einwirken will. So hätte der Religionsunterricht, der in dieser Hinsicht das Höchste erstrebt, pädagogischer Einsicht und didaktischer Sicherheit am allerernstlichsten zuzustreben.

Das wird nun wohl kein Beteiligter bestreiten. Vom Goldschmied wird mehr Kunst verlangt als von anderen Schmieden; sein edleres Metall allein macht ihn noch nicht vornehmer, und darauf allein darf er noch nicht stolz sein. Aber es sind Zeiten denkbar und sind wirklich gewesen, wo dennoch die Goldschmiedekunst stille stand oder zurückging, während die sonstige Arbeit in allerlei Erz und Eisenwerk wertvolle Vervollkommnung erfuhr,

neues Verfahren verwirklichte, neue Kulturaufgaben bewältigte. In einigen Punkten wenigstens scheint es mir, dafs der Religionsunterricht eines Antriebs bedürfe zu neuer Prüfung der Wege, die er wandelt, und zu einer Umbildung seiner gewohnten Methode.

Nicht als ob er des Stillstandes schlechthin beschuldigt werden sollte; es wird ja nicht wenig beraten und geordnet, und wertvoller als die öffentliche Arbeit in Versammlungen oder in Leitfäden ist die stille Arbeit der ernsten Naturen für sich und an sich selbst, die persönliche Vorbereitung und belebende Durchführung. Aber im grofsen und ganzen kann man doch einen Zustand gewahren, der der Besserung bedarf. Und grade die ernstesten Vertreter des Faches werden auf eine Beisteuer zu diesem Zwecke nicht scheel sehen. Wenn aber die folgenden Vorschläge mehr von aufsen zu kommen scheinen als aus der Sphäre des Unterrichts selbst, so pflegt auch das zum Ärgernis blofs solchen zu gereichen, die nur im verschlossenen Hause sich sicher fühlen.

Von aufsen, das soll denn also hier heifsen: von rein pädagogischem Standpunkte her. Dafs dies nicht einen Gegensatz zu dem inhaltlichen, dem religiösen bedeuten müsse, ist ja wohl bei geringer Überlegung klar, und wird hoffentlich im Weiteren noch klarer werden. Beide fallen ihrer Natur nach so wenig auseinander, wie Form und Inhalt überhaupt. Nur dafs die Rechte des Inhalts und die der Form einander nirgend schädigen dürfen — was hier z. B. der Fall wäre, wenn der religiöse Stoff zu formalen Übungen mifsbraucht würde, oder umgekehrt, wenn theologisches Dozieren den erziehenden Religionsunterricht ersetzen sollte.

Sollen wir sofort einen Umblick halten, welche pädagogischen Normen besonders in Betracht kommen, gegen welche zu verstofsen der Religionsunterricht naturgemäfs in Gefahr kommt, welche besonders klar im Auge zu behalten er demgemäfs Ursache hat? Nach unanfechtbarer pädagogischer Anschauung ist es z. B. verfehlt, wenn dasjenige isoliert wird, was nur in seinem natürlichen Zusammenhang eigentlich lebendig ist. Oder wenn die Verbindungen nicht aufgesucht und nicht hergestellt werden, die das Anzueignende nach den verschiedenen benachbarten Seiten hin

mit Vorhandenem verknüpfen. Verfehlt ebenso, wenn vom Abstrakten und Allgemeinen ausgegangen wird, anstatt von der Anschauung des Konkreten. Verfehlt, wenn Wortphrase geboten wird, wo wirkliche Vorstellung, anschauende Empfindung erzielt werden sollte. Verfehlt natürlich, wenn nur bis in das Gedächtnis dringt, was durch Verständnis verarbeitet werden müfste, um in die Seele einzugehen. Verfehlt ist es aber ferner auch, wenn — um bildlich zu reden — der verfügbare Gedächtnisraum durch totes Material in Anspruch genommen wird, das dann dem lebendigen und lebendig wirkenden den Eingang wehrt. Oder wenn Überschwieriges, zur Bewältigung dargeboten, die ihm natürliche Wirkung übt, nämlich Abstumpfung. Oder wenn man versäumt, den verschiedenen jugendlichen Altersstufen gerecht zu werden nicht blofs nach der Ungleichheit des Kraftmafses, sondern auch nach ihrer inneren Wesensverschiedenheit. Oder wenn die fruchtbaren Momente nicht wahrgenommen und nicht zur Erweckung von Interesse und zur Erzielung vertiefter Eindrücke benutzt werden. Oder aber wenn im Gegensatze dazu stärkere Seelenerregung an falscher Stelle, zu oft, bei jeder Gelegenheit angestrebt wird. Falsch ist es, wenn der Geist des Lehrers zu stark und zu beständig fühlbar wird. Aber noch übler, und in der That eine häufigere Verfehlung, wenn nicht lebendiger seelischer Rapport zwischen Lehrern und Schülern waltet, wenn etwa der persönliche Lehrer fast verschwindet unter dem papierenen (der Compendien und Formeln). Übel ist es endlich auch, wenn der freilich überaus wohlfeile Satz, dafs dem Leben zu lernen sei, nicht der Schule, unerfüllt bleibt — nicht nach der ärmlichen Deutung und Anwendung, die er finden *kann*, sondern nach seinem tieferen, seinem besten Sinne.

Dieser Art also sind die Verfehlungen, oder doch die Gefahren. Wie und wo sie im einzelnen auftreten, das aufzusuchen, das in Breite und Vollständigkeit zu verfolgen ist nicht unsere Absicht. Unsere Erwägungen werden *gewissen konkreten Fragen* gelten, doch freilich so, dafs die oben angedeuteten Gesichtspunkte mafsgebend bleiben für Forderung wie Urteil.

Der Unterstufe wenden wir naturgemäfs zuerst den Blick zu; eine Erscheinung, eine Schwierigkeit aus dem Unterrichtsbetrieb

dieser Stufe soll uns zunächst beschäftigen. Ihr geht ja eine Vorstufe schon vorher, die in die frühen Kindheitsjahre zurückreicht, aus der nicht bloſs entwickelte religiöse Empfänglichkeit überhaupt, nicht bloſs gewisse religiöse Grundbegriffe, sondern auch ein angeeignetes positives Stoffgebiet mit herübergebracht wird; ausgewählte einfache biblische Geschichten, eine Anzahl Liederverse oder leichte vollständige Lieder, eine kleine Zahl biblischer Sprüche bilden dieses Gebiet. Auf dem ersten Teile des geheimnisreichen Weges die Schritte mit besonderem Bedacht zu machen, liegt ja nahe, und es muſs zugestanden werden, daſs das grade beim Religionsunterricht in lobenswerter Weise zu geschehen pflegt. Dennoch nimmt vielfach schon in dieser frühesten Periode ein Miſsstand seinen Ursprung, der denn auch in den nächstfolgenden Jahren oft eine bedauerliche Bedeutung gewinnt. Es werden sehr häufig Worte und Wendungen angeeignet, von denen — ich will nicht sagen, der Tiefegehalt nicht ermessen ist, denn wie fern muſs das dem unmündigen Geiste bleiben, aber selbst der unmittelbarste Sinn nicht erfaſst wurde. Man pflegt wohl anekdotenweise zu erzählen, welch seltsam abirrende Vorstellungen sich im Kindesalter an gewisse, in einem unendlich weit abliegenden Sinnzusammenhang vorkommende Worte geheftet und wie diese Vorstellungen trotz ihrer unbegreiflichen Unangemessenheit sich durch viele Jahre erhalten haben, wie erst ganz spät ein Augenblick kam, wo die Schuppen von den Augen fielen und der miſsverstandene Ausdruck nach seinem wirklichen und natürlichen Sinne vor den Geist hintrat; man erzählt das unter kopfschüttelndem Lächeln, aber es ist im grunde doch Anzeichen davon, daſs entweder die Stoffauswahl oder die verdeutlichende Aneignung unzulänglich gewesen sind. Nun dringt freilich das in der Gesellschaft erwachsende Individuum vielfach nur allmählich durch die vernommenen Worte in die dahinter ruhenden Vorstellungen, und manches bleibt ihm geraume Zeit bloſses Sinnenmaterial oder verschwommener Wortstoff, was Gedanken darstellen soll und darstellt, und so könnte man sagen, dergleichen sei auch hier unvermeidlich. Gewiſs aber ist es doch die Aufgabe eines planmäſsigen Unterrichts, darüber grade obzusiegen, jenes Tasten und Tappen auf dunklem Pfade durch Leitung auf festem Wege entbehrlich zu machen. Und die Gefahr des Lebens in der Welt

der bloſsen Schälle (um einen Ausdruck Herders zu gebrauchen) ist, wenn allerwärts vom Übel, dies doch wohl im Religionsunterricht ganz besonders! *) Hier wird auf den frühesten Stufen oft der Grund gelegt für ein dauerndes Sichgenügenlassen an unklarem Phrasentum, an solchem Ausdruck, der keine deutliche oder keine wirkliche Empfindung weckt. So groſse Dinge in der Menschheit durch das Wort geschehen, so wohl vermag doch das Wort der Tod wahrhaftigen Innenlebens zu werden, und wird es oft und ist es oft geworden, nicht bloſs in der Sphäre, der zuerst das Urteil galt: der Buchstabe tötet.

Es ist nicht so ganz leicht, dem Religionsunterricht seine Würde und Weihe zu wahren und doch nicht von dem abzugehen, was den jungen Zöglingen wirklich zugänglich ist. Die Höhe der Gedankenwelt, zu der sie hingeführt werden sollen, bleibt naturgemäſs die erste Schwierigkeit; und dazu bereitet eine zweite die Ehrfurcht vor der gegebenen sprachlichen Form. Was das Erstere betrifft, so glaubt man oft durch treuliche sorgsame Erklärung einen Stoff, z. B. einen biblischen Spruch, einen Liedervers von an sich sehr abstraktem Gedankeninhalt doch wahrhaft eröffnet und dem Kindergeiste angeeignet zu haben, und doch kommt er hinterher als ganz unbegriffen zum Vorschein. Da schütteln wohl die Eltern, die so Unverstandenes im Munde ihrer Kinder oder unter deren Memorieraufgaben vorfinden, den Kopf, und schwere Zweifel an zulänglicher Lehrthätigkeit sind sehr natürlich. Denn wenn es dem Lehrer auch gelungen war, auf einem groſsen Umweg, durch schrittweise Klärung, durch Knüpfung einer langen Kette bei den jungen Zöglingen schlieſslich eine befriedigende Vorstellung zu schaffen, so hatte dieselbe dort doch nicht genug natürliche Wurzel, die Kette war eben zu kompliziert, die schwer gewonnene Anschauung verblaſst wieder und ist nach

*) Wenn man näher zusieht, so besteht der angedeutete Übelstand ja in der That auf vielen Gebieten. Wenn die Knaben singen: „Freiheit, die ich meine, Die mein Herz erfüllt, Komm mit deinem Scheine, Süſses Engelbild! Magst du nie dich zeigen Der bedrängten Welt? Führest deinen Reigen nur am Himmelszelt“, wie weit sind sie dann davon entfernt, des Dichters hohe und zarte Gedanken zu fassen! Über eine vage, allgemeine Empfindung kommt es nicht hinaus. Indessen dafür mag dann hier der Wert des Gesanges an sich ausgleichend eintreten. Und freilich auch beim geistlichen Gesange ist die Kraft nicht an die Gedanken gebunden.

kurzem wie weggewischt. Da ist denn auch unwilliges Erstaunen gar nicht so berechtigt, wie es dem Lehrer scheinen will. Man legt ja wohl in die Kinderhand ein Werkzeug und lehrt es dasselbe fassen und führen, aber man wendet den Rücken nicht lange, so ist es ihr wieder entglitten, und die kundige Wärterin wird darüber kaum ungeduldig. Auch wir sollten auf unserm Gebiet über den gleichartigen Vorgang nicht ärgerlich werden, oder noch lieber den Versuch unterlassen. Der Lehrer erkläre doch einem Knaben der Unterklassen, was es ist, „Gott im Geist und in der Wahrheit anbeten“, oder „Unser keiner lebt ihm selber“, oder „der wird das Licht des Lebens haben“, oder andere ähnliche Stellen, wie sie wirklich dort zur Besprechung kommen: die obige Erfahrung bleibt nicht aus. Noch häufiger aber ist die Gefahr bei den Kirchenliedern, wo das Kind unschwer von der sinnlich rhythmischen Bewegung sein Verständnis einschläfern läſst. Bedarf es des Belegs durch Beispiele? Wir müssen hier wie im Folgenden beschränkten Raumes wegen leider darauf verzichten, das Beobachtete und Gesammelte zu entfalten; aber die Anschauung kann dem, der sehen will, kaum fehlen.

Bei dem hauptsächlichsten Stoffgebiete dieser Stufe, nämlich der biblischen Geschichte, kommt nicht so sehr die Frage der Mitteilung oder Aufsparung des zu Schwierigen in Betracht (denn grundsätzlich schrickt man hier ja vor Ausscheidung des zu hoch Gehenden nicht zurück, und diese Zubereitung des Stoffes macht mit das Wesen der „biblischen Geschichte“ aus), als vielmehr die Frage nach der sprachlichen Form für dasjenige, was wirklich gegeben wird. Man kann behaupten, daſs eine weitgehende Scheu, bis auf die Stufe des wirklich Kindlichen herabzusteigen, seit lange überhaupt eine Eigentümlichkeit des Unterrichtsbetriebes unserer höheren Schule sei, daſs man, wenn auch unbewuſst, die Vornehmheit preiszugeben fürchtet, die die höhere Schule zu einer solchen mache, oder auch den strengen Ernst aufzugeben meint, der allein der Schule — im Gegensatz zu der Sphäre des Spiels — gebühre; auch der Zufall der geschichtlichen Entwickelung hat sein Teil daran und ebenso die Sprödigkeit gewisser Lehrernaturen. Im Religionsunterricht wirkt zu derselben Erscheinung noch ein anderer Grund mit. Hier kommt thatsächlich doch oft eine theo-

logische Rücksicht in Kampf mit der pädagogischen. Niemand gesteht ja zu, dafs im Religionsunterricht der Schuljugend Theologie den Inhalt bilden dürfe, man pflegt die Theologie und Religion einander ganz sauber gegenüberzustellen, von einander zu lösen — in Worten, in Programmen; ob in der Durchführung, darauf wird noch die Rede kommen. Aber auch wo nicht etwa theologische Wissenschaft als Inhalt in diesen Unterricht dringt, kann doch theologisches Prinzip eine Herrschaft innerhalb desselben ausüben. Mehr oder weniger, nach Personen, Richtungen, Zeiten. Vor mehreren Jahrzehnten noch waltete in der Darbietung der biblischen Geschichte offenbar weit stärker das pädagogische Prinzip; dann ist eine neue Strömung gekommen, von Wandlungen in der theologischen Welt ausgehend, die das theologische Prinzip nicht hinlänglich gewahrt fand und ihm neue Geltung eroberte. Ein Abgehen von der Sprache der Bibel erschien nun offenbar als eine Verwischung der Grenze zwischen menschlichem Gedanken und göttlichem. War die Geschichte früher in einer Sprache dargeboten worden, bei welcher Verständlichkeit eine der Grundbedingungen bildete, so mufste das nur als falsches Zugeständnis gelten, als gefährliche Preisgabe, als unerlaubte Vermenschlichung. Auch für die früheste Stufe möglichst die unveränderte biblische Sprachform, das wurde nun Grundsatz, und in solcher Bearbeitung nahm die biblische Geschichte die Schulen in Besitz, worin sie auch durchweg noch geblieben ist. Das vielverbreitete Buch von Zahn*) mag in dieser Beziehung Typus sein, Versuchen in einem anderen Tone wurde der Eingang sehr erschwert oder gewehrt.

Für das möglichste Festhalten am Worttext der Bibel kann man freilich auch pädagogische Gesichtspunkte anführen. Demselben Inhalt nacheinander verschiedene Spracheinkleidung zu geben, mag unweise erscheinen, erschwerend oder verwirrend; einem eigenartig weihevollen Inhalt einen alltäglichen Ausdruck zu leihen, mufs bedauerlich heifsen; mit der edlen Einfalt der Sprache Luthers bei Zeiten bekannt und so mit der Zeit recht vertraut zu machen, auch das ist ein lobenswertes, ein gesundes Ziel. Aber diese Ge-

*) Eine neuere Bearbeitung desselben bringt immerhin manche angemessene Änderungen, hat aber die ältere bisjetzt nicht verdrängt.

sichtspunkte können doch nur dazu dienen, die rechte Grenzlinie mit zu bestimmen. Gewifs soll keine willkürliche, keine leichtfertige Abweichung gutgeheifsen werden; gewifs soll nicht ein beliebiger Alltagsgeist seine Einkleidung an die Stelle setzen dürfen; aber es soll doch auch die sprachliche Form nicht den geistigen Inhalt verschleiern, sie soll dem verständniswilligen Geiste nicht den Zugang verschliefsen. Selbst die strengste Fassung des Begriffes der Inspiration nimmt ja nicht die Übersetzungen mit in Anspruch, und in der That ist in unserer Bibel Luthers Sprache nach und nach viel stärker verändert worden als die meisten ahnen. So ist das Ideal, welches bei jenem Standpunkte vorschwebt, ein thatsächlich unklares, zum Teil trügliches. Luther selbst wufste vortrefflich, wie zu Hänschen geredet werden mufs, dafs es ihm einging in Kopf und Herz, und er wird es wohl nicht blofs in Briefen gethan haben. Und selbst wo man mit seiner Darstellung einfacher, kindlicher bliebe als die Reifestufe der vorhandenen Zöglinge unbedingt verlangte, möchte dies das geringere Übel sein — auf dem religiösen Gebiete ganz gewifs. Noch einmal sei es gesagt: mag das Nichtverstandene in späterer Zeit, nach langer Frist, bei gereifterem Verständnis sich vielfach doch noch erschliefsen, ja mag der unlebendige Wortstoff zu lebendigem Schall erwachen, möglich! Aber gröfser als diese Wahrscheinlichkeit ist die Gefahr, dafs das unbegriffen Angeeignete auch später nur Wortstoff bleibe.

Indes das Übergeistige ist nicht das einzige, was hier zu meiden bliebe. Die Stoffauswahl und Zubereitung kann gewissermafsen auch nach der entgegengesetzten Seite fehlgehn; sie kann der Sinnenwelt zu nahe führen, sie unschonend enthüllen. Es ist ja nicht Sache der Bibel, zu umgehen, zu verschleiern, sondern eher aufzudecken, was Menschen zu verschleiern lieben. Aber warum die Ungereiften hereinrufen, wo solche Blätter aufgeschlagen werden, die zu ihrem Besten noch uneröffnet bleiben, oder solche Worte dastehen, denen bei ihnen noch keine Vorstellungen entsprechen sollen? Aus der Art, wie der Bibeltext in gewisse Historienbücher herübergenommen ist, blickt die Anschauung hervor, es sei Schwäche, es sei mattherziges Zugeständnis, wenn man Ausscheidung oder Abänderung da vornehme, wo Gegenstände und Vorgänge insbesondere des geschlechtlichen Sinnenlebens mit

der der Bibelsprache natürlichen Unmittelbarkeit genannt werden. Kein Erzieher, der an das Seelenleben seines Zöglings mit der zarten Hand rühren will, die doch wohl dem zarten Seelenleben gebührt, kann dieser Anschauung Berechtigung zuerkennen. Wie viel Erstaunen, ja wie viel unmutigen Zweifel und Groll hat es auch bei zahllosen nicht oberflächlichen Eltern erregt, dafs in dem biblischen Historienbuch ihrer unmündigen Kinder Vorgänge jener Art verzeichnet stehen, so verzeichnet, dafs sie die Wifsbegierde reizen müssen und Fragen um Aufklärung in den Kindermund drängen. Im grunde ist ja ein Ausdruck wie das hebräische ידע את־אשתו zurückhaltend genug, aber in wörtlicher Übersetzung giebt er dem unkundigen Leser ein Rätsel auf, das ihm noch niemand lösen soll. Und auch vom Gebären hat noch nicht die Rede zu sein; es läfst sich auch unbeschadet des Gedankeninhalts sehr wohl umgehen, und sollte die Weissagung Gen. 3, 16 vorläufig auf ihren ersten und ihren letzten Teil beschränkt werden (Ich will dir viel Schmerzen schaffen, und dein Wille etc.), ist das vom Übel? Man hütet auf diesem Gebiete mit einer Art von *non possumus* den Buchstaben, und nimmt dafür wohl die Absolutheit des Heiligen in Anspruch; aber im grunde ist es eine sehr menschliche Seelenstimmung, aus der solche Starrheit und Unzugänglichkeit erwächst.

Es sollte kein Zweifel sein, dafs, wie auf der Stufe der Unterklassen die biblische Geschichte durchaus im Vordergrund zu stehn hat, so auf den folgenden Stufen die Einführung in die Bibel selbst die vornehmste der Aufgaben bilden und den breitesten Raum einnehmen müsse. Auch besteht darüber wohl kaum ein ausgesprochener Zweifel. Keine theologische Richtung, sie gehe wie sie wolle nach links oder rechts, sie stelle die Entstehung der Bibel in noch so freier Weise vor oder noch so gebundener, keine will in der Würdigung des Buches der Bücher zurückbleiben; jede glaubt nur es auf ihre Art am vollsten zu würdigen; jeder bleibt es die wahre Quelle des religiösen Lebens, alles andere nur daraus abgeleitet, jeder reine Ton nur von dort ein Wiederhall, jede heilige Empfindung dort entzündet, jede heiligere Lebensgestaltung von dort aus entwickelt. Wollen wir nichts anderes als Religion lehren, religiöses Leben wecken oder vorbereiten,

wohin anders sollen wir gehen als zu dem, was uns der Urquell desselben ist? Dort lehren wir es anschauen, um es zu verstehen, es verstehen, um es dann liebzugewinnen. In der That, die Bibel ist uns, um rein pädagogisch zu reden, das Gebiet für religiösen Anschauungsunterricht, und Anschauung muſs ja auf allen Stufen den Ausgang bilden.

Aber wenn man darüber theoretisch einig ist, die Frage bleibt doch, ob man diesen Standpunkt auch praktisch bethätigt, und ob man in der praktischen Bethätigung das Richtige trifft, das Mögliche leistet. Blickt man in den oberen Klassen prüfend auf das erworbene Maſs von Bibelkenntnis, so ist das in den meisten Fällen ziemlich gering; wenigstens erscheint es so vor einer freien, unbefangenen Prüfung: denn daſs der unterrichtende Lehrer selbst aus seinem Lehrgange heraus zahlreiche Fragen stellen und sichere Antworten erlangen kann, genügt noch nicht; es ist dieser Lehrgang selbst, es ist die getroffene Auswahl, was zu Zweifeln Anlaſs giebt, und es ist so vieles, was nur mit Bedauern vermiſst wird. Wie lehren wir denn überhaupt — über die Sphäre der biblischen Geschichte hinaus — die Bibel kennen?

Zunächst dringen ja schon früh aus dem gewaltigen Ganzen gewisse einzelne Sätze in die Sphäre der jungen Schüler; als „Sprüche“ werden sie — vielleicht aufgeschlagen und gelesen, sonst vorgesagt und nachgesprochen; dazu eigentlich sind sie herausgehoben, um gesprochen zu werden, im Ohre nachzuklingen, im Gedächtnis zu verbleiben und in die Seele sich zu senken. Daſs es so bleibe, daſs diese Art vorläufiger Bekanntmachung mit einer Anzahl der edelsten, der zugleich verständlichsten und fruchtbarsten Stellen abstrakteren Inhalts auch weiterhin gepflegt werde, dagegen kann man unmöglich auftreten. Aber es kann dabei doch vieles verfehlt werden. Schon von vorne herein waltet ja das Bedenken, daſs man Isoliertes darbietet, statt des Zusammenhängenden. Jedenfalls muſs also dem aus seiner organischen Verbindung Herausgerissenen anderweitig durch wohlerwogene Association ein natürlicher Halt bereitet werden, und daſs dieser zumeist auf dem geschichtlichen Gebiet zu gewinnen ist, versteht sich; auch die Lieder (natürlich auf dieser Stufe weniger von dogmatischem, als von einfach religiösem Empfindungsgehalt) bieten Gelegenheit, und allmählich mag denn etwas herauswachsen, das

man die Propädeutik eines Systems nennen könnte, wozu die Sprüche — nicht die hinzuzufügenden Belegstellen, sondern den Ausgang oder vielmehr den Gedankengehalt selbst bieten.

Es kann nicht verkannt werden, dafs auch auf den weiter ansteigenden Altersstufen die übliche Einrichtung des Katechismus-Unterrichts unter pädagogischem Gesichtspunkte grofsen Bedenken unterliegt. Denn deren Wesen ist doch eigentlich, dafs abstrakte Lehre vorangeht und ihr dann Stützen erteilt werden durch ein seinem lebendigen Zusammenhang entrissenes Beweismaterial. Die aufserordentlich schwierige Aneignung dieser Stellen (an Schwierigkeit freilich oft noch überboten durch die Fassung der Lehrsätze selbst) beweist sich alle Tage durch Erfahrung; nicht am guten Willen, nicht an der Lernlust mangelt es, wenn das Ziel hier so langsam und oft notdürftig, wenn es unter Mifsmut und Sorge erreicht wird. Auf die häufig für das jugendliche Auge kaum zu durchdringende Dunkelheit des Ausdrucks soll hier nicht erneut die Rede kommen; die Stufe, um die es sich jetzt handelt, ist ja eine schon etwas gereiftere. Sehen wir aber auch davon ab, so ist es grundsätzlich doch eine ganz ähnliche Sachlage, wie auf dem Gebiete der Grammatik, oder der Geometrie. Bei diesem letztgenannten Fache ist man längst darüber hinaus, zuerst Lehrsätze lernen zu lassen und dann die Beweise dazu zu geben; aus dem Erkannten oder Vorauszusetzenden wird der neue Erkenntnissatz gemeinsam gewonnen; doch war auch jene umgekehrte Weise weithin herrschend. Und auf dem Gebiete der fremdsprachlichen Grammatik ist man wenigstens jetzt so ziemlich dazu gelangt, aus der Anschauung die Lehre, aus den Beispielen die „Regel“ finden zu lassen, die Erscheinung zuerst in ihrem lebendigen Zusammenhang zu beobachten und dann erst zu formulieren, und als das Wünschenswerteste gilt statt des Verweilens bei den Einzelsätzen zeitige Einführung in die Schriftsteller selbst. Indem man ehedem die von der Wissenschaft gefundenen Gesetze überlieferte und die Beispiele hinzufügte, verkannte man, dafs eigentlich nicht der Erwerb jenes Wissens Wert habe, sondern die geistige Bethätigung des Sehens und Findens, dafs diese erst den wahren Erwerb bedeute. Prüfen freilich kann man jenes viel leichter und prüfend die Aneignung nachweisen, zu seiner und aller Beteiligten Beruhigung. Auch beim Religions- oder vielmehr dem Katechismus-

unterricht erstrebt man im grunde wesentlich den zu führenden Nachweis, handelt es sich vor allem um eine Genugthuung für die Organe oder Glieder der Kirche, auch um eine Rüstung gegen die Feinde, die Andersgläubigen von draufsen und die Zweifel von innen. Und vielfach bleibt es auch nur — Rüstung! Diese kann ja sehr festgearbeitet sein und wohlgefügt und fast undurchdringlich, aber mit alledem verbürgt sie doch keinen wirklichen Sieg ohne die muterfüllte Brust. Unter den Stücken der geistlichen Waffenrüstung wird an bekannter apostolischer Stelle neben Wahrheit, Gerechtigkeit, Glauben, Geist, auch das Wort Gottes genannt; schwerlich aber entspricht dem Sinn der Stelle eine Auswahl von Einzelworten, losgelöst und fein verständig verteilt und geordnet. Nur ein lebendiger Zusammenhang ist fähig, wirklich Leben zu wecken im Inneren. Und so wäre denn über all das Isolierte möglichst hinauszustreben zu zusammenhängendem Bibellesen; das Losgelöste gewinnt im Innern kaum eine fruchtbarere Existenz als die Blüte auf kurzem Stiel, vom Strauche los, lange weiterblühen und neu treiben kann.

Nun sind ja allerdings die isolierten Einzelverse, die Sprüche, schon in Wirklichkeit nur ein mäfsiger Teil dessen, was die Zöglinge von der Bibel kennen lernen; selbst nur ein Teil dessen, was sie sich ganz anzueignen, ihrem Gedächtnisse einzuprägen haben. Als weiterer Memorierstoff kommen hinzu gewisse kleinere Ganze, besonders Psalmen, oder einigermafsen abgeschlossene Abschnitte, wie etwa Perikopen und etliches Andere. Indessen auch bei dieser Auswahl ist nicht alles erfreulich; die Gesichtspunkte der Auswahl sind zum teil nicht unmittelbar genug; bei den Sonntagsperikopen ist es doch grofsenteils die Überlieferung, welche sie emporhebt, wie diese Erkenntnis ja auch innerhalb der Kirche selbst das Bedürfnis der Ergänzung oder der Ablösung durch neu ausgewählte Abschnitte hervorgerufen hat; bei den Episteln zumal sind sogar die Gesichtspunkte für die Wahl und Abgrenzung zum teil dunkel. Auch die Psalmen werden zum teil unter rein dogmatischem Gesichtspunkte ausgewählt, und es bleibt dann des Dunklen nicht wenig übrig; solche Stellen mögen der Theologie höchst wichtig sein für die Begründung und Verkettung ihres Systems, aber um unmittelbares religiöses Leben zu wecken, sind sie darum noch keineswegs hervorragend geeignet. Es ist

aber schade, wenn das in solchem Sinne verhältnismäfsig Unfruchtbare dem Lebendigen und Fruchtbringenden den Raum wegnimmt, denn dem Gedächtnis dürfen wir im ganzen doch nur ein mäfsiges Quantum bestimmen.

Doch wir haben ja nicht blofs des Memorierstoffs zu gedenken. Es findet aufser der zusammenhängenden Lektüre, auf die wir alsbald zu reden kommen werden, eine gewisse Einführung in die Bibel statt durch das, was gelegentlich, bei Morgenandachten und sonstigen Schulfeiern, vorgelesen wird, und ernste Lehrer wenden einer sorgfältigen Auswahl der Abschnitte für solche Verlesung eine erfreuliche Sorgfalt zu; hier erklingt wohl nach und nach alles Schönste und Wirkungsvollste aus der Gesamtheit der heiligen Schriften vor den Ohren der Zöglinge und wiederholt sich in angemessenem Kreislauf. Aber man täuscht sich leider, wenn man glaubt, dafs davon vieles wirklich aufgenommen werde, dafs es in Bewufstsein, Gedächtnis und Seele einzudringen pflege; die Erfahrung lehrt das Gegenteil, und diese Thatsache wird uns wohl weniger zum Beklagen und Anklagen der jugendlichen Leichtfertigkeit veranlassen dürfen als zu psychologischer Erklärung auffordern. Die Erklärung findet sich denn auch unschwer: wo das Mufs des Aufmerkens und Aneignens so reichlich über der Jugend schwebt, da läfst sie ruhig an sich vorbeirauschen, worüber sie nicht nachher Rede stehen mufs, und die nachträglichen Prüfungsfragen schicken sich doch in der That hierbei nicht. Übrigens können auch wir Erwachsenen etwas viele male anhören, ohne dafs es zu irgend einer Aneignung käme. Und in jenem Falle kommt hinzu, dafs die verständlichen Stellen meist hie und da durch solche unterbrochen werden, die für das Verständnis zu hoch gehen und an denen die Aufmerksamkeit sich bricht. So ist denn von dieser Seite her in der That Erweiterung der Bibelkenntnis in nennenswertem Mafse kaum zu erwarten.

Nicht weniger als der Gewinn durch die gelegentliche Vorlesung ist es für Kenntnis der Bibel in Anschlag zu bringen, dafs man von dem nicht Gelesenen Inhaltsangaben mitteilt. Nicht als ob gegen jede Inhaltsübersicht überhaupt Einsprache gethan werden sollte; es wäre bedauerlich, wäre einseitig und unnatürlich, wenn man nicht auch von dem Ganzen, auch von den noch nicht zugänglichen oder vom Centrum weiter abliegenden Teilen desselben

eine Vorstellung geben wollte; was der Leser stofflich dort zu suchen habe, dereinst dort finden könne, das soll er erfahren; wenn er noch nicht, oder wenn er niemals alle Landschaften seines Vaterlandes durchwandert, so soll er doch von ihnen hören und sich etwas dabei vorstellen. Aber nur darum handelt es sich eben auch: um eine Vorstellung, eine Art von Orientierung. Vielfach wird der Fehler gemacht, daſs man die Inhaltsangaben zu eingehend gestaltet, daſs man sie in einer bestimmten, abstrakten Weise formuliert und — ohne Anschaulichkeit — einprägt, daſs man selbst den Inhalt der Teile schwieriger (nicht gelesener) Bücher zum Wissensgegenstand macht, und dazu dann womöglich wissenschaftliche Notizen über Abfassung, Zeit, Ort etc., fügt: alles ein Wissen, das peinlich erworben wird und freudlos bewahrt, das sich auch in Bälde wieder verflüchtigt, das mehr den Zweck erfüllt bei Prüfungen zu figurieren, und das in seiner Art nicht mehr bedeutet, als wenn der Knabe der Unterstufe die Namen der 16 Propheten oder dergl. mit groſser Schnelligkeit ohne Anstoſs und Atemholen herunterschreien kann. Nur mit Bedauern kann man es auch ansehen, wenn mit kahlen, schablonenhaften Einteilungen das wahre Wesen und Leben der biblischen Bücher verkannt, verschoben, herabgesetzt wird, wenn z. B. von den Psalmen als einem „Lehrbuch“ die Rede ist und der herrlichste Aufschwung der religiösen Empfindung, an deren Anschauung sich fromme Empfindung ewig neu entzündet, zu einem Repertorium lehrhafter Sätze herabgesetzt wird, oder wenn man die Briefe des Neuen Testaments als eine Art unfertigen Lehrbuchs der Dogmatik betrachten läſst. Doch darüber noch weiter unten.

Nun kommt freilich das zusammenhängende Bibellesen, die offizielle „Lektüre“. Dem ersten, in Quarta gelesenen Evangelium folgt wohl später noch ein zweites der synoptischen, jedenfalls aber die Apostelgeschichte, einer oder der andere der Briefe, am sichersten und regelmäſsigsten in Prima der Römerbrief, neben ihm auch wohl noch das Evangelium Johannis. Nehmen wir an, daſs das durchschnittliche Maſs von alledem bewältigt werde, so ist das fürwahr nicht wenig, der Zögling scheint reichlich in das N. T. eingeführt, er muſs doch etwa die Hälfte desselben wirklich kennen. Und doch wird man oft sehr enttäuscht, wenn man in

der Zeit vor dem Abschlufs der Schullaufbahn einmal in unbefangener Weise Umblick hält. Von der Fülle dessen, was in den neutestamentlichen Briefen von lebenwirkenden Gedanken enthalten ist, kommt dann doch nur eine dürftige, bei jedem zweiten Schritt versagende Kenntnis zu tage. Das liegt offenbar zum teil an der Behandlung dessen, was wirklich gelesen wurde, zum teil aber auch an einer gewissen Schiefheit der Auswahl.

Was die erstere betrifft, so ist ja gewifs die Linie nicht leicht inne zu halten, die sich zwischen der theologisch-wissenschaftlichen Sphäre einerseits und der homiletisch-pastoralen andrerseits hinziehen, mit keiner sich decken und daneben auch von trocknem philologischem Kommentar sich fern halten soll: denn mit diesen drei Arten sind die Verfehlungen bezeichnet, die dem Erklärer drohen. Aber wenn es viel ist, was da zugleich gemieden werden soll, so ist es doch schon etwas wert, dafs man der Gefahr sich überhaupt bewufst werde. Jene Wege zu begehen ist eben viel leichter, und es schiebt sich denn oft die Erläuterung oder Verarbeitung gleichsam zwischen den Text und den Leser, sie läfst das Bild des Inhalts nicht unmittelbar anschauen, nicht wirklich überblicken, nicht selbst wirken; denn natürlich hat alle Besprechung, gelte sie den Worten oder den Sachen, den Gedanken oder ihrem Zusammenhang, der Ergründung oder Verwertung, nur Hilfe zu sein, dienende Hilfe. Nur eine Vermittlung ist gut: es darf der Inhalt gleichsam durch die Person des Lehrers hindurchgehn. Es ist gut, dafs der Lehrende seinerseits vom Inhalte erfafst sei und als solcher fühlbar werde: das Gefühl der Jugend ist empfänglich genug, das zu gewahren. Das grundsätzliche oder eben doch blofs gewohnheitsmäfsige Pathos wirkt grade Abstumpfung dieses Gefühls, so wie andrerseits die spaltende Begriffserklärung es niederhält. Und mit alledem kommt es, dafs auch die gelesenen biblischen Bücher für die Zöglinge nicht eigentlich lebendig geworden sind.

Doch, wie schon angedeutet, auch an der üblichen Auswahl liegt ein Teil der Schuld. Die Gesichtspunkte, unter welchen sie getroffen ist, sind wiederum mehr theologisch als pädagogisch; was bei der Entstehung der evangelischen Kirche, in der Entwicklung der evangelischen Theologie, für die Eigenart evangelischer Dogmatik von gröfster Bedeutung gewesen ist, ist es

darum noch nicht für die Sphäre des Jugendunterrichts; das, wodurch die dazu berufenen Hüter und Kämpfer die Burg ihres Bekenntnisses schützen und verteidigen, ist nicht zugleich dasjenige, woran religiöses Innenleben am ehesten sich entzündet und nährt, und beklagenswert ist es, wenn über dem Ersteren das Letztere versäumt wird. So sei es denn offen ausgesprochen, daſs die für die oberste Stufe fast allerwärts im Vordergrund stehende Lektüre des Römerbriefs nicht so fruchtbar ist und nicht gemacht werden kann, als man offenbar glaubt. Dieses Buch läſst sich — nach seinem überwiegenden Teile — gar nicht wohl anders als theologisch behandeln; es läſst auch dem Theologen in Beziehung auf seinen Gedankengehalt und Gedankengang zahlreiche Schwierigkeiten übrig; es öffnet sich vollständig eigentlich nur bei einer psychologischen Betrachtungsweise, wie sie etwa Hausraths Neutestamentliche Zeitgeschichte an die Hand giebt; nur gewisse Kapitel daraus, auſser 1 und vielleicht 8 namentlich 12 und 13, werden im Jugendunterricht wirklich fruchtbar werden. Hat man dem Römerbrief gern den Galaterbrief hinzugefügt, so spricht dagegen wiederum all dasselbe und nur noch stärker, mit Ausnahme des letzten, des „paränetischen“ Teiles. Aber gerade die sogenannten paränetischen Teile der paulinischen Briefe genieſsen eine geringere Schätzung, auch im Unterricht! Fast als ob es sich darin um einige wohlfeile nachträgliche Ermahnungen zur Tugend handle, als ob sie im Verhältnis zu den dogmatischen Teilen ungefähr die Rolle spielten, wie die an das Hochamt angefügte kleine Schluſspredigt oder Schluſsermahnung in einem katholischen Gottesdienste! Und doch sind es in Wirklichkeit diese Teile, an denen, wie in Vergangenheit, so in Gegenwart und so in Zukunft in unvergleichlicher Weise religiöses Leben sich nährt und nähren wird. Und so denn auch gewisse andere Bücher. Keines mehr, keines unmittelbarer, als der erste Brief des Johannes, von dem jetzt erstaunlich wenig in Fleisch und Blut oder auch nur in Gedächtnis und Mund der Zöglinge überzugehen pflegt. Auch der erste Brief des Petrus, mit seinen groſsen, klaren und fruchtbaren Gedanken. Und noch eine Epistel, die, wenn sie auch von Luther einmal in einem bestimmten Sinne und in einer gewissen Stimmung als strohern bezeichnet worden ist, doch dem unbefangenen Auge vielmehr ein Feld fruchttragender

Halme darstellt. Aus des großen Apostels größten Briefen sind es vielmehr Teile, die wir in unserer Sphäre zu nützen haben. Dann freilich einige der kleineren ganz, und zwar nicht bloß ganz dem Umfange nach, sondern auch dem Inhalt und Wesen nach, nämlich als das was sie sind und waren, als wirkliche Briefe.

Hiermit berühren wir einen neuen Punkt, an dem es nicht wohl steht. Den Wald vor lauter Bäumen, das Ganze vor lauter Einzelheiten, den Text vor lauter Kommentar, den Geist des Schriftstellers vor lauter Exkursen nicht gewahren zu lassen, darin sind von je die Philologen groß gewesen. Und nicht zufällig sind Theologie und Philologie so lange verbunden gewesen, der Theolog schreitet nicht ungern zugleich in der schweren Rüstung des Philologen einher, die denn auch ihm ebenso die natürliche Bewegung hemmt. Daß gewisse neutestamentliche Schriften Briefe sind, in denen eine Person Personen sich öffnet, das wird fast gar nicht mehr empfunden. Und so gelangen die grübelnden Leser auch nicht dazu, durch den Brief hindurch einen Blick zu thun auf die Person des Schreibenden, diese geht ihnen als solche nicht auf, zu ihr gewinnen sie keine Beziehung; sie finden fast nur Worte vor, oder nur Einzelgedanken, oder auch Gedankenreihen, wesentlich aber nur Bausteine zu einem Lehrsystem, Beweisstellen für vorhandene Dogmen. Es wäre vielleicht nicht zu weit gegangen, wenn man sagte, eine einmalige oder auch etliche male wiederholte zusammenhängende Vorlesung z. B. des Philipperbriefs wäre mehr wert als die ganze verzettelte oder verzettelnde lehrhafte Durchnahme; zumal wenn dabei denn auch zur Geltung kommt, was vielmehr Empfindungsäußerung ist als Betrachtung, wenn das von Liebe und Glauben überwallende Herz des Briefschreibers in ganz bestimmten persönlichen Beziehungen sich zeigt, nicht in der angenommenen vagen zu der unbekannten Christenheit kommender Jahrhunderte. Man blickt ja mit Sehnsucht und Beschämung in die Welt des Urchristentums zurück, man wäre so glücklich, etwas aus ihr wiederaufleben zu lassen: so lebe man sich doch zunächst in dieselbe ein, so weit es möglich ist, und an dem nicht bloß gemalten und noch nicht erloschenen Feuer jener Zeiten kann noch viel neue Wärme sich entzünden. Und wenn bei solcher Lesung auch manche Stellen in einem gewissen Dunkel bleiben sollten, dieser Nachteil würde

durch die gröfsere Lebendigkeit des Gesamtbildes reichlich aufgewogen. Man macht eben oft den Fehler, das Auge gleichsam dem Gemälde zu nahe zu bringen, wie der thut, der technisch analysieren will, das wäre hier denn also: theologisch. Und so denn sollte unsres Erachtens die epistolische Lektüre sich gestalten oder umgestalten, dafs man mehr läse und namentlich mehrerlei, dafs man nach unmittelbar religiösen Gesichtspunkten wählte und nicht nach dogmengeschichtlichen, dafs man das Gelesene zu einer unmittelbaren Wirkung kommen zu lassen trachtete, und allmählich vieles bekannt, dem Ohr und Geiste vertraut werden liefse. Wenn damit dem guten pädagogischen Satze „non multa, sed multum“ zuwidergehandelt scheint, so verdient erstlich dieser Satz wie alle solche allgemeinen Sätze keine schlechthinige Geltung, und dann sollte er auch nicht äufserlich genommen werden: es fragt sich, ob nicht das wahre *multum* mit wirklicher, einfacher Bibelkenntnis verwirklicht werde, und ob nicht durch Einverwebung der theologisch-wissenschaftlichen Tendenzen das *multa* entstehe.

Wir haben bisjetzt nur vom Neuen Testament gesprochen, aber auch das Alte T. vertrüge doch wohl eine etwas ernstlichere Berücksichtigung im Unterricht. Nicht zwar so, dafs den geschichtlichen Teilen derselben mehr Zeit und Kraft gewidmet werden solle als jetzt zu geschehen pflegt; im Gegenteil, über den Stoff, welchen die „biblischen Historien“-Bücher bieten, braucht an Umfang nicht weit hinausgegangen zu werden. Die Geschichte des Volkes Israel für uns unmittelbar religiös fruchtbar zu machen, ist schwierig und führt leicht zu Künstelei und Verschiebung, was die jungen Herzen sehr deutlich fühlen; und sie zu einer Art von specieller Nationalgeschichte werden zu lassen oder sie wesentlich kulturgeschichtlich zu behandeln (wie wohl die Nüchternen oder Verlegenen thun), das kann doch unsere Aufgabe nicht sein. Mit den Psalmen beschäftigt man sich durchweg in genügendem Mafse, wenn auch die Auswahl sich hier und da vom Herkommen unabhängiger machen könnte und namentlich die Behandlung mehr den unmittelbaren religiösen Empfindungsgehalt schöpfen und damit erhebender, fruchtbarer werden könnte. Von der heiligen Spruchdichtung kommt den Schülern etliches zu Ohren, vom Buch Hiob pflegt ihnen eine Vorstellung übermittelt zu werden, und

mehr kann ja nicht geschehen. Zu wenig dagegen ist es, was sie von den Propheten kennen lernen; hier ist auch die Grundvorstellung, welche geweckt zu werden pflegt, eine durchaus unzulängliche. Diese Vorstellung — sie wird freilich weithin im christlichen Volke geteilt und die Prediger geben zu einer anderen nicht leicht Anregung — diese Vorstellung ist so, als ob den Propheten unter Durchbrechung des übrigen Geisteslebens gewisse zerstreute Einzelmomente aus der Zukunft gezeigt und von ihnen in den eigentümlichen Worten der Eingebung einmal ausgesprochen oder aufgeschrieben worden seien; diese Aussprüche erscheinen dann als die lichtvollen Stellen innerhalb ihrer grofsen, sonst dunklen oder gleichgiltigen Bücher, und mit Ausnahme dieser leuchtenden Punkte sucht man kaum etwas bei ihnen; die Schüler lernen einige der Stellen auswendig, damit sie im Lehrsystem als Beweismaterial verwandt werden können. Und dem gegenüber — welch eine Vorstellung vermittelt doch auch schon dem Laien, wenn er nur wirklich liest, ein Buch wie das des Jesajah! Wie reich, wie gewaltig, und auch — wie verständlich! Hier ist nicht eine aus geheimnisvollem Dunkel hervorgegangene Rolle von Orakeln, hier ist das Lebenswerk, und nicht blofs das schriftstellerische, eines gewaltigen Mannes, zugleich Volksredner, Reformator, Staatsmann, Weiser, Dichter, und noch etwas über das alles hinaus, geweiht durch die Kraft des Blickes in die Tiefe der Herzen und in die Fernen der Weltentwicklung! Hier ist Macht der Rede, wie sie von menschlichem Munde wohl nie imponierender ausgegangen ist, hier ist ein Wahrheitsmut gegenüber der Welt und allen ihren Höhen, wie ihn nur die gotterfüllte Brust beweisen kann, hier ist ein Herz, das vom Grolle schwillt um Missethat und Frevel und bricht vor Erbarmen mit dem Elend der Verlassenen und Gezüchtigten, ein Blick, der gleichsam in den Himmel dringt und sieht, was die göttliche Strafgerechtigkeit niederreifsen mufs und was dann doch die Gnade immer wieder aufrichten wird. Und von ihm sollte unsere zu erziehende, religiös zu erziehende Jugend nichts wirklich erfahren? Oder bedarf es zum Verständnis etwa zu vielen theologischen oder kulturgeschichtlichen Kommentars? Bei ihm, dessen Rede so viel unmittelbarer verständlicher ist als die Kunstleistungen antiker Musterredner, dessen Donner in jedem Herzen vernehmlich widerhallen? Ein ansehn-

lich Teil seines Buches, die Kapitel 1 bis 12 durchaus, und nicht weniges aus dem „Deuterojesajah“ von Kap. 40 an, werde zur Primalektüre nur getrost bestimmt; es kann empfunden werden, es wird wirken, nicht als blasser Gedanke, sondern als Ergiefsung eines in Gottes Dienste stehenden Geistes und Herzens.

Ja, grade hiermit ist ein weiterer Punkt erreicht, an welchem eine gewisse Umkehr wünschenswert ist. Warum spielt in der üblichen Auswahl des religionsunterrichtlichen Stoffes das Persönliche eine so geringe Rolle? Dafs einige Lebensdaten von Reformatoren oder Liederdichtern oder auch Kirchenvätern und Bischöfen oder sonstigen grofsen Kirchenmännern übermittelt zu werden pflegen, kann für uns nicht erheblich ins Gewicht fallen. Aber bleiben wir sogleich bei den beiden Persönlichkeiten stehen, auf welche unsere Betrachtung uns zuletzt geführt hat, dem grofsen Propheten des Alten Testamentes und dem grofsen Apostel des Neuen. Von ersterem, von Jesajah, mag genug gesagt sein, denn das Bedürfnis, dafs man seine Persönlichkeit als solche empfinden lasse, wurde ausdrücklich mit betont; kommen wir auf Paulus noch einmal zurück. Man kennt einen Betrieb dieses Unterrichts, und könnte ihn wohl noch alle Tage beobachten, nach welchem über das Leben und Wirken dieses wichtigsten der Apostel und neutestamentlichen Schriftsteller durchaus nicht wenig mitgeteilt wird, reichliche Notizen gegeben und dann als angeeignet gefordert werden, seine Missionsreisen mit geographischer Bestimmtheit im einzelnen und etwa in kartographischer Ausführung, ferner Reihenfolge, Abfassungszeit und Entstehungsort seiner Sendschreiben, auch wohl die Anlässe und Zwecke der einzelnen, auch wohl Hauptinhalt und Einteilung derselben, vielleicht auch gar etliche Streitfragen der Kritik nebst Gründen für und wider. Aber mit alledem nicht der Mann, nicht die menschliche Persönlichkeit in ihrer unvergleichlichen Tiefe und Kraft und Glut. Und doch, diese als solche erkennbar und fühlbar werden zu lassen ist nicht unmöglich! ihr Bild erwachsen zu lassen aus so vielen, grade dem unbefangenen Leser deutlich redenden Stellen der Briefe, namentlich auch des Philipperbriefes und des Schlufsteils des zweiten Briefes an die Corinther! Oder ist es vielleicht vom Übel, wenn wir der Persönlichkeit als solcher gedenken, anstatt des Gedankengehalts,

der Lehre? wenn wir dem geistigen Auge Gestalten erwecken, die Träger der Gedanken sind, aber nicht bloſs Kanäle für dieselben, sondern die sie in sich erleben und aus sich herausleben? Heiſst das vielleicht der höchsten Autorität Schaden thun? Oder heiſst es das Interesse in eine falsche Richtung leiten? So lange die Welt steht, ist nur das wahrhaft kunstvoll gewesen und hat nur das befruchtend gewirkt, was — nicht in Buchstaben verzeichnet war, sondern in Personen sich darstellte, und das in Buchstaben Aufgezeichnete muſs immer wieder erst lebendig gemacht werden durch Personen. Es ist ein geheimnisvolles, aber unbezweifelbares Gesetz, das der Wirkung der Person auf Personen, der Empfindung auf Empfindung, der Gesinnung auf Gesinnung. Sollten wir Kleinen und Geringen das durch unsere Personen vermögen? Da würde doch oft nur Phrase sein und nur als Schall ertönen, was im Munde des Apostels lebendiges Bekenntnis aus dem Innern ist. Diese Aufgabe denn also zu erfüllen soll der Religionsunterricht trachten, und sie wird nicht unerfüllbar sein, wenn sie nur erst erkannt ist.

Das führt nur hinüber zum Kirchengeschichtlichen. Denn auf dieses ganze Gebiet wird sich ja die Aufgabe, das Persönliche recht zur Darstellung und zur Wirkung zu bringen, übertragen lassen müssen, und sie wird eine der Hauptnormen für die Behandlung ergeben. Doch blicken wir uns zunächst etwas allgemeiner um nach Zweck und Wesen eines rechten kirchengeschichtlichen Unterrichts. Wiederum weisen wir zuerst ab die Behandlung des Gebiets als eines Zweiges der theologischen Wissenschaft. Wie diese Auffassung des Unterrichts immer die leichteste ist für die Durchführung, so ist wieder unter den verschiedenen theologischen Disciplinen die Kirchengeschichte die am leichtesten herüberzunehmende; ist aus dem Handbuch ein Kompendium gewonnen worden, wird nun aus dem Kompendium wiederum ein Auszug gemacht, und wird dieser Auszug vorgetragen, eingeprägt und abgefragt, so ist ja für die ersten Ansprüche schon Genügendes geschehen, und wenn die Einzelheiten gut sitzen und die Prüfungsantworten gut gehen, so mag der Docent mit Genugthuung auf diese seine Leistung zurückblicken. Vielleicht begann er damit, Einteilungen vorzutragen, Perioden zu bilden, und fuhr

dann fort, Charakteristiken und Urteile sauber zu formulieren, oder er behandelte Kleines und Groſses, d. h. das nur theologisch Wichtige und das religiös Bedeutende, in gleichem Verhältnis; vielleicht ist seine ganze Kirchengeschichte nur der Spiegel des bestimmten dogmatischen Standpunkts, und es wird, was mit diesem nicht zusammenstimmt, als Verirrung verurteilt oder doch mit Geringschätzung bedacht. Vielleicht bekommen die Schüler während der ganzen Zeit nicht die Empfindung, daſs die Vorgänge groſs oder deutlich genug seien, um sie im Innersten zu packen. Vielleicht wird durch diesen ganzen Unterricht ihr inneres Verhältnis zu ihrer Kirche gar nicht gehoben und gefestigt.

Und doch wird diesen zugleich idealen und praktischen Zweck ja wohl der kirchengeschichtliche Unterricht haben. Daſs mit ihm nur eine sogenannte Lücke der allgemeinen Bildung ausgefüllt werden solle, daſs die Zöglinge auch erfahren sollen, was denn in dieser Abteilung der Weltgeschichte sich zugetragen habe, ist doch nicht das ganze Ziel. Es gilt doch, eine Vorstellung zu vermitteln von dem Wachsen und Streben, von den Kämpfen und Irrungen, von der Lebensnot und Lebenskraft der Kirche. Es gilt, daſs das Hohe nicht ungewürdigt bleibe, das Gute nicht ohne Dank, daſs das Schlimme und Schwere auch der Vergangenheit mitempfunden, und daſs mit alledem das Ganze, die Kirche, uns teurer werde. Um die innere Zusammengehörigkeit zu nähren und zu befestigen, dazu ist eben Kenntnis des Gewordenseins ein stilles, aber treffliches Mittel, ein weit wertvolleres sicherlich als die emsigste Polemik nach auſsen hin, als ein Ausstatten mit der Rüstung der Beweisstellen für und gegen Einrichtungen und Lehren. — Auch die inneren Schwächen der eigenen Gemeinschaft seien, wo sie unerfreulich zu Tage getreten sind, nicht verschwiegen, auch in der fremden Sphäre ist das Gute zu würdigen, auch bei den offenbaren Abirrungen ein nicht unerfreulicher Ausgangspunkt, ein guter Grundgedanke oft genug aufzuzeigen. Man darf ja wohl auch auf dem Gebiete des Religionsunterrichts Vornehmheit des Tones wünschen und darf sie empfehlen, denn je höher das Gebiet liegt, desto weniger sollten wir unsere Menschlichkeiten mit hinaufnehmen. Das Zurücktretenlassen herber Polemik ist noch kein Beweis von Lauheit für die eigene Sache; diejenige Wärme ist die edlere, welche sich am

Positiven erweist, nicht im Verneinen. So ist es z. B. falsch, in dem Gange der Reformation nicht auch der dunklen Punkte zu gedenken, etwa die Doppelehe Philipps von Hessen zu verschweigen, denn dergleichen mufs sich später rächen; oder der Kläglichkeit der Führung des schmalkaldischen Krieges nicht ihr Recht zu erteilen, u. s. w; auch übel, etwa hinter der Erscheinung Luthers und seinem Werke die übrigen Reformatoren gar zu wenig zu Ehren kommen zu lassen, vielleicht zu eilig auf ihre Schwächen und Mängel einzugehn. Vom Übel ist es, den Ablafskram eines Tetzel und die katholische Ablafslehre an sich als eins zu behandeln, oder die ganze Entstehung und Entwicklung des Mönchtums nach dem Mafsstabe gewisser mönchischer Verkommenheit zu beurteilen, nicht die idealen Kräfte zu sehen, die sich darin offenbart haben, nicht die Schritte aufwärts, die Benedikt über Pachomius, Franciscus und Dominicus über Benedikt hinaus gethan haben, nicht alles das Reformatorische zu achten, was unserer Reformation vorausgegangen ist, nicht die hohen Gestalten allerwärts zu würdigen, wo sie auf dem Wege der kirchengeschichtlichen Entwicklung emporragen, seien sie grofse Hirten und Lenker oder grofse Lehrer und Bekehrer, oder Volksprediger, oder Sänger, oder Träger der Verinnerlichung, oder Wohlthäter gewesen: das alles mag und wird dienen zur Erwärmung, und deren bedarf es, nicht blofs damit der Unterricht ein freundliches Angesicht habe, sondern eine befruchtende Kraft werde.

Deren bedarf es ja auch insofern, als nicht etwa mit der Reformation des sechzehnten Jahrhunderts oder auch ihrer seitherigen Ausgestaltung ein Ziel endgültig erreicht ist, ein absolutes Gut errungen, das nun nur weiter übernommen und gehütet zu werden brauchte. Vielmehr, wie die Kirche, auch die evangelische Kirche, in jeder neuen weltgeschichtlichen Entwicklungsform neue Aufgaben erhält nach aufsen und innen, in jede neue Weltgestalt ihrerseits hineinwachsen mufs, um doch innerhalb ihrer sich selbst zu bewahren, immer neue Kämpfe aufnehmen und wo möglich neue Siege erringen, so möge auch das praktische Ergebnis des kirchengeschichtlichen Unterrichts sein das Bewufstsein in den Zöglingen, dafs es gilt weiterzuführen und an der Weiterführung nach dem Mafse der eigenen Kraft mitzuwirken. Es ist auch dem jungen Zögling ganz verständlich, oder wohl verständ-

lich zu machen, wie einer Periode der Weltflucht eine solche des Trachtens nach Weltherrschaft gefolgt ist, wie die Weltherrschaft umschlug in Weltknechtschaft, in thatsächliches Beherrschtwerden von der Welt, wie dann aber heiligende Weltdurchdringung als das eigentliche Ziel erkannt worden ist, und wie die Lösung dieser Aufgabe nicht enden, nicht abgeschlossen werden kann, so lange die Welt ist. Das ist verständlich zu machen, und verständlich sind auch alle die Erscheinungen der Vergangenheit zu machen, von denen wirklich bedeutungsvolle Wendungen ausgingen. Nicht in Kampf und Sieg der Dogmen sind diese beschlossen, und was nur dogmengeschichtliche Bedeutung hat, gehört schwerlich in die Schule — obwohl es dort zum Teil noch in aller Breite figuriert, z. B. der Gang der christologischen Lehrstreitigkeiten mit all seiner unsicheren Formelwahrheit und seinem unschönen, sehr menschlichen Hintergrunde eine vornehme Rolle zu spielen pflegt.

Aber unsere ganze Kirchengeschichte leidet ähnlich wie die allgemeine Weltgeschichte an Einseitigkeit; bei letzterer läfst das Militärisch-Politische nichts anderes zu recht lebensvoller Existenz kommen, und auch jene ist meist zu sehr Geschichte der grofsen kirchlichen Politie, und nicht genug — um einen unvollkommenen Ausdruck zu gebrauchen — geistliche Kulturgeschichte. In den erziehenden Unterricht hinein jedenfalls mufs mehr von diesem Charakter getragen werden; diejenigen Seiten des religiösen Lebens der Vergangenheit, welche in der Gegenwart grofsenteils den religiösen Wochenblättern oder Missionsschriften, und da in bestimmter Zubereitung, zum Gegenstande dienen, mehr das fromme Privatleben, mehr die innere religiöse Entwicklung Einzelner, mehr die Beziehungen zwischen der Religion und den tausendfachen Nöten der wirklichen Welt betreffen, alle diese Seiten liefsen sich ja auch in der Vergangenheit, in grofsem geschichtlichem Zusammenhang verfolgen und würdigen, sie liefsen gewifs auch, wie es der Schule gebührt, eine mehr ruhig objektive Behandlung und Darstellung zu, und sie würden ein fruchtbares Gebiet ergeben. Da hätten denn auch nicht wenige solcher Menschen zur Geltung zu kommen, die weder in Chorrock noch Kutte, noch in Pallium oder Soutane einhergewandelt sind. Natürlich dürfen die Gestalten, die sich so darbieten sollen, nicht mit ein paar formelhaften, dem Com-

pendium entnommenen oder von einem zum andern Compendium sich forterbenden Charakteristiken oder mit einigen anekdotenhaften Zügen abgethan werden; selbst von näherer Anschauung erfüllt, wird der Lehrer auch anschaulich darstellen können, ohne das freilich nimmermehr.

Und dies führt auf einen ferneren Punkt. Das Reden und Hören über die Geister ist so wenig wert, einen Hauch von ihnen selbst zu verspüren so wünschenswert! Man könnte doch wohl von manchen der Hauptträger der kirchengeschichtlichen Entwicklung eine gewisse Anschauung geben durch Lesen geeigneter Abschnitte aus ihren Schriften. Ein Lesebuch in diesem Sinne zusammenzustellen ist wohl gelegentlich versucht worden, in Benutzung aber ist es im allgemeinen sicherlich nicht. Daſs wenigstens der Lehrer manches vorlese, und damit seinen referierenden Unterricht stütze und belebe, wäre zu fordern; nur dürfte die Auswahl nicht von zu einseitigem Standpunkte aus erfolgen, sondern in so weitherzigem, auf das unmittelbar Wirkende gerichteten Sinne, wie es nun im Obigem schon öfter angedeutet worden ist.

Noch ein Nachtrag zur Behandlung der Kirchengeschichte. Auf der obersten Stufe unserer Schulerziehung gebührt es sich, daſs ein allgemein religionsgeschichtlicher Umblick mit ihr verbunden werde. Dies darf schon nicht verabsäumt werden als eine der natürlichen Forderungen der allgemeinen Bildung, und wo wäre die richtigere Stätte dafür als im christlichen Religionsunterricht? Oder, sollte auch im weltgeschichtlichen oder im litterarischen Unterricht die Rede hinlänglich darauf kommen, so dürfte deshalb doch hier eine Sammlung des betreffenden Einzelstoffs, eine Betrachtung desselben aus einem, aus dem höchsten Gesichtspunkt nicht unterbleiben. Von einer so weithin herrschenden Religion wie der Buddhismus muſs eine zulängliche Vorstellung vermittelt werden; die Perser sollen auch einmal anders als mit den Augen der Marathonsieger angesehen, die Römer in ihrer bangen innerlichen Abhängigkeit erkannt, die Griechen auch einmal in ihrer etwas fadenscheinigen Menschlichkeit erblickt, andrerseits aber auch von den Entwicklungsstufen der griechischen Gottesanschauung von der homerischen Naivität aufwärts die notwendige

Kenntnis gegeben werden, und natürlich auch der ganz unmündigen Formen der Religion bei den Naturvölkern gedacht werden. Oder ist von dieser Objektivität etwa eine Gefährdung der bestimmten konfessionellen Überzeugung zu besorgen? Wird ein freier Umblick ein allzu freies Überdenken und Prüfen anregen? Eine solche Befürchtung würde dem Vertrauen, dem Glauben des Fürchtenden wenig Ehre machen. Es ist hiermit ähnlich wie bei den Fragen nach der „Echtheit" der biblischen, insbesondere der neutestamentlichen Bücher. Geht der Lehrer so weit irre, daſs er bei Erwähnung der Abfassungsfragen das Wohlgefallen einer umstürzenden Kritik verrät, daſs Verneinung das Ergebnis bleibt und eine allgemeine Zweifelstimmung die Nachwirkung, so kann das pädagogische Urteil darüber nicht schwanken. Aber andrerseits wäre es nicht gut, den Zöglingen die Thatsache vorzuenthalten, daſs es hier ein Gebiet schwierigen und ernsten geistigen Forschens giebt; daſs ihnen z. B. von den auf sorgfältige Denkarbeit gestützten verschiedenen Anschauungen über die Entstehung des Johannesevangeliums eine Kunde werde, kann zum mindesten nicht schaden, wenn ihnen zugleich fühlbar wird, wie doch nicht an einer äuſseren und äuſserlich verbürgten Autorität der Wert des Buches hängt, sondern wie dieser Wert innerlich vorhanden ist und innerlich wahrnehmbar. Wem er es nicht wird, für den sind auch alle Autoritätsbeweise — eine Maschinerie von schwachen Drähten und Stricken. Und allen, die hier zagen und immer ängstlich hüten wollen, kann man nur zurufen: O ihr Kleingläubigen!

Eine gröſsere Weitherzigkeit, als sie auf den übrigen Gebieten zu herrschen pflegt, findet man gegenüber dem hymnologischen. Die hunderte von Liedern unserer kirchlichen Gesangbücher bilden ja, wenn man tiefer blickt, keineswegs in dem Sinne ein gleichartiges Ganze, wie es das unbefangene Gemeindeglied und auch wohl mancher etwas unbefangene Theolog daran zu besitzen meint. In ihnen ruhen recht weit auseinandergehende — nicht bloſs theologische Anschauungen, sondern religiöse Richtungen; hierher haben sie gewissermaſsen alle ihr Bestes niederlegen dürfen, hier sind alle Blüten willkommen um ihrer selbst willen, gleichviel auf welchem Strauche sie gewachsen, von wel-

chem Gärtner sie gezogen worden sind. Aber dieser Reichtum möge nicht blofs nach seinem Umfange gesehen, er möge etwas mehr innerlich gewürdigt werden. Man trifft für die Zwecke des Religionsunterrichts im allgemeinen eine enge Auswahl, oder vielmehr man bleibt einer längst getroffenen Auswahl treu. Dieses Wenige nicht blofs ungefähr kennen zu lehren, sondern ganz anzueignen, ist das an sich gesunde Princip. Und so haben wir den Cyklus der sogenannten Kernlieder, die man den Kleinen einprägt und bei den Grofsen nicht verloren gehen läfst. Dafs ihre Anzahl an sich zu gering sei, wird man nicht behaupten, da ja im Gegenteil oft genug über eine Überbürdung nach dieser Seite hin geklagt worden ist. Diese Überbürdung hängt, wo sie empfunden wird, freilich mehr zusammen mit der Thatsache, dafs vieles an den zu lernenden Liedern nicht recht verstanden wird oder werden kann, womit wir auf einen oben besprochenen Punkt zurückkommen. Indessen liegt doch auch im Auswendiglernen allein nicht das Heil; gerade über dem Auswendiglernen geht sehr oft das Gefühl für den Gedanken- und Empfindungsinhalt verloren, wie aufserdem auch der feinere Sinn für die Kunstform sich darüber abstumpft.

Während also die Anzahl der in untern und mittlern Klassen anzueignenden Lieder nur getrost so weit beschränkt werden mag als irgend zulässig erscheint, sollte doch der Gesichtskreis der erwachsenen Zöglinge mehr erweitert werden, und zwar durch eine etwas ausgebreitetere Lektüre der vorhandenen zugänglichen religiösen Dichtungen. Wesentlich handelt es sich hier wieder um Erwecken religiösen Innenlebens, und Empfindung entzündet sich an Empfindung, an der dichterischen zumal, denn das heifst an der vollsten, klarsten, schönsten. Natürlich mufs die didaktische Behandlung dieser Dichtungen sich unter Beobachtung alles dessen vollziehen, was für Poesie schlechthin gilt; die Erklärung mufs alle die nötige Zurückhaltung beobachten, darf sich nicht zwischen das Gedicht und die Hörer legen, darf nicht übergiefsen, nicht zerpflücken, sondern nur ins Licht stellen, wirklich nur „klären", sie darf namentlich nicht zum Gegenstand einer kalten Verstandesanalyse machen, was nicht der Sphäre des Verstandes angehört. Dafs eine solche Lektüre auch mit den — oben bezeichneten — Zweck erfüllt, Anschauung zu geben von dem inneren Leben hervor-

ragender geschichtlichen Gestalten, sei nur nebenbei erwähnt. Und so wird namentlich auch der Unterschied der in den Liedern zu tage tretenden Geistesart und Seelenrichtung, ja auch der positiven Anschauungen, des persönlichen Standpunkts, nicht etwa störend wirken, und nicht gefährdend, er mufs nicht etwa zur Gleichgültigkeit gegen positive Anschauungen überhaupt führen; klingen verschiedene Töne an das innere Ohr, so wird — da eben auch die Zöglinge verschieden geartet und gestimmt sind, bei dem einen mehr dieser, beim andern mehr jener den Wiederklang in der Seele wecken; ein Mifsklang oder ein gegenseitiges Sichaufheben der Eindrücke braucht nicht zu entstehen. Man duldet ja bereits, wie schon oben angedeutet, in der That Gellert neben Luther, duldet Zinzendorf neben Paul Gerhard, Scheffler neben Fleming, Tersteegen neben Klopstock, und duldet neben allen Grofsen so manche, die nicht viel mehr als wohlmeinende Reimer gewesen sind, denen man die Reimnot in der dritten Zeile anmerkt, denen die deutsche Sprache ein zu ungefüges Rüstzeug bleibt, oder die einen dogmatischen Satz oder den Gedankengang einer Predigt oder einen spielenden Einfall in Strophen umsetzen, oder die andrerseits in unglücklicher Stunde einen Hymnus der Bibel selbst auf das hölzerne Gestell ihrer Rhythmik gezwängt haben. Man duldet das nebeneinander im Buche: möge aber die Eigenart der grofsen religiösen Dichter aller der verschiedenen, oben angedeuteten Sphären als solche gradezu zum Bewufstsein kommen. Lernen wir die Geister nach ihrer Mannigfaltigkeit kennen, so wird der eine Geist, der in ihnen allen weht, das eine Licht, das in allen sich wiederspiegelt, um so reicher empfunden werden. *)

*) Bei der in diesem Sinne zu pflegenden hymnologischen Lektüre wäre denn auch der unveränderte Text der Dichtungen das Natürlichste. Im übrigen aber sei hier die Äufserung gestattet, dafs die Bewahrung des ursprünglichen Wortlauts der geistlichen Lieder keineswegs eine so unbedingte Pflicht ist wie man gegenwärtig vielfach meint. Nachdem man den innigen Zusammenhang des gewählten Ausdrucks mit der Eigenart der Empfindung lange Zeit allzusehr verkannt und an den kirchlichen Liedern nach Neigung jede sprachliche Umgestaltung sich erlaubt hatte, hat man sich dann auf die den Dichtern gebührende Achtung besonnen und den Originalausdruck so vollständig als möglich zurückbegehrt. Allerdings waltete dabei noch der andere Zweck, den Lehrbegriff der früheren Jahrhunderte dadurch wieder

In allem bis jetzt Entwickelten ist so viel von den Gelegenheiten zur Anregung religiösen Empfindens die Rede gewesen, daſs es scheinen kann, als ob solch gelegentliches Empfinden uns das eigentliche Ziel bilde. Daſs dies kein besonnenes pädagogisches Ziel wäre, ist offenbar. Das Bedürfnis, das Gefühlte auch denkend zu klären, es voll in das Licht des Bewuſstseins zu heben, es durch feste Bahnen mit dem übrigen Geistesleben in Verbindung zu setzen, dieses Bedürfnis ist vorhanden, oder muſs geweckt — und dann auch befriedigt werden. Während der ganzen Unterrichtszeit soll — je nach dem Maſse der entwickelten Kraft — von der Anschauung zum Begrifflichen hinübergeführt werden, und eine rechte begriffliche Klärung, die darum nicht nüchterne Scholastik werden muſs, ist nicht bloſs nicht zu meiden, sondern ist Pflicht. Freilich wird dabei manchmal Wortformulierung als Begriffserfassung durchgehn, wie das auf so vielen Unterrichtsgebieten geschieht, aber die Aufgabe bleibt darum doch bestehen. Ganz besonders ist es gegen den Schluſs der gesamten Schulunterrichtszeit nur natürlich, daſs den mannigfachen Einblicken nun ein Überblick folge, daſs die gewonnenen Begriffe zu einem Ganzen sich ordnen, daſs die Aneignung zu einer klar bewuſsten werde. Wir kommen da also zu etwas wie System. Im grunde nicht erst auf dieser abschlieſsenden Stufe; schon der Katechismus bedeutete ja nichts anderes als ein Lehrsystem, und zwar ein ganz ausführliches und gegliedertes, und mit ihm ward auf weit früherer Stufe abgeschlossen. Das ist aber doch nur eine Notausrüstung,

mit zu stützen, wie man mit den sprachlichen Abänderungen groſsenteils rationalistische Zwecke verfolgt hatte. Für den kirchlichen und Schulgebrauch ist man unserer bestimmten Überzeugung nach in der Wiederherstellung jetzt groſsenteils zu weit gegangen. Wo die Sprache durch die Art ihrer Bilder, oder durch Darbietung von Ausdrücken, die für unsere Empfindung jetzt einen wesentlich anderen Inhalt gewonnen haben (denn solch allmählich sich vollziehender Wandel ist eben immer da), oder wo formelles Ungeschick die reine Aufnahme der geistlichen Dichtung stört oder unterbricht, da sollte besonnene Änderung nicht gescheut werden; litterarische Dokumente zu sein, ist ja nicht der Hauptzweck der Lieder; lebendiger Besitz der Gemeinde sollen sie bleiben oder immer neu werden, und die Geister der Verfasser würden nicht mit Unfreude auf das in solcher Weise sich stets verjüngende Leben ihrer Werke herniederblicken. Über die Pietät vor dem, was unserer Väter war, geht auch hier das heilige Interesse der Lebenden und Kommenden.

und wessen allgemeine Geistesausbildung eine Reihe von Jahren weitergeführt wird, dem müssen sich auch auf diesem Gebiete neue Bahnen öffnen; zu der von ihm zu erwerbenden Reife gehört natürlich ein anderes Mafs von Selbständigkeit der Erfassung und Verarbeitung — auch des religiösen Bildungsstoffes.

Damit ist schon angedeutet, worin uns das Abschlufsziel zu bestehen scheint. Wie verhält sich dazu die wirklich herrschende Lehrpraxis? Allerwärts verzeichnet man systematische Belehrung, Glaubenslehre, als eins der „Pensa“ des Primakursus. Ohne Zweifel ist der Betrieb derselben recht verschieden, je nach der persönlichen Art, Richtung, Befähigung des Lehrenden, die ja bei dem gesamten Religionsunterricht stark zur Geltung kommt und kommen darf. Man wird nicht unrecht thun, wenn man annimmt, dafs die Behandlung dieser Glaubenslehre manchmal der gewohnten des Katechismus gleichartig bleibt, und noch gewisser ist, dafs sie oft wesentlich theologischen Charakter an sich trägt. Ein Compendium aus dem Compendium, ein Excerpt aus dem Kollegienheft wird es nicht selten sein, was geboten wird; lateinische Termini erheben den Betrieb in die Sphäre des exakt Wissenschaftlichen, und einige dazu auftauchende griechische bedeuten noch tiefere Gründung; auf Definitionen, auf Distinktionen und Formeln wird man vielfach hinstreben, sie übermitteln, sie einprägen und reproduzieren lassen und dabei ausruhen. Hat doch die Theologie in ihren grofsen öffentlichen Kämpfen so oft bei der Formel stillgestanden, auf der Formel ausgeruht, das wirkliche Wesen menschlichen Wortes verkennend. Ein Höheres strebt schon der philosophierende Betrieb an, wobei der Lehrer die Brücke zu schlagen trachtet zu dem sonstigen Inhalt des Denkens, auch Fragen anregt und Zweifel verstattet, namentlich aber gegnerische Standpunkte zur Sprache kommen läfst, um sie ein für allemal zu widerlegen. Indessen kann es doch nicht zu gründlichen Erörterungen kommen, die scheinbar entscheidende Schlacht war nur ein leichtes Geplänkel, ein Vorpostengefecht, der Gegner wird mehr *in effigie* abgethan, auch mit den Fragen der Schüler ist es nicht so sehr Ernst, ihnen ist es mehr als um Aufklärung um die Zufriedenheit des Lehrers und künftigen Examinators zu thun, ihre geistige Selbstthätigkeit bleibt gering, über das Recipieren und Reproduzieren erhebt sie sich kaum. Sie ist also weit

geringwertiger als bei der Lektüre, wo Verständnis erarbeitet werden mufs. Und das innere Verhältnis, das sich zu diesem Stoffe bildet, bleibt ein kühles, fragwürdiges, das ist öffentliches Geheimnis, wenigstens so weit man überhaupt Blick für das Innere hat. Damit es ein näheres, wärmeres und lebendigeres werde, wäre gröfsere Selbstthätigkeit, wäre mehr Bewegung in dem Stoff selbst vonnöten; das ist das normale Bedürfnis dieses Alters und dieser Bildungsstufe, und das allein verbürgt einen Bildungserfolg.

Und diese Forderung ist doch auch nicht ganz unerfüllbar. Vielleicht freilich will man sie von vornherein abweisen, weil man dabei eine zu grofse geistige Befreiung fürchtet, weil man mutwillig die Vernunft auf den Thron zu setzen, dem Menschenverstande zu gefährliche Rechte zu geben meint. Das alles ist gar nicht nötig, ist mit Obigem nicht gesagt. Man lasse nur z. B. aus der bewältigten neutestamentlichen Lektüre das Begriffliche gemeinsam gewinnen und das Gewonnene gemeinsam ordnen, man lasse so ein Ganzes von unten nach oben erwachsen, aus den Zeugnissen die Sätze, aus der Anschauung des Lebendigen die Begriffe — was zunächst eine ganz schlichte Art sogenannter „biblischer Theologie“ ergäbe; und wenn dann das erwachsende „System“ in Wirklichkeit mehr nur die Vorahnung eines Systems ist, wenn fertige, feste Definitionen nur hier und da, dogmatische Vollständigkeit gar nicht gewonnen wird, nicht alle Abstände überbrückt, nicht alle Fugen ausgefüllt, nicht alle Verbindungen hergestellt, nicht alle Konsequenzen gezogen werden, wenn der Zirkel nicht ehern geschlossen ist, so kann auch wohl auch hier, und hier grade ganz sicher, die Hälfte mehr sein als das Ganze: die Hälfte, die im Innern Wurzel hat, wertvoller als das Ganze, das von aufsen gebracht wurde, das Fragen schon löst, die in der Seele noch gar nicht sich geöffnet haben, das da mehr abstumpft als anregt, und die Gleichgültigkeit mit vorbereitet, die nachher so vielfach wahrgenommen und so laut beklagt wird. Oder mufs deren Ursache durchaus in der Oberflächlichkeit der Zöglinge oder der Unwürdigkeit ihrer Umgebung liegen? War eine Rüstung gut gearbeitet, die so leicht schadhaft wird, oder die man so rasch abwirft?

Aber auch einer stofflichen Ergänzung bedarf die herkömmliche Lehrbethätigung auf diesem abschliefsenden Gebiete; und wie die so eben vorgeschlagene Umwandlung der Methode, so soll auch diese Ergänzung dahin wirken, dafs echteres Leben in diesen Unterricht eindringe, und zu dem gesamten geistigen Leben gewissere Beziehung gewonnen werde. Wie die systematische Theologie die beiden Gebiete Dogmatik und Ethik umfafst, so findet sich unter dem aufgezeichneten systematischen Unterrichtsstoff der Schulen nicht selten christliche Glaubens- und Sittenlehre. Aber wie schon in der Theologie selbst die letztere offenbar ein weit weniger gepflegtes Gebiet ist (von den bekanntesten Bearbeitern meist nur als eine Art von Corollar zur Dogmatik behandelt), so wird denn auch im Unterricht thatsächlich wenig Ernst mit ihr gemacht. Man scheint ordentlich eine gewisse Scheu davor zu haben, ihr eine ernste, eingehende, selbständige Bemühung zuzuwenden, man scheint fast zu fürchten, dafs Ethik hinauslaufen müsse auf oder genommen werde für rationalistische Moral, und dafs man damit vor der eigentlichen Aufgabe des Religionsunterrichts in bedenklicher Weise ausbiege, der Welt die Hand reiche und den Himmel lasse. Und doch wäre es — nicht blofs dem ganzen Schul-Religionsunterricht, sondern auch der weiteren Sphäre der Religionspflege nur heilsam, wenn sie in dieser Art in die Welt einginge, mehr als es jetzt zu geschehen pflegt. Denn man kann die wirkliche Welt nicht heiligend durchdringen, wenn man möglichst jenseits ihrer Wirklichkeiten bleibt: nichts aber ist wirklicher in ihr als seelische Zustände und Beziehungen. Es ist aber aufser jener Scheu noch etwas anderes im Spiele: da das Gebiet so wenig bebaut ist, so bedarf es besonderer Selbständigkeit und Kraft bei dem, der es betreten will; es heifst da vielfach die Wege selbst bahnen, die Verbindungen erst finden. Wenigstens dann, wenn die Normen der Pädagogik walten sollen. Diese aber fordert eben nicht Anhören, Aufschreiben und Wiedergeben, sondern sie fordert — auf dieser obersten Stufe zumal — denkende Bethätigung innerhalb des Stoffgebiets.

Und im grunde bietet sich das ethische Stoffgebiet zu einer solchen auch ganz vortrefflich dar. Ja, es wird in der That schon oft genug betreten, aber allerdings nur mehr zufällig, nebenbei, nicht nach bewufstem Plane, sondern einer Überlieferung gemäfs,

nicht im Religionsunterricht, sondern im „deutschen“. Die deutschen Aufsätze zumal gelten ja nicht selten dem ethischen Gebiete. Ob der Deutschlehrer als solcher dazu besser befähigt ist als der Religionslehrer, oder ob es ihm näher oder ihm allein nahe liegt? Das alles ist doch wohl mit Nein zu beantworten. Der letztere sollte eher eifersüchtig sein und seine Hand auf ein Gebiet legen, auf welchem der andere leicht minder Ernstes, minder Tiefgegründetes und Hochgerichtetes einführt. Die Erwähnung von Aufsätzen erinnert uns daran, dafs man ja bis vor kurzem, in gewissen Provinzen wenigstens, im Religionsunterricht besondere Aufsätze anfertigen liefs, und zwar nicht sowohl zu zusammenhängendem Nachweis des erworbenen Wissens oder zu einer Art schriftlicher Beurkundung der gewonnenen Überzeugung, sondern vielmehr zur Pflege und zur Bestätigung des ernsteren geistigen Interesses für dieses Gebiet. Dieser Gedanke war an sich nicht schlecht, und es wird zum teil an der unvollkommenen Art der Pflege dieses Aufsatzes durch die Religionslehrer gelegen haben, wenn man ihn nun verbannt hat, nachdem unselbständiges Nachsprechen hier, plattes Räsonnement dort, nachdem hier heuchlerische Salbung, dort vorwitziges Urteilen sich gezeigt hatte. So soll denn auch der Wiedereinführung nicht etwa das Wort geredet werden; aber diejenige Arbeit, derjenige Unterrichtsbetrieb, woraus die rechten Aufsätze hätten erwachsen können, soll kurz bezeichnet und nachdrücklich empfohlen werden. Zu gemeinsamem Durchdenken, unter Zuhilfenahme der gesamten gewonnenen inneren Erfahrung (und die innere Erfahrung eines 18jährigen Jünglings ist keineswegs gering, wenn man nur hineinzublicken und das Schlummernde ins Bewufstsein zu rufen vermag), unter Anschlufs namentlich auch an die Eindrücke aus sonstigen Unterrichtsgebieten, dem geschichtlichen, dem dramatischen u. s. w., zu solchem Durchdenken bieten sich bei der biblischen Lektüre zahlreiche Stellen dar. Sie könnten die Themata bilden, denen ein ähnliches Durchsprechen gewidmet würde, wie es im deutschen Unterrichte namentlich als Vorbereitung der Aufsätze geschieht, unter guter Vorarbeit des Lehrers, aber so, dafs seine Beherrschung des Gedankengebietes die Gedanken der Zöglinge hervorlockt, kurz katechetisch, oder möglichst mäeutisch. Sollten sich dazu nicht Stellen eignen wie die folgenden? Lafs dich nicht das Böse überwinden, sondern über-

winde du das Böse mit Gutem. Oder: So jemand sich läfst dünken, er sei etwas, so er doch nichts ist, der betrügt sich selbst. Oder: In allen Dingen lasset uns beweisen als die Diener Gottes etc. Oder: Ich kann niedrig sein und kann hoch sein etc. Oder: Trachtet nicht nach hohen Dingen, sondern haltet euch herunter zu den niedrigen. Oder: Seid niemand nichts schuldig, denn dafs ihr euch unter einander liebet. Oder: Einer komme dem andern mit Ehrerbietung zuvor. Oder: Lafset uns ablegen die Werke der Finsternis, und anlegen die Waffen des Lichts. Oder: Das ist Gnade, so jemand um des Gewissens willen zu Gott das Übel verträgt etc. Oder: Als die Freien, und nicht als hättet ihr die Freiheit zum Deckel der Bosheit etc. Oder: Wenn jemand dieser Welt Güter hat und siehet seinen Bruder darben, und schliefst sein Herz vor ihm zu, wie bleibt die Liebe Gottes bei ihm? Oder: Ist es möglich, soviel an euch ist, habt mit allen Menschen Frieden. Oder: Wer sich aber rühmet, der rühme sich des Herrn.

Und aus der Behandlung solcher Themata, die freilich nicht zu leicht sind, aber auch nicht allzu schwer, die auf eine Erledigung nicht durch Formel und Phrase hinweisen, sondern durch geordnetes Denken und geklärte Empfindung, aus ihrer Besprechung kann (zumal der Lehrer ja seine Wahl schon unter bestimmtem Gesichtspunkte treffen kann) allmählich eine bescheidene Art von zusammenhängender, sich in einander schliefsender religiöser Ethik erwachsen, die denn wirklich nicht blofs angemessener Abschlufs dieses Unterrichts wäre, sondern auch Wert hätte als Vorbereitung für die innere Entwicklung jenseits der Schule.

Dafs es dieses Gebiet auch sei, welchem namentlich die Vermittlung mit den sonstigen Unterrichtsgebieten obliege, braucht kaum noch gesagt zu werden. Das Fehlen oder doch die Unzulänglichkeit einer solchen Vermittlung oder Verbindung bei dem jetzt noch vorherrschenden Stand der Dinge ist auch eins von den öffentlichen Geheimnissen dieses Gebiets: man fühlt vielfach eine frostige Jenseitigkeit; für das Bewufstsein, für das Seelenleben der Zöglinge wird keine rechte Einheit gewonnen, und auch das ist eine von den Ursachen, weshalb man hinterher so oft über Abfall und Gleichgültigkeit zu klagen hat. Doch

diesem Gegenstande sei hier eine eingehende Betrachtung nicht gewidmet, wie sehr er auch eine solche vertrüge. Natürlich müfsten die Hände zugleich hinüber und herüber gereicht werden.

Das heifst allerdings an den Lehrer grofse Ansprüche stellen. Aber wer nicht grofse Ansprüche an sich stellen lassen will oder nicht selbst stellt, wer nicht bereit ist, das Höchste anzustreben, wenn es ihm gezeigt wird, der sollte nicht den Beruf des Religionslehrers zu dem seinigen machen. Wohl ist es auf diesem Unterrichtsgebiete besonders schwierig, selbständige Schritte zu versuchen und doch nicht vom festen Pfade abzukommen. Wohl liegt die Versuchung besonders nahe, vom Stoffe an sich die heilvolle Wirkung zu erwarten, auch wo die Zubereitung und Darbietung mangelhaft wäre. Aber wenn auf dem Gebiete der Heilkunst niemand in der Heilmittellehre schon die Therapie zu haben glaubt, wie sollte man nicht der Heilslehre eine besondere Übermittlungskunst beigesellen wollen? Und dafs man an das Werk, bis es vollendet ist, seine ganze Seele setze, das verlangt jede Kunstübung, auch die viel geringere; wie viel gewisser eine so hohe!

Hier wurden freilich nur Andeutungen geboten, die Ausführung des Einzelnen konnte nicht beigegeben werden. Vielleicht haben die blofsen Andeutungen doch einen Wert wenigstens für den, der selbst schon ähnlich empfunden hat oder zu empfinden vermag. Auch ist kein bestimmter theologischer Standpunkt erkennbar gemacht: aber in der That, die pädagogische Bethätigung mufs von einem solchen im wesentlichen unabhängig bleiben können. Dafs sogar unsere Sprache sich von der gewohnten Terminologie unabhängig hielt, möge nicht Anstofs geben; es konnte so deutlicher gesagt werden, was gemeint war. Das Eine wenigstens werde nicht verkannt: dafs nicht Einreifsen unser Wunsch war, sondern vielmehr Aufbauen.

Druck von Theodor Hofmann in Gera.

Neu erschienen:

Jahresberichte über das höhere Schulwesen

herausgegeben von

Conrad Rethwisch.

1. Jahrgang. 1886.

VIII u. 368 S. Lex.-8⁰. = 8 Mk.

Mitarbeiter: die Herren

Oberschulrat Dr. **A. von Bamberg** in Gotha (Griechisch). — Prof. Dr. **H. Bellermann** in Berlin (Gesang). — Realgymnasiallehrer Dr. **O. Bohn** in Berlin (Geographie). — Prof. Dr. **C. Euler** in Berlin (Turnen und Gesundheitspflege). — Zeichen-Inspektor **F. Flinzer** in Leipzig (Zeichnen). — Gymnasial-Direktor Dr. **R. Jonas** in Krotoschin (Deutsch und philos. Propädeutik). — Oberlehrer Dr. **H. Loeschhorn** in Berlin (Französisch und Englisch). — Oberlehrer Dr. **E. Loew** in Berlin (Chemie und Naturkunde). — Oberlehrer Dr. **C. Rethwisch** in Berlin (Allgemeines). — Gymnasiallehrer Dr. **A. Thaer** in Berlin (Mathematik und Physik). — Oberlehrer Dr. **E. Schmiele** in Berlin (Geschichte). — Oberlehrer Dr. **H. Ziemer** in Kolberg und Gymnasiallehrer Dr. **F. Müller** in Salzwedel (Latein).

Die „Jahresberichte“ sind bestimmt, die Grundzüge im fortschreitenden Entwicklungsgang des höheren Schulwesens durch eine zusammenfassende Überschau vorzuführen. Eine **erste** Abteilung behandelt die **allgemeinen Angelegenheiten** der höheren Schule, eine **zweite** umfafst die **einzelnen Lehrfächer.**

„Die Jahresberichte sind ein hochbedeutsames, vielversprechendes Unternehmen, eine wahre Festgabe für jeden strebenden Schulmann. Ich zweifle nicht, dafs die hier niedergelegte Arbeit dem höheren Schulwesen Deutschlands zum Segen gereichen wird.“ Prof. Dr. Gustav Richter-Jena in „Lehrproben und Lehrgänge, Heft XIII.“

Jahresberichte der Geschichtswissenschaft

im Auftrage der

Historischen Gesellschaft in Berlin

herausgegeben von

J. Hermann und **J. Jastrow.**

VI. Jahrgang (1883). XVI u. 898 S. gr. 8⁰. 22 Mk.

Der VII. und VIII. Jahrgang (1884 und 1885) sind unter der Presse und erscheinen im Laufe des Jahres 1888. Der IX., X. u. XI. Jahrgang (1886—1888) befinden sich in Vorbereitung.

Seit 1873 erscheinen in meinem Verlage:

Mitteilungen aus der historischen Litteratur.

Herausgegeben von der

Historischen Gesellschaft in Berlin.

Vierteljährlich ein Heft gr. 8⁰. **Preis des Jahrgangs 6 Mk.**

Die „Historische Gesellschaft in Berlin“ liefert durch die „**Mitteilungen aus der historischen Litteratur**“ ausführliche Berichterstattungen über die neuesten historischen Werke mit möglichster Bezugnahme auf den bisherigen Stand der betreffenden Forschungen. Sie glaubt, da der Einzelne nicht alles auf dem Gebiete der Geschichte Erscheinende durchsehen, geschweige denn durcharbeiten kann, den Lehrern und Freunden der Geschichte einen Dienst zu leisten, wenn sie dieselben durch objektiv gehaltene Inhaltsangaben in den Stand setzt, zu beurteilen, ob für ihren Studienkreis die eingehende Beschäftigung mit einem Werke nötig sei oder nicht.

R. Gaertners Verlagsbuchhandlung, Hermann Heyfelder, Berlin SW.

Druck von Th. Hofmann in Gera.

F.X. BEER, Kgl. Hofbuchbinder
MÜNCHEN
Weinstrasse Nro 18/II

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Münch, Wilhelm,

Vermischte Aufsätze über Unterrichtsziele und Unterrichtskunst an höheren Schulen

Berlin 1888

Paed.th. 4053

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11870645-5